MDCXL

Cotta'sche Bibliothek der Weltlitteratur

LESSING

Cotta'sche Bibliothek

der

Weltlitteratur.

Lessing.

<36626560180015

Lessings
sämtliche Werke

in zwanzig Bänden.

Herausgegeben und mit Einleitungen versehen
von
Hugo Göring.

Fünfter Band.

Inhalt:
Dramatische Entwürfe und Fragmente.

Stuttgart.
J. G. Cotta'sche Buchhandlung. | Gebrüder Kröner, Verlagshandlung.

Druck von Gebrüder Kröner in Stuttgart.

Inhalt.

Einleitung.

Lessings dramatische Entwürfe haben nicht nur litterarhistorischen Wert, sondern können auch modernen Dichtern manchen Stoff zu neuen Arbeiten bieten. Wundert man sich über die bunte Mannigfaltigkeit der Gegenstände, so erwäge man die charakteristischen Worte, die Lessing als junger Publizist an seinen Vater schrieb: „Wenn man nicht versucht, welche Sphäre uns eigentlich zukommt, so wagt man sich oftmals in eine falsche, wo man sich kaum über das Mittelmäßige erheben kann, da man sich in einer andern vielleicht bis zu einer wundernswürdigen Höhe hätte schwingen können."

Der dramatische Nachlaß wurde von dem Bruder des Dichters, Karl Gotthelf Lessing, 1784—1786 herausgegeben. Lachmann und Dr. Fechner zogen eine Reihe noch gänzlich unbekannter Fragmente ans Licht. Was aber für die Vollständigkeit dieser Sammlung geschehen konnte, das hat Boxberger geleistet, dem wir in unserer Ausgabe folgen. Der erste Herausgeber des Nachlasses sagte:

„In verschiedenen Zeitungen und Journalen habe ich gefunden, daß man zur Herausgabe der nachgelassenen Schriften meines Bruders gewisse Hoffnung gemacht, und ob ich gleich nicht weiß, aus was für Grunde, so kann ich doch daraus füglich schließen, daß Nachfrage darnach sein müsse, ohne die ich wohl noch lange angestanden hätte, an ihre Bekanntmachung zu denken, so sehr ich auch von ihrer Nützlichkeit überzeugt bin.

„Der theatralische Nachlaß ist nicht so groß, als manche Zeitschrift ihn gemacht, die von hundert und mehr Planen zu Lust- und Trauerspielen gewähnt. Ob mein Bruder deren jemals so viel entworfen, kann ich weder bejahen noch verneinen. Er war gewohnt, meistens jährlich seine Papiere zu mustern und alles davon zu vertilgen, was ihm zu bearbeiten der Mühe nicht mehr wert schien. Möglich, daß er auch manches von dem, was da ist, mit der Zeit vernichtet hätte, gewiß aber, daß er nichts, den ‚Schlaftrunk' und die ‚Matrone von Ephesus' ausgenommen, so gelassen hätte, wie es nunmehr erscheint."

Und der Dichter selbst schreibt am 28. Oktober 1768 an seinen Bruder: „Meine Sudeleien von entworfenen Komödien könnte ich dir leicht geben; aber du würdest sie sicherlich nicht nutzen können. Ich weiß oft selbst nicht mehr, was ich damit gewollt. Ich habe mich immer sehr kurz gefaßt und mich auf mein Gedächtnis verlassen, von welchem ich mich nunmehr betrogen sehe."

Nach Boxbergers Vorgange bieten wir die Fragmente in chronologischer Reihenfolge. So fallen in Lessings Leipziger Studienjahre 1746—1748: Hannibal, Giangir, Die Matrone von Ephesus, Der Leichtgläubige, Der gute Mann, Der Vater ein Affe, der Sohn ein Geck, Die beiderseitige Ueberredung. Während seiner publizistischen Thätigkeit in Berlin und Wittenberg 1749—1755 entstanden: Der Freigeist, Henzi, Das befreite Rom, Weiber sind Weiber, Tarantula, Crébillons Catilina, Thomsons Tankred, Thomsons Agamemnon, Justin, Palaion — Vor Diesem!, Die aufgebrachte Tugend, Die Witzlinge, Der Dorfjunker. Seinem zweiten Aufenthalte in Leipzig und Berlin 1755—1760 gehören an: Faust, Die glückliche Erbin, Virginia, Fatime. Aus der Periode des Nationalkrieges, während welcher Lessing in Breslau und Berlin war, stammen: Alcibiades, Kleonnis, Ludwig und Aurora, Eraclio und Argila, Fenix, Der Schlaftrunk. Der Periode der Meisterschaft (Hamburg und Wolfenbüttel) 1767—1777 gehören an: Tragische Sujets, Komische Sujets, Nachspiele mit Hanswurst, Das Horoskop, Spartacus, Der Galeerensklave, Die Gebrüder Dürer, Werther der Bessere. Während der theologischen Streitigkeiten 1777 bis 1780 schrieb der Dichter den ersten Entwurf von Nathan.

Hannibal.

In den Jugenddramen und Entwürfen Lessings tritt schon das Bestreben hervor, den Anforderungen der Bühne zu genügen. Sucht er hier reformierend neue Pfade auf, so schließt er sich dort dem Zeitgeschmack gemäß an Gottsched, dort an Weiße an; bisweilen auch begnügte er sich mit Uebersetzungen französischer Dramen. So übersetzte er, um Freiplätze im Theater zu haben, mit seinem Freunde Weiße das Trauerspiel von Marivaux „Hannibal" in gereimte Alexandriner. Karl Lessing hielt es für eine eigene Dichtung seines Bruders und unterließ deshalb sowie wegen der poetischen Wertlosigkeit desselben die Veröffentlichung. Boxberger gab es zum erstenmal nach dem Originale unter den Breslauer Papieren heraus. Die Ueberschrift rührt nicht von Lessing her.

Giangir oder der verschmähte Thron.

Dieser „Versuch eines Trauerspiels" datiert vom 17. April 1748 und scheint gleichzeitig mit einer Tragödie des Studienfreundes Lessings, Chr. F. Weiße, „Mustafa und Giangir", entstanden zu sein. Weißes Quellen waren Thuans Geschichte seiner Zeit und Busbecks Türkische Briefe, während Lessings Quelle noch nicht nachgewiesen ist. Nach Danzel erzählt Thuan folgendes: Soliman II. hatte einen Sohn Mustafa aus erster Ehe und eine Konkubine Roxelane, die jenen rechtmäßigen Thronerben verdrängen und ihre Söhne in den Vordergrund bringen wollte, unter denen Zeangir der jüngste war. Um Solimans Gunst zu gewinnen, äußerte sie den Wunsch, eine Moschee und eine Karawanserai zu bauen. Als ihr der Mufti erklärte, das Werk würde nicht zum Heile ihrer, sondern Solimans Seele gereichen, da sie Sklavin sei, stellte sie sich lebensüberdrüssig und bewog dadurch Soliman, sie freizulassen. Durch weitere Intriguen unter dem Deckmantel der Religion gelang es ihr, zur rechtmäßigen Gattin Solimans erhoben zu werden.

Marmontels Erzählung „Soliman II." und Favarts Lustspiel, über welches Lessing in der „Hamburgischen Dramaturgie" (33. bis 36. Stück) schreibt, folgen jenem Berichte. Nach Danzels Mitteilung aus Thuans Historien ließ Roxelane durch einen Brief den Mustafa bei dem Sultan als Verschwörer verleumden, worauf derselbe 1553 ermordet wird; Zeangir, der ihn zärtlich liebt, nimmt sich das Leben. — Lessing gibt der Handlung eine wirksamere Wendung, indem er statt der Politik die persönliche Ehre zum Motiv des tragischen Ausganges macht. Voxberger vergleicht die ganze Einkleidung der Intrigue mit der Rahmenerzählung der „Sieben weisen Meister".

Der reimlose Alexandriner, den Lessing hier nach dem Vorgange J. E. Schlegels ausnahmsweise gebraucht, folgt dem Typus des französischen Metrums, indem die Cäsur in der Mitte liegt und weibliche mit männlichen Verspaaren abwechseln, während bei Schlegel die Cäsur in die fünfte Silbe gelegt, der Ausgang der Cäsur weiblich, der Ausgang des Verses männlich gemacht wird.

Die Matrone von Ephesus.

Auch dieses Fragment verdankt Weiße die Anregung, der denselben Gegenstand als Lustspiel behandelt und dieses auf dem Neuberischen und anderen Theatern mit Beifall hatte aufführen lassen. Lessing verfaßte den Plan und die erste Ausführung wahr-

scheinlich schon in Leipzig, die zweite in Hamburg, wo ihn das einaktige Lustspiel von Houdar de la Motte zu neuer Bearbeitung des Stoffes anregte. In der „Dramaturgie“ (36. St.) sagt Lessing: „Man kennt dieses beißende Märchen [Die Matrone v. E.], und es ist unstreitig die bitterste Satire, die jemals gegen den weiblichen Leichtsinn gemacht worden. Man hat es dem Petron tausendmal nacherzählt, und da es selbst in der schlechtesten Kopie noch immer gefiel, so glaubte man, daß es ein ebenso glücklicher Stoff auch für das Theater sein müsse. Houdar de la Motte und andere [Chapman und Pierre Brinon] machten den Versuch; aber ich berufe mich auf jedes feinere Gefühl, wie dieser Versuch ausgefallen. Der Charakter der Matrone, der in der Erzählung ein nicht unangenehmes höhnisches Lächeln über die Vermessenheit der ehelichen Liebe erweckt, wird in dem Drama ekel und gräßlich. Wir finden hier die Ueberredungen, deren sich der Soldat gegen sie bedient, bei weitem nicht so fein und dringend und siegend, als wir sie uns dort vorstellen. Dort bilden wir uns ein empfindliches Weibchen ein, dem es mit seinem Schmerze wirklich ernst ist, das aber den Versuchungen und ihrem Temperamente unterliegt; ihre Schwäche dünkt uns die Schwäche des ganzen Geschlechts zu sein; wir fassen also keinen besonderen Haß gegen sie; was sie thut, glauben wir, würde ungefähr jede Frau gethan haben; selbst ihren Einfall, den lebendigen Liebhaber vermittelst des toten Mannes zu retten, glauben wir ihr des Sinnreichen und der Besonnenheit wegen verzeihen zu müssen; oder vielmehr eben das Sinnreiche dieses Einfalls bringt uns auf die Vermutung, daß er wohl auch nur ein bloßer Zusatz des hämischen Erzählers sei, der sein Märchen gern mit einer recht giftigen Spitze schließen wollen. Aber in dem Drama findet diese Vermutung nicht statt; was wir dort nur hören, daß es geschehen sei, sehen wir hier wirklich geschehen; woran wir dort noch zweifeln können, davon überzeugt uns unser eigener Sinn hier zu unwidersprechlich; bei der bloßen Möglichkeit ergötzte uns das Sinnreiche der That, bei ihrer Wirklichkeit sehen wir bloß ihre Schwärze; der Einfall vergnügte unsern Witz, aber die Ausführung des Einfalls empört unsere ganze Empfindlichkeit; wir wenden der Bühne den Rücken und sagen mit dem Lykas beim Petron, auch ohne uns in dem besonderen Falle des Lykas zu befinden: Si justus imperator fuisset, debuit patrisfamiliae corpus in monimentum referre, mulierem adfigere cruci. Und diese Strafe scheint sie uns um soviel mehr zu verdienen, je weniger Kunst der Dichter bei ihrer Verführung angewendet; denn wir verdammen sodann in ihr nicht das schwache Weib überhaupt, sondern ein vorzüglich leichtsinniges,

liederliches Weibsstück insbesondere. — Kurz, die Petronische Fabel glücklich auf das Theater zu bringen, müßte sie den nämlichen Ausgang behalten und auch nicht behalten, müßte die Matrone so weit gehen und auch nicht so weit gehen. — Die Erklärung hierüber anderwärts."

In seinen beiden Entwürfen gibt Lessing die Erklärung. Petronius ist die Quelle unserer Erzählung, die nach Dunlops Geschichte der Prosadichtung in Liebrechts Uebersetzung lautet:

Eine vornehme Ephesierin ist bei dem Tode ihres Gatten mit den gewöhnlichen Zeichen von Kummer nicht zufrieden, sondern steigt noch mit dem Leichnam in das Grabgewölbe, um sich dort ihrem heftigen Grame so lange hinzugeben, bis sie aufgerieben sei. Weder ihre eigenen Freunde noch die ihres verstorbenen Gemahls vermögen ihren Vorsatz zu erschüttern. Endlich begibt sich ein gemeiner Soldat, der bei den Leichen einiger ans Kreuz geschlagener Verbrecher Wache hält, damit diese nicht von ihren Verwandten herabgenommen würden, und der in der Gruft ein Licht schimmern sieht, in diese, wo er die Schönheit der trauernden Witwe voll Bewunderung anstaunt und letztere endlich dazu beredet, zu essen, zu trinken und sich dem Leben wiederzuschenken. In der nämlichen Nacht auch, noch in der allerersten Zeit ihres Kummers, noch gehüllt in die Trauergewänder und sogar in dem Grabe ihres hingeschiedenen Gatten, ergibt sie sich diesem neuen und unbekannten Liebhaber. Sobald der Soldat aus dem unterirdischen Brautgemache in die Oberwelt emporsteigt, sieht er, daß inzwischen der Leichnam eines der Verbrecher fortgeschafft worden ist. Er kehrt hierauf zu seiner Geliebten zurück, um mit ihr im voraus die Strafe zu beklagen, die ihn wegen der Vernachlässigung seiner Pflicht erwartet; sie befreit ihn jedoch alsobald von seiner Unruhe, indem sie ihm vorschlägt, den Leichnam des von ihr so schwer bejammerten Gemahls statt des Verbrechers ans Kreuz zu nageln.

In den „Contes Chinois" von Abel Rémusat hat die Erzählung eine Schlußwendung, die an Klingemanns unbedeutende Ausführung des Lessingschen Fragmentes erinnert:

„La Matrone du pays de Soung. Ein Weiser, namens Tschuang-tseu, begegnet einst auf einem Begräbnisplatze einer jungen Witwe, welche das Grab ihres Mannes mit ihrem Fächer fächelt und auf sein Befragen ihm mitteilt, daß sie ihrem verstorbenen Gatten auf dem Totenbette versprochen, sich nicht eher wieder zu vermählen, als bis die Erde des Grabhügels an dem einen Ende ganz trocken wäre, was sie durch das Fächeln zu beschleunigen sucht. Der Weise bewirkt dies ihr zuliebe sehr schnell und kehrt nach

Hause zurück. Seine Frau, der er den Vorfall mitteilt, schmäht heftig die Unenthaltsamkeit jener Witwe und sagt, sie würde als Witwe nie wieder heiraten. Bald darauf stirbt Tschuang-tseu, und seine Witwe ist anfangs trostlos. Bald jedoch kommt ein ehemaliger Schüler ihres Mannes, welcher der Leiche seines Lehrers die letzte Ehre erweisen und dann seine Bücher zu ferneren Studien benutzen will. Sie nimmt ihn in ihr Haus auf, verliebt sich in ihn, und kurzum, der Hochzeittag wird festgesetzt, nachdem der Leichnam in eine elende Hütte geworfen worden ist. Im Begriff, das hochzeitliche Lager zu besteigen, fällt der Bräutigam in Krämpfe, welche, wie sein Diener sagt, nur durch das Gehirn eines noch nicht lange gestorbenen Menschen, mit Wein vermischt und so getrunken, beseitigt werden können. Die Braut eilt mit einer Axt zu dem Leichnam ihres Mannes, haut erst den Sarg entzwei und will eben der Leiche den Schädel einschlagen, als ihr Mann von einem längern Scheintote erwacht und mit ihr nach Hause zurückkehrt. Die Nichtigkeit ihrer anfänglichen Ausflüchte wird bald klar, worauf sie vor Scham sich erhängt, ihr Mann aber das Haus nebst ihrer Leiche und allem anderen in Brand steckt; der Schüler und sein Diener sind jedoch inzwischen entflohen."

Die Novelle schließt mit der Bemerkung, daß man auf die Treue der Frauen nicht zu stark bauen dürfe, ehe man sie genau geprüft habe.

Der Leichtgläubige.

Dieses Fragment schließt sich der Zeit nach an das vorige an und ist wie jenes durch ein fünfaktiges Lustspiel Weißes veranlaßt worden. Weißes Stück wurde aufgeführt, erfuhr aber den Tadel Lessings, daß es nur eine Pièce à tiroir sei, da es nur Situationen eines Leichtgläubigen ohne den bindenden Fortgang einer gut angelegten Fabel darstelle. Lessing suchte im Wetteifer mit seinem Freunde die Fehler des Weißeschen Stückes zu verbessern und entwarf einen neuen Plan. Er nahm dazu aus Wycherleys „Country Wife" den Charakter des Sparkish. Sein Entwurf zeigt, wie Danzel sagt, ebenso viel französische Dürftigkeit wie das Stück des Wycherley englische Ueberladung. Das Bedientenpaar Johann und Lisette, in deren Händen die Intrigue liegt, erinnert an Marivaux oder Molières Vorbild, die falsche Freundschaft Courtals gegen Woldemar an Lessings „Damon". Weiße, der, wie er in seiner Selbstbiographie sagt, Lessing in allem für seinen Meister erkannte, zog nach einigen Jahren seinen „Leichtgläubigen" vom Theater zurück.

Der gute Mann.

Congreves „Double-dealer“ ist das Muster dieses Entwurfes. Lessing schließt sich, wie Danzel sagt, an die Haupthandlung des Engländers an, aber er vereinfacht sie. Ein Herr Plyant (Triffel bei Lessing), seine zweite Frau und seine Tochter aus erster Ehe Cynthia (Flora) bilden den Mittelpunkt beider Stücke; Mellefont (Valer), ein ehrlicher Mann, der auch Gegenliebe findet, und Maskwell (Thimant), ein Intrigant, bewerben sich um die Hand des Mädchens; der erstere trägt sie davon. So weit stimmen beide Stücke überein. Aber bei dem Engländer ist Maskwell in allem die Hauptperson, wie denn auch von ihm die Komödie den Namen hat. Maskwell läßt durch eine Lady Touchwood, eine Tante des Mellefont, mit welcher er in ehebrecherischer Vertraulichkeit lebt und die auch Mellefont zu verführen gesucht hat, die Lady Plyant überreden, der letztere habe es eigentlich auf sie und gar nicht auf ihre Stieftochter abgesehen, um dadurch seine Verbindung mit der letzteren zu hintertreiben; endlich wird er nach vielen anderen Schurkenstreichen mit der Lady Touchwood auf der That ertappt und so entlarvt, während indessen ein Freund des Mellefont, Careleß, der Lady Plyant den Hof gemacht und sie damit beschäftigt hatte, so daß sie bei ihrem schwachen Gatten nicht ernstlich gegen Mellefont wirken konnte. Dagegen läßt Lessing gerade im Gegenteil die ganze Intrigue des Thimant darin bestehen, daß er der Frau Triffel den Hof macht, die dann sich von ihm geliebt glaubt; Lisette, das Dienstmädchen der Frau Triffel, ist auf seiner Seite; die Gegenmine der Liebenden besteht darin, daß auch hier der Frau Triffel ein Cicisbeo gegeben wird, der nun überdies den Thimant bei ihr aussticht; es ist aber eine frühere Geliebte des Thimant, Cynthia, welche denselben nicht verlieren will, als Philander verkleidet; sie bekommt dieselben Szenen, welche im Englischen Careleß hat; Lisette, die hier freilich wider Gewohnheit die Ueberlistete ist, schließt das Stück, wie sie es begonnen hat.

Der Vater ein Affe, der Sohn ein Geck.

Der Entwurf der vier ersten Szenen eines auf fünf Akte berechneten Lustspiels zeichnet in dürftigen Zügen nach französischem, in manchen Einzelheiten nach englischem Muster zwei Modegecken und eine Situation, die auf eine leicht durchzuführende Intrigue hinweist. Auch hier treten geläufige Motive und die gewandte Lenkerin der Liebesschicksale auf, die wir als Lisette kennen.

Die beiderseitige Ueberredung.

Der unfertige Entwurf und das Fragment eines Schäferspieles in gereimten Alexandrinern bietet keinen Anhaltspunkt zur Beurteilung der Motive, durch welche die verliebte Thestylis sich bestimmen läßt, den Grundsätzen der spröden Sylvia zu folgen. Der in französischen Vorbildern verbrauchte Gegenstand mochte den jungen Dichter selbst nicht zur Vollendung des Bruchstückes reizen.

Der Freigeist.

Eine neue Epoche seiner dramatischen Thätigkeit begann für Lessing in Berlin, wo er im Verkehre mit ernsten, gebildeten Männern wie Nicolai und Moses Mendelssohn zu tiefen wissenschaftlichen Studien angeregt wurde und zu theoretischer Vertiefung gelangte. In jene Zeit fällt sein Freigeist (vgl. Bd. II, S. 15 und 210—292 unserer Ausgabe). In der „Theatralischen Bibliothek“ analysiert Lessing das Lustspiel von de l'Isle, welches ihm das Thema seiner Dichtung gab, „Les caprices du coeur et de l'esprit“ und bemerkt dazu: „Die Fabel dieses Stückes hat mit der Fabel meines Freigeistes so viel Gleichheit, daß es mir die Leser schwerlich glauben werden, daß ich den gegenwärtigen Auszug nicht dabei sollte genutzt haben. Ich will mich also ganz in der Stille verwundern, in der Hoffnung, daß sie mir wenigstens eine fremde Erfindung auf eine eigene Art genutzt zu haben zugestehen werden.“ „Und in der That,“ bemerkt Danzel, „gibt sich hierbei eine Eigentümlichkeit kund, welche Lessing von allen seinen Vorgängern unterscheidet. In dem Stücke des de l'Isle haben wir zwei verlobte Paare, die sich aber übers Kreuz lieben, weil man die gleichartigen Gemüter verbinden wollte, da doch nur ungleichnamige Pole einander anziehen. Lessing faßte die Sache tiefer; er begnügte sich nicht mit einem bloßen Gegensatz der Temperamente, sondern er legte den beteiligten Personen eine entgegengesetzte Denkart in den wichtigsten Dingen unter, er machte den Milden und Ernstgesinnten zum Prediger, den Sanguiniker zum Freigeist und fand dadurch zugleich für die Bedienten derselben im Anschluß an Holberg einen bestimmten Charakter heraus, in welchem die Tendenzen ihrer Herren parodiert wurden, und dadurch machte er sein Stück zu einer Meinungsäußerung über diese Dinge selbst.“

Außer de l'Isle diente der dänische Lustspieldichter Holberg unserem Autor als Vorbild. In Bezug darauf sagt Danzel: „In Johann, dem Bedienten des Freigeistes, sind zwei Holbergsche

Charaktere contaminiert, erstlich, wegen seines eitlen Franzosensinnes, weil er in Paris gewesen, der Jean de France, und alsdann wegen seiner Freigeisterei, die als eine französische Untugend ganz hierher gehörte, und insofern sie auf die lächerlichste Weise zu schanden wird, Leander in den ‚Irrtümern', und auch der Gegensatz zum freigeistischen Johann, der dumme Martin, hat sein Vorbild bei Holberg: in einem Entwurf zum ‚Freigeist' unter den Breslauer Papieren ist die Hauptszene des Johann, wo er traurig persifliert wird, gleich im voraus ausgearbeitet. Allein wenn wir von diesen Einzelheiten absehen, wird sich das Verhältnis Holbergs zu Lessing in ähnlicher Weise herausstellen wie das des Plautus zu demselben. Lessing mag sich auch an diesem Dichter erfrischt und zu einer unbefangeneren und drastischeren Auffassung des Lebens erkräftigt haben, aber sein Lustspiel ist an und für sich ein anderes als das Holbergsche, welches, so vortrefflich es in seiner Art ist, doch ganz entschieden zur Posse hinneigt; die Verschiedenheit läßt sich am besten in dem zuletzt angeführten Beispiel einer materiellen Entlehnung von seiten Lessings demonstrieren: er hat hier den Bedienten beigelegt, was in den Holbergschen Stücken die Narrheit der Hauptpersonen ausmacht."

Die Jenaische Gelehrte Zeitung vom 18. Oktober 1749 schrieb in einem jedenfalls von Naumann, einem Freunde Lessings, verfaßten Artikel: „Berlin. Man erwartet hier eine Sammlung lesenswürdiger Lustspiele, welche ehestens die Presse verlassen und den sinnreichen Herrn Lessing aus Camenz in der Oberlausitz zum Verfasser haben. Man wird darin folgende Stücke, deren Aufschriften die Neugier reizen, antreffen: 1) Den jungen Gelehrten, 2) Die alte Jungfer, 3) Die Stärke der Einbildung, 4) Weiber sind Weiber, in fünf Aufzügen, 5) Der Jude, in einem Aufzuge, 6) Der Freigeist, in fünf Aufzügen und in Versen." Die letzte Hand jedoch, sagt Danzel, wurde erst nach 1754 an das Stück gelegt. Den 3. Mai 1755 sagt Lessing bei Gelegenheit der Ankündigung des fünften und sechsten Teils seiner „Schriften" in der Vossischen Zeitung: „Das große Stück im fünften Teile heißt ‚Der Freigeist'. Diesen Charakter auf die Bühne zu bringen, kann so leicht nicht gewesen sein, und es wird auf das Urteil der Kenner ankommen, ob die Schwierigkeiten glücklich genug überwunden worden. Wer nicht zu lachen genug darin findet, mag sich an dem darauffolgenden Nachspiele ‚Der Schatz' erholen." Den 12. Mai 1767 wurde das Stück zu Hamburg aufgeführt, und Lessing schrieb darüber in der „Dramaturgie": „Man kennt ihn hier unter dem Titel des beschämten Freigeistes, weil man ihn von dem Trauerspiele des

Herrn v. Brawe, das eben diese Aufschrift führt, unterscheiden wollen. Eigentlich kann man wohl nicht sagen, daß derjenige beschämt wird, welcher sich bessert. Adrast ist auch nicht einzig und allein der Freigeist, sondern es nehmen mehrere Personen an diesem Charakter teil. Die eitle, unbesonnene Henriette, der für Wahrheit und Irrtum gleichgültige Lisidor, der spitzbübische Johann sind alles Arten von Freigeistern, die zusammen den Titel des Stücks erfüllen müssen. Doch was liegt an dem Titel? Genug, daß die Vorstellung alles Beifalls würdig war. Die Rollen sind ohne Ausnahme wohl besetzt, und besonders spielt Herr Böck den Theophan mit alle dem freundlichen Anstande, den dieser Charakter erfordert, um den endlichen Unwillen über die Hartnäckigkeit, mit der ihn Adrast verkennt und auf dem die ganze Katastrophe beruht, dagegen abstechen zu lassen." Der Freigeist von v. Brawe war zuerst in dem Anhang zum 1. Bande von Nicolais Bibliothek der schönen Wissenschaften, I, S. 97 ff. gedruckt worden. Auch Otway hat ein Stück „The Atheist" geschrieben.

Boxberger teilte zum erstenmal den Entwurf **vollständig** nach dem Breslauer Manuskripte mit (Bd. II, S. 212—221 uns. Ausg.).

Wir bemerken, daß es in unserer Ausgabe Bd. II, S. 15, Z. 3 v. u. heißen muß: „Vgl. Isabelle und Leonore in ‚Ecole des Maris', sowie Hyacinthe und Zerbinette in ‚Fourberies de Scapin'."

Samuel Henzi.

Zu den bedeutendsten Fragmenten gehört „Samuel Henzi", in welchem nach dem Einflusse der Franzosen schon, wie Danzel bemerkt, das überwältigende dramatische Genie Shakespeares an Lessing herantritt. Henzi sollte, wie Boxberger hinzufügt, ein römischer Brutus im modernen Gewande, ja im französischen Gewande, wenigstens in betreff der Versart und der drei Aristotelischen Einheiten, aber im Shakespeareschen Geiste werden, ohne Liebesintrigue.

Nicht nur aus der Gleichzeitigkeit mit dem politischen Ereignis jener Berner Verschwörung, sondern auch aus einer Notiz Karl Lessings läßt sich schließen, daß das Fragment „Henzi" im Jahre 1749 entworfen und ausgeführt worden ist. Lessing hatte durch die Rüdigersche Zeitung, an der er seit 1748 thätig war, und durch mündliche Erzählungen einen „vorteilhaften Begriff" von Henzi bekommen. Was jetzt von dem Leben und den Leistungen des Berner Patrioten bekannt ist, hat Prof. Dr. J. J. **Bäbler** in seiner Monographie „Samuel Henzis Leben und Schriften" (Aarau 1880) in zuverlässiger Darstellung zusammengefaßt.

Lessing hat, wie er sagt, sein Urteil nach öffentlichen Nachrichten und mündlichen Berichten gebildet. Wie Bäbler durch interessante Dokumente nachweist, war Samuel Henzi ein vielseitig gebildeter, dichterisch begabter Mann und energischer, ehrenwerter Charakter, für den unser Dichter sich mit Recht begeistern konnte. Das dramatische Fragment wurde von Michaelis sehr günstig recensiert: „Der Anhang des Trauerspiels ‚Henzi‘, so im 2. Teil Seite 148—180 (der Schriften Lessings von 1753) steht, hat alles vorige übertroffen. Eine Probe können wir davon nicht geben, denn alles ist Probe: der Affekt ist unnachahmlich stark, die Kürze und das Ende ist uns recht verdrießlich gewesen, und wenn Herr Lessing unsere Bitte bei sich gelten lassen will, so wird er es uns bald ganz zu lesen geben.“

Im polemischen Sinne erklärten die „Göttinger Gelehrten Anzeigen“ vom 23. März 1754, eine authentische Mitteilung aus der Schweiz, — von Haller, wie man vermutet, der seit 1745 dem großen Rat in Bern angehörte —, Lessing habe gegen die erste Forderung der Tragödie gefehlt, indem er die Charaktere unrichtig dargestellt, was selbst die antike Dichtung verwerfe: „wenn man aber eine andere Geschichte beschreibt, so hat man eine noch viel größere Verpflichtung, die Wahrheit zu sagen. Und hier hat Herr Lessing gar sehr gefehlt, ob wir wohl ganz gerne diesen Fehler auf diejenigen mündlichen Nachrichten zurückschieben, die er zum Grunde des Trauerspiels gelegt hat. Wir sind aber der Wahrheit und Gerechtigkeit schuldig, die Charaktere der unglücklichen Verschworenen nach der Natur abzuschildern, weil sie unser Dichter zum Nachteil einer beträchtlichen Republik verstellt hat. Es ist aktenmäßig durch die Bekenntnisse der Schuldigen erwiesen, daß Micheli Ducret, der eben damals schon in einem freien Gefängnisse war, nicht der Urheber der blutigen Ratschläge ist, die man in Bern hat ausführen wollen. Er war und ist noch ein Enthusiast für die Demokratie, und er gab den Verschwornen Räte, aber nicht so grausame. Die grausamen Anschläge sind in Fuetters, Wերniers und anderer Gehirne teils ausgebrütet und teils gehegt worden, und Henzi hat sich denselben gar nicht widersetzt. Er war dabei so wenig ein Mitglied des Rates oder seines Amtes beraubt als einer der anderen, und sie hatten alle wohl Ursache, wenn es ohne Laster hätte geschehen können, eine Veränderung ihrer Umstände zu wünschen. Werniers Charakter ist unendlich verstellt, und Micheli hat niemals daran gedacht, die Zusammenverschwörung zu offenbaren. Wir wollen das Unglück schonen und diejenigen, die ihre Uebelthat mit ihrem Blute bezahlt haben, in ihrem bedauerlichen Grabe ruhen lassen, sonst könnten

wir alles in ein helleres Licht setzen und zumal vom Henzi ganz andere Gemütseigenschaften erinnerlich machen, als ihm der Herr Lessing zuschreibt." Diese und Füeßlis Entgegnung im 14. Bande des „Hamburgischen Magazins", die Henzi zu einem Rebellen stempeln will, haben denselben sittlichen Wert wie die Berner Staatsresolution vom 8. Januar 1751, ein Trauerspiel über „Henzi" zu unterdrücken, wenn ein solches erscheinen sollte.

Die Originalberichte der Voßischen Zeitung sprechen in ihrer Einfachheit überzeugender und beredter, als alle Entgegnungen. Sie lauten:

Kolmar, vom 8. Julius 1749. Schon seit einigen Monaten hatte sich ein heimlich Gerücht in der ganzen Schweiz ausgebreitet, daß die Einwohner einiger Kantons, da sie der Ruhe und des Glücks, dessen sie genossen, indem ganz Europa dem Schrecken des Krieges zum Raube ausgesetzet war, müde gewesen, anfingen, sich zu bewegen, in der leeren Einbildung, daß sie sich in glücklichere Umstände setzen wollten. Man nennte sogar diejenigen Städte, wo man sagte, daß das Feuer unter der Asche glimme, und es fehlte nicht viel, daß man nicht auch die Häupter des Komplotts genennet hätte. Da sich aber diese Gerüchte gelegt, sowohl weil einige Regierungen sie nur verachteten und öffentlich widerlegten, als auch wegen der klugen Maßregeln, die man zu gleicher Zeit ergriff, die verborgnen Feinde des Staats in Unordnung zu bringen, wofern ihrer wirklich da wären, so hätte man nicht, wie es itzo bei Ankunft der letzten Kuriers aus der Schweiz geschiehet, zu vernehmen vermutet, daß Donnerstags den 3. Julius die Regierung der Stadt Bern die Stadtthore hat schließen lassen und sie bei Abgang des letzten Kuriers noch verschlossen gehalten, nachdem sie die Bürgerschaft die Waffen ergreifen heißen; daß sie 22 Personen von verschiedenem Stande in Verhaft nehmen lassen, und daß sie Cirkularschreiben an die übrigen Regierungen des Schweizerbundes geschickt, worinne sie ihnen von denen Entdeckungen Nachricht gegeben, welche sie gezwungen, so verdrießliche Zwangsmittel zu ergreifen. Einige von denen Briefen, welche man mit den letzten beiden Posttagen erhalten hat, versichern ausdrücklich, daß wenn die Regierung nicht den Aufrührischen beizeiten zuvorgekommen wäre, diese sich in sehr kurzer Zeit hätten imstande befinden können, die Staatsverfassung ihres Vaterlandes umzukehren, und dieses unter dem scheinbaren Vorwande, daß sie den Weg zu allen obrigkeitlichen Aemtern ohne Unterschied allen Einwohnern der Stadt und des Kantons öffnen wollten, wenn sie die dazu erforderlichen Eigenschaften hätten, ob sie gleich weder durch das Blut noch durch einen Bund eine Gemeinschaft

mit den Familien hätten, welche im Besitz der Aemter und Würden des Staats sind.

Basel, vom 9. Julius. Wegen des gedrohten Aufruhres in Bern ist der Herr Fouettre nebst 20 bis 21 Bürgern in Verhaft gebracht worden. Am 3. dieses waren die Thore selbiger Stadt noch geschlossen, und man hat ihrer noch täglich mehr gefänglich eingezogen, weil man vernommen, daß über 70 Familien, welche keine Gemeinschaft mit der Regierung haben, in das Komplott verwickelt und willens sind, die Regierung auf denjenigen Fuß zu setzen, auf welchem sie ihrem Vorgeben nach nach den Grundgesetzen des Kantons sein soll. Man nennt unter den gefangenen Personen auch den Herrn Michael Ducret, aus Genf gebürtig, welcher schon öfters wegen Aufruhr, sowohl in Frankreich als in der Schweiz, teils flüchtig werden müssen, teils in Verhaft genommen worden. Er ist von starker Einsicht und hat die Historie und die Gesetze der Schweiz sehr wohl inne. Er hat im Gefängnisse 100 Pfund Eisen an sich.

Bern, vom 9. Julius. Man hat in die hiesige Zeitung folgenden Artikel eingerücket: „Es hatten allhier einige Bürger eine Art einer Zusammenverschwörung gemacht, welche, dem Himmel sei Dank! nicht zum Ausbruch gekommen ist. Die Regierung hat, sobald sie davon Nachrichten erhalten, die Schuldigen oder diejenigen, die man dafür hielt, in Verhaft nehmen lassen, deren Anzahl sich auf 20 erstrecket. Die Befehle, sich derselben zu bemächtigen, sind ohne Widersetzung und ohne Aufruhr ausgerichtet worden. Alle redliche Bürger haben durch ihre gute Aufführung zu erkennen gegeben, wie sehr sie ein solches Komplott verabscheuen, und merkliche Zeichen von ihrer Neigung gegen die Regierung von sich gegeben. Man ist eifrig beschäftiget, den Schuldigen den Prozeß zu machen. Man hat einige Miliz von den umliegenden Gegenden in die Stadt rücken lassen, die gute Ordnung zu erhalten und die Bürgerwache zu unterstützen."

Schaffhausen, vom 10. Julius. Man redet hier von nichts als von der Entdeckung des schrecklichen Komplotts, welches zu Bern angesponnen, und welches selbige Stadt, wenn es wäre ausgeführet worden, auf das grausamste hätte verwüsten können. Den ersten Nachrichten zufolge, welche man davon erhalten, war die Absicht der Zusammenverschwornen, sich aller Zugänge zu dem Ort, wo die Regierung ihre Versammlungen hält, zu bemächtigen, alle Glieder der Regierung umzubringen, zu gleicher Zeit die Stadt an allen vier Ecken anzuzünden und sich der allgemeinen Verwirrung zu der Hauptabsicht ihres Komplotts, nämlich zur Veränderung der Regierungsform, zu bedienen.

Bern, vom 12. Julius. Die letztgedachten Zusammenverschwornen haben die abscheuliche Absicht gehabt, den Magistrat und einige von den vornehmsten Bürgern zu ermorden, sich des Schatzes zu bemächtigen und sich hernach zu Herren der Regierung zu machen. Dieser entsetzliche Entwurf sollte in der Nacht zwischen dem 5. und 6. dieses ausgeführet werden. Eins von den Häuptern der Zusammenverschwornen war schon ausgegangen, in selbiger Nacht 7 bis 800 Bauern, deren sich die Mißvergnügten versichert hatten, in die Stadt zu bringen. Ein Leutnant, welcher an einem Thore Wache halten sollte, sollte sie hereinführen. Man hatte sich vorgenommen, durch Feuer und Schwert zu seinem Zwecke zu gelangen, aber der Anschlag ward beizeiten entdeckt. Es sind 60 Personen in Verhaft. Einige davon sind schon verurteilet, und man versichert, daß die Rädelsführer auf den 14. dieses werden mit Pferden voneinandergerissen und andere lebendig gerädert werden. Itzo ist übrigens allhier alles ruhig.

Basel, vom 12. Julius. Der Bernische Zufall macht hier viel Aufsehen. Die Mißvergnügten in Bern beklagen sich, daß die Bürger, welche man sonst stets als Patricios beobachtet, sich seit ohngefähr einem halben Jahrhunderte aller Freiheiten und Vorzüge beraubt sähen, welche ihnen, wie sie sagen, als einem freien Volke zugehöreten. Diese Privilegien bestünden unter andern in der Freiheit, den Magistrat zu erwählen, und in der Fähigkeit, bei diesen Wahlen wie auch bei den andern Aemtern, welche offen werden, in Betrachtung gezogen zu werden. Sie sagen, man habe sie nicht eben gerade ganz ausgeschlossen, sondern nur ihnen alle Zugänge verschlossen. Ferner klagen sie, daß wegen des Anwachses der vier Familien, welche, wie sie vorgeben, die Hälfte des Magistrats ausmachen, die alte Regierungsform zu einem solchen Grade der Oligarchie gebracht worden, daß man ohne Einwilligung dieser Familien niemals zu einem Amte gelangen könne, auch nicht einmal zu Kriegsdiensten außer Landes, und daß man aus Allem eine Art eines Monopolii mache. Sie beschuldigten die Regierung, daß sie ohne Grund behaupte, es sei eine formelle Akte da, in welcher die Bürgerschaft ihren Vorzügen entsaget hätte. Indessen scheinet es doch, daß sie selbst daran zweifeln, weil sie, wofern sie vorhanden wäre, sich auf die Ungültigkeit einer Akte stützen, welche die Grundgesetze der ganzen Republik umkehrt. Sie gründen sich übrigens darauf, daß die Patricierfamilien bis hieher fähig erkannt worden, erwählet zu werden. Im Jahr 1710 übergaben einige der vornehmsten Bürger dem Magistrat eine Bittschrift, worinne sie ihn baten, diese Beschwerden abzuthun. Eine andere Gesellschaft von Bürgern versuchte eben

dieses im Jahr 1744. Aber die Folge von diesem Unternehmen war, daß diejenigen, welche diese Bittschriften unterzeichnet hatten, auf einige Jahre verwiesen wurden. Da die Mißvergnügten vorgeben, daß diese beiden Bittschriften nicht in solchen Ausdrückungen abgefasset gewesen, welche mit Recht ihren Verfassern diesen Unwillen hätten zuziehen können, so haben sie nicht für ratsam gehalten, sich wieder einem solchen Verfahren bloßzustellen, sondern sie haben den Entschluß gefasset, den Gliedern der Regierung ihre Propositionen auf eine Art vorzutragen, welche sie zu einer ungesäumten Entschließung zwingen könnte. Man redet noch ganz unterschiedlich von der Art, wie sie diesen Entschluß auszuführen gesucht haben. Dieses ist gewiß, daß einer aus dem Komplott am 3. dieses die Zusammenverschwörung dem Oberlandvogte entdecket hat. Er nennte ihm zugleich 22 Personen von den Vornehmsten des Komplotts. Diese Entdeckung ward zwei bis drei Tage eher gemacht, als die Sache sollte ausgeführet werden. Der Oberlandvogt gab insgeheim den Gliedern der Regierung hiervon Nachricht, worauf beschlossen ward, sich der 22 Häupter der Zusammenverschwörung mit so wenig Aufsehen, als es möglich wäre, und zu gleicher Zeit zu bemächtigen. Damit man von der geschwinden und treulichen Ausführung der genommenen Maßregeln desto besser versichert sein möge, schickte man die jüngsten Glieder der Regierung sehr spät aus, und es gingen ihrer immer Zwei und Zwei zu den angezeigten Personen, welche sie wegnahmen und ins Gefängnis führten, ausgenommen zwei, welche Mittel gefunden haben, sich davon zu machen.

Basel, vom 15. Julius. Die letzten Briefe von Bern thun immer noch von der Zusammenverschwörung Meldung, wie auch von den Folgen, welche sie bis itzo gehabt, und den Maßregeln, zu welchen sie Gelegenheit gegeben. Diese Nachrichten sagen alle, daß Herr Michael Ducret in der That eines von den drei Häuptern des gefährlichen Komplotts ist, und daß die zwei andern der Herr Fouettre, Thorleutnant, und Herr Henzi sind. Man hat unter ihren Papieren den ganzen Entwurf des vorgehabten Unternehmens gefunden. Ihro Excellenzen zu Bern fahren fort, alle nötige Maßregeln zu nehmen, und es haben noch 400 Mann die Wache in der Stadt. Die Städte und das Land Vaux und unter anderen Lausanne, Vevay, Morges und Role haben Deputierte von ihren Conseils abgeschickt und der Regierung zu Bern alles dasjenige anbieten lassen, was sie bei diesen Umständen thun können, sie ihrer Treue und Zuneigung zu versichern.

Basel, vom 17. Julius. Man hat Nachricht von Bern, daß die Vornehmsten unter den Zusammenverschwornen sind: der Kapitän Henzi und sein Bruder, der Kaufmann Gabriel Fouettre

und der Maler eben dieses Namens, der Goldschmied Hug und der Gerber Kühn.

Basel, vom 18. Julius. Am verwichenen Freitag wurden zu Bern drei von den Vornehmsten des Komplotts ordentlich und außerordentlich verhöret und den Dienstag darauf verurteilet. Einer, nämlich der Hr. F . ., ward dazu verdammet, daß ihm erst die Hand und hernach der Kopf sollte abgehauen werden, die zwei andern, nämlich H . . und V . ., sollten auch den Kopf verlieren. Diese Urteile sind vorgestern zu Bern an dem gewöhnlichen Orte vollstrecket worden. Als man sie peinlich verhörte, rührte ein Kreis von Tambours die Trommeln, und bei der Exekution stiegen eben diese Tambours auf das Schafott und hatten Befehl, zu trommeln, wenn die Delinquenten etwan eine Rede an das Volk halten sollten; es hatte aber keiner keine Lust, noch eine Probe seiner Beredsamkeit abzulegen. Es liegen noch 17 Mitverschworne in Ketten und Banden. Dreißig andre haben Hausarrest, und 8 sind entwischt. Viere von diesen sind in Solothurn gewesen und haben bei dem französischen Ambassadeur um Schutz angehalten. Da aber dieser ihnen gedrohet, daß er sie wolle arretieren lassen, sind sie nach Italien geflüchtet. Der Magistrat zu Bern ergreift alle zur Erhaltung der Ruhe nötige Maßregeln. Er ließ an dem Tage der Exekution zwei Eskadrons Dragoner und ein starkes Detachement Infanterie zur Wache in die Stadt rücken. Die Kommission, welche den übrigen Mitverschwornen den Prozeß machen soll, setzt ihre Sitzungen sehr fleißig fort. Die Glieder derselben essen zu Mittage und abends auf dem Rathause und gehen erst abends um 10 Uhr aus einander. Man vermutet in kurzem noch mehr Exekutionen. Michaeli Ducret ist noch nicht auf der Tortur gewesen, aber er ist wieder noch enger eingeschlossen worden.

Auszug eines Schreibens von Bern, vom 19. Julius. Von denen Chefs der allhier entdeckten Konspiration ist am Mittwoch der Henzi (welchem ohnlängst Gnade erteilet worden, indem er bannisieret war) enthauptet worden. Ein gleiches ist auch dem Kaufmann Wernier widerfahren, dem Stadtleutnant Fuetter aber, weil er denen Uebelgesinnten außerhalb die Thore hat aufmachen wollen, zuerst die rechte Hand und sodann der Kopf abgehauen worden. Vor diesen armen Sündern marschierte eine Kompanie Dragoner her, darauf auf beiden Seiten die Stadtwacht, hinter ihnen aber eine Kompanie Reiter. Es wird bei denen nicht bleiben, sondern bis Montag wieder Blutgericht gehalten werden. Des hingerichteten Werniers Bruder, der im Spital einen Posten gehabt, hat sich flüchtig gemacht, ist aber wieder erhaschet worden. Des

Henzis Bruder hat sich in der Gefangenschaft entleiben wollen. Es sitzet noch ein Fuetter gefangen, ein anderer aber hat sich davon gemacht, auf welchen meine gnädige Herren tausend Pfund geboten haben. Außer diesem ist auch noch ein Fuetter nebst anderen Bürgern mehr durchgegangen. Viele haben Hausarrest, man glaubet aber, es seien ein und andere unschuldig. Das Examen mit denselben gehet des Morgens um 5 Uhr an und währet oft bis in die Nacht. Die Wohlgesinnte sind aufgeweckt, und etliche Kompanien Landvolk befinden sich in der Stadt. Die ältesten Herren des großen Rats halten Wacht. Unter dem Gefängnisturm läßt man niemand passieren. Die Stückhauptleut samt den Konstablern sind Tag und Nacht auf ihrer Hut. Die Stadtthore werden von den Herren des Rats geschlossen. Abends schlagen 17 bis 18 Tambours um. Die Offiziers sind meistens Herrn des großen Rats. Es ziehet alles unter einander, Herr, Bürger und Bauer, auf, welches traurig aussieht. Es sind in der Stadt Zelten für die Bauern aufgeschlagen. Es ist erbaulich, wie sie des Morgens ihr Gebet verrichten und darauf einen Morgengesang singen, ehe sie auf ihre Posten gehen. Das Landvolk ist insgemein willig, aber man gehet auch sehr liebreich mit demselben um. Der Mr. Michaeli (sonst Ducret genannt), welcher hier im Spital war, ist anfangs angeklaget worden, als wenn er den Uebelgesinnten alle Anleitung gebe, deswegen er auch stark gefesselt eingestecket worden; er soll aber nicht viel Anteil daran haben, und glaubet man dahero nicht, daß ihm etwas widerfahren wird. In dem Moment vernehme ich, daß man des hingerichteten Werniers Bruder, den Fuetter und den Rotgerber hieher bringe, welche also dem Tod nicht entgehen dürften.

Bern, vom 26. Julius. Man siehet und höret allhier folgende kurze Apologie der hiesigen Mißvergnügten: „Unsere Bürger, die sonst von ebenso guter Familie sind als unsere Obern, deren Väter oft mehr zum Staat beigetragen als diejenigen, die uns die Last auflegen, und die sonst auch Mitglieder bei Aemtern gewesen, sind schon über 50 Jahre dieses Rechts beraubet und ausgemerzet und dürfen sich nicht einmal als freie Bürger in einer Republik regen. Wir haben vor Zeiten nach unsern Grundgesetzen das Recht gehabt, die Senatoren und höchsten Offizianten durch eine Wahl zu präsentieren, und unser Ausschuß der Bürger hat bei Kollekten und Anlagen für uns reden dürfen. Nun ist es zwar wahr, bei solchen Fällen wird der Ausschuß gefordert, aber keiner darf reden, wenn er nicht Gefahr laufen will. Eines jeden Stimme wird vorher durch Geld oder Drohung oder Schmeichelei erzwungen, oder man nimmt wohl gar zu dem Ausschuß Leute, denen ein bißchen Scheinehre

mehr gilt als ihr eigenes Interesse. Itzo sind zu Bern vier Familien, die ihre viele Verbindungen und Heiraten unter einander und ihr dadurch erworbenes Ansehen so weit getrieben, daß unser halber Rat nichts als Vettern und Schwäger sind, daß unsere 48 schöne Landvogteien und Aemter durch ihre Abstämmlinge besetzt sind, daß keiner unserer Söhne Hoffnung hat, eine Bedienung zu erhalten, wenn er nicht ein Anbeter dieser Familien sein will. Es ist so weit gekommen, daß nicht einmal unter unsern Truppen, die wir fremden Potenzen überlassen, ein Bürgerssohn eine Offizierstelle erhält, wenn nicht der Eigennutz über ihn die Fahne geschwungen. Schon im Jahr 1710 haben wir unsrem Magistrat Vorstellungen gethan und gebeten, unsern Beschwerden abzuhelfen. Im Jahr 1744 hat eine ganze Innung unserer Bürger dieses wiederholet. Aber man hat auf diese Schriftsteller gedrungen, man hat sie ihrer Bedienungen entsetzet und wohl gar nebst denen, die unter den Bürgern die Herzhaftigsten gewesen, ins Exilium gejaget.“ Durch die Aussage der Mitschuldigen, welche man wegen der vorgehabten Empörung in Verhaft gebracht, hat man erfahren, daß wirklich noch 300 Personen und unter diesen Leute von dem besten Ansehen an dieser Zusammenverschwörung haben teilnehmen wollen. Einige, welche geflüchtet sind, hätten etlichemal nach Hause geschrieben und dasjenige entdeckt, was der Rat gern zu ersticken suchte. Es hätten unter denselben einige beim Ausschuß der Bürgerschaft von dem Kollegio der Zweihunderten ein sicheres Geleite begehret, sie hätten es aber nicht vom Magistrat erlanget. Die Flüchtigen hätten dem Kollegio der Zweihunderten und dem Ausschuß der Bürgerschaft versprochen, nach Erhaltung des sichern Geleites zu eröffnen, was sie bewogen hätte, an dieser Revolte teilzunehmen.

Basel, vom 26. Julius. Unsern letzten Briefen aus Bern zufolge ist daselbst seit dem 16. dieses kein Bürgerblut weiter vergossen worden. Aber das, welches vergossen worden, raucht noch, es erhitzet die Herzen der Anverwandten und Freunde und drohet ein neues und viel gefährlicheres Feuer wieder anzuzünden, als dasjenige war, welches dieses Blut auslöschen sollte. Man sagt itzo öffentlich, daß die Absicht der Zusammenverschwornen nicht gewesen, das Leben, die Güter oder die Freiheit irgend einer Person anzugreifen; daß sie keinen andern Endzweck gehabt, als Vorstellungen zu thun, und daß dieses sonst so unschuldige Vorhaben dadurch seine Natur nicht verändert habe, daß man bei Verwahrung des Geheimnisses ebenso große Sorgfalt angewendet habe, als man sonst bei Rebellionen und Zusammenverschwörungen anzuwenden pflege; daß das Schicksal der Vorstellungen, welche sie in den Jahren 1744 und

1745 gethan, und derjenigen, welche dieselben zu thun gewagt, sie genötiget hätte, solche Maßregeln zu nehmen, welche, da sie sie sonst in Gefahr gesetzt, ins Elend gejagt zu werden, itzo den Magistrat würden gezwungen haben, ihren Vorstellungen Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Man streuet gedruckte und geschriebene Schriften aus, worinne dieses der Länge nach auseinandergesetzt ist, und, dieser Apologie ein desto größeres Gewicht zu geben, fügt man hinzu, der Hr. Steiger, erster Schultheiß, habe in dem Senate den Rat gegeben, den Herren Henzi und Vernier das Leben zu schenken, und drei Ratsherren hätten der Stärke seiner Gründe nachgegeben; da aber die andern auf der Schärfe bestanden wären, so hätten sich die erstern auf ihre Landgüter begeben, von wannen sie sich noch nicht wieder in die Stadt zurückbegeben hätten, und viele der vornehmsten Familien gingen nach und nach aus der Stadt. Die Standhaftigkeit, mit welcher die drei, welche hingerichtet worden, den Tod und die Tortur erlitten, ohne sich und andern etwas zur Last zu legen; die Gelassenheit, mit welcher sie ein Blutgericht über sich ergehen lassen, welches sie nicht verdienet zu haben geglaubt; die Vorsichtigkeit des Rats, mit welcher er ihre Hinrichtung bedecket, und die Unthätigkeit, in welcher er seit demselben Tage in Ansehung der Zusammenverschwornen zu sein scheinet, sind ebenso viel neue Mittel, welche die Apologisten der Zusammenverschwornen anwenden, die Herren Henzi, Vernier und Fouettre als Märtyrer der öffentlichen Freiheit und gemeinen Sache zu betrachten. Man hat unter den Papieren des Herrn Henzi die Rede gefunden, welche er an dem Tage der großen Unternehmung an das Volk hat halten wollen. Selbige kann, wie man sagt, mit den schönsten Philippischen Reden des Demosthenes und Cicero in einem Paare gehen. Herr Henzi hat diese beide große Männer, deren Sprache er so gut wie seine Muttersprache verstund, besonders durchstudieret. Die griechische und römische Historie waren ihm so bekannt als die Historie seines Vaterlandes, und er redete und schrieb mit derjenigen natürlichen Fertigkeit, welche bei den Gelegenheiten, wo es mit einer Sache zum Abdruck kömmt, die Richtigkeit der Verbesserung, die Schönheit der Ausarbeitung und die Zierlichkeit des Ausdrucks darbietet.

Bern, vom 3. August. Alles ist itzo hier in vollkommener Ruhe, und die Bürgerschaft hat eine Deputation an die Regierung abgeschickt, dieselbe von dem Unwillen zu versichern, mit welchem sie vernommen hat, daß Uebelgesinnte ein Gerücht ausstreueten, daß man mit neuen Unruhen bedrohet werde. Man entdecket täglich neue Umstände, welche sowohl das Komplott überhaupt als auch die

Art, dasselbe auszuführen, betreffen. Die Absichten der Zusammenverschwornen waren so weit aussehend, daß sie nicht nur den Bernischen Staat, und was davon abhänget, bedroheten, sondern auch einen Einfluß in die Ruhe anderer Kantons würden gehabt haben. Doch hat man Ursache, zu glauben, daß es bei den bisherigen Exekutionen bleiben wird. Was die Mitschuldigen betrifft, welche noch in den Gefängnissen sind, so scheinet es, daß sie bloß mit der Beraubung ihrer Freiheit werden bestraft werden. Der Herr Michaeli Ducret ist auch dazu bestimmet, sein Leben in einer ewigen Gefangenschaft zuzubringen. Da seit 14 Tagen allhier einige aufrührische Schriften ausgestreuet worden, so hat man Untersuchungen angestellet, ihren Ursprung zu entdecken. Man hat erkannt, daß diese Schriften außer Landes hereingebracht worden, und daß ihre Verfasser einige Aufrührer sind, welche die Flucht ergriffen haben.

Basel, vom 6. August. Die letzten Nachrichten von Bern, vom 1. dieses, klingen nicht so gut als die vom vorigen Posttage. Es kampieren noch 800 Mann Soldaten, welche man vom Lande in die Stadt hat kommen lassen, auf den öffentlichen Plätzen, und man geht so mit ihnen um, wie es die Treue gegen die Befehle derjenigen verdienet, welche sie gerufen haben. Sechs von den Zusammenverschwornen, welche die Geschicklichkeit gehabt haben, sich davonzumachen, sind durch öffentlichen Ausruf citieret worden. Fünfe von denjenigen, welche in Ketten und Banden liegen, sind verurteilet worden, und wenn die Vollziehung des Urtels aufgeschoben worden, so ist es bloß aus Achtung gegen Ihro Excellenzen in Zürich geschehen, welche beschlossen haben, eine Deputation an ihre Bundesgenossen abzuschicken, welche eine Fürbitte für die Verbrecher thun soll, damit den übeln Folgen vorgebeuget werde, welche das schon vergossene Blut nach sich ziehen kann, und zwar dadurch, daß man kein Blut mehr vergieße. Alle Kantons sind aufmerksam auf den Erfolg dieser Deputation. Uebrigens macht man nichts von dem Verbrechen der Zusammenverschwornen bekannt, woraus man ersehen könnte, worinnen es eigentlich bestanden hat. Die Herren Burnabi und de la Calmette, Minister der Seemächte bei dem Schweizerbunde, wissen hiervon nichts mehr als das Publikum. Es ist wahr, man hat ihnen ein Memorial übergeben, aber man läßt sich darinnen in keine besondern Umstände ein, und besonders redet man auch darinne nichts von dem Vorsatze, einige Häupter der Regierung umzubringen, noch von dem Vorhaben, die Stadt an allen vier Ecken anzuzünden. Man sagt nur, daß die Zusammenverschwornen ein gefährliches Komplott wider den Rat gemacht hätten.

Basel, vom 8. August. Die Bernische Sache, welche man

auf verschiedene Art erzählet hat, und von welcher man noch auf unterschiedenere Art redet und denket, ist stets der Gegenstand der meisten Gespräche. Hier ist ein Auszug aus einem Briefe, welchen eine Magistratsperson in Bern an eine hiesige Magistratsperson vom 9. vorigen Monats geschrieben hat.

„Mittwochs, den 2. dieses, erhielt ein Glied des Rats Nachricht, daß etwas angesponnen werde, und daß einer von den Wachtleutnants mit unter dem Komplott sei. Da diese Nachricht noch allzu unbestimmt war, so begnügte sich dieser Herr daran, in Begleitung einiger vertrauten Freunde in den Mittwochs- und Donnerstagsnächten eine Art einer Patrouille zu thun. Diese umgehende Patrouille einiger Glieder der Regierung gab wahrscheinlicherweise dem Leutnant zum Argwohn Gelegenheit, weil man Freitags früh hörte, daß die Zusammenverschwörung in der folgenden Nacht zum Ausbruch kommen sollte. Die Zweihunderter versammelten sich diesen Tag wie gewöhnlich, und der geheime Rat, welcher nicht wußte, auf wen er sich unter der gemeinen Bürgerschaft verlassen könnte, erwählte 30 Personen aus den Gliedern des großen Rats, welche selbst einige von denen, die man angegeben hatte, in Verhaft nehmen mußten. Diese 30 Personen teilten sich in vier Haufen. Sie bewaffneten sich mit Pistolen, weil man wußte, daß die Zusammenverschwornen auch auf diese Art bewaffnet waren, und fingen an, vier von den Zusammenverschwornen bei den Köpfen zu nehmen. Sie werden leicht erachten, daß man mit dem Wachtleutnant, welcher Fuetter heißt, den Anfang gemacht. Als man zu ihm kam, hatte er sich vor den Spiegel gepflanzt und legte seine Halskrause in die Falten. Als er im Spiegel sah, daß man die Thüre aufmachte, und daß Glieder der Regierung ins Zimmer traten, nahm er zwei Pistolen vom Tische und schoß sie los, doch ohne jemanden zu verwunden, worüber man sich seiner bemächtigte. Die andern Haufen bemächtigten sich des Fuetter, des ältesten Bruders der beiden Kaufleute dieses Namens, des Rotgießers Muessin und des Kaufmanns Wernier. Michaeli Ducret, dieser Genfische Rebelle, ward aus unserm Hospital in einen Turm außerhalb der Stadt gebracht. Man fuhr diesen ganzen Tag und den Sonnabend über fort, sich der Zusammenverschwornen und ihrer Papiere zu bemächtigen, in welchen letztern man das Verzeichnis ihrer Brüderschaft gefunden hat. Es sind derselben itzo 22 in unsern Gefängnissen. Fünfe sind bei dem Aufsuchen davongekommen, und 30 haben Hausarrest. Sie werden sich leicht vorstellen können, in was für eine allgemeine Bestürzung die ganze Stadt und besonders die Regierung ist gesetzt worden. Aber durch die Gnade des All-

mächtigen und durch die Unerschrockenheit und Munterkeit des Magistrats, welcher größtenteils aus Offiziers bestehet, hat man so gute Maßregeln ergriffen, daß man die Ruhe wieder hergestellet und nichts mehr zu befürchten hat. Mein größtes Vergnügen war, als ich das Haupt der Aufrührer, Henzi, bringen sah. Er war Freitags früh nach Bertou geritten; als er aber abends, ohne etwas zu mutmaßen, zurückkam, ward er in dem Grauholze gefangen genommen. Es ist dieses ein Wald, welcher eine Meile von Bern liegt und wegen der darinne begangenen Straßenräubereien und Ermordungen berüchtiget ist. Es würde schwer gewesen sein, seine Mitverschwornen hart zu bestrafen, wenn man ihn nicht ertappet hätte, da er schon einmal, nachdem er Pardon bekommen, entwischet. Man beschäftiget sich itzo mit Verhören und Konfrontieren, und man wird die Sache zu Ende bringen, sobald es möglich ist. Aber es ist viel dabei zu bedenken. Dergleichen ist unserer Stadt, seitdem sie gegründet worden, nicht widerfahren. Es ist betrübt, daß unsere gegenwärtigen Jahrbücher dazu verdammt sind, diesen Schandfleck in sich zu fassen."

Man sieht allhier auch einen andern Brief von einem andern Orte in der Schweiz, vom 1. dieses, dessen Verfasser bei dieser Materie ganz anders denket. Hier sind einige Fragmente davon:

„Niemanden als der Stadt allein kömmt die Souveränität zu. Ihr huldiget man, und ihr schwöret man die Treue, und nicht den Zweihunderten. Das große Siegel, welches den Akten des Rats die Gültigkeit gibt, ist das Siegel der Stadt, obgleich die Regierung die Aufschrift desselben verändert hat; welches ein Artikel unter den Beschwerden im Jahr 1710 gewesen ist. Dieses ist in Bern und im ganzen Kanton ein Grundsatz: Die Souveränität hat ihren Sitz in der Stadt Bern. Die Zweihunderter üben sie nur als Mandatarii aus, und wenn sie die Gesetze übertreten, so muß die Stadt Bern selbst drein sehen . . . . Man hat Mittel gefunden, den Grund der Regierung, welcher sonst aus 250 Familien bestund, auf 40 bis 45 herunterzusetzen. Man hat einen sehr ansehnlichen Schatz gesammlet, welchen man von den der Stadt gehörigen Gütern gezogen. Man nimmt sich die Freiheit, davon von Zeit zu Zeit große Summen zu ziehen, die Aemter damit zu verbessern und das Gehalt der Ehrenstellen zu vermehren, welche der Magistrat als sein Erbteil betrachtet, indem er die ganze Bürgerschaft von allem Anspruche daran ausschließt.

„Die Verwaltung der Summen, welche die Stadt Bern in England hat, war sonst eine Wohlthat für einen Bürger und Kaufmann. Seit 20 Jahren hat man daraus ein Amt zum Nutzen der Zweihunderter gemacht. Nach angestellter Rechnung findet

man, daß die jährliche Einnahme der Regierung gegenwärtig eine Million Bernische Livres zu schätzen ist, dahingegen die Einnahme von den andern Aemtern, welche denen Familien übergeben worden, die von der Regierung auszuschließen man Mittel gefunden hat, sich nicht einmal, wenn man es auch so hoch rechnet, als es möglich ist, auf 30,000 erstrecket. Die Handlung, welche Basel, Zürich und Genf reich macht, ist aus Bern verbannet, und alle Freiheiten der Abgaben und alle Zünfte sind unmerklich abgeschaffet worden. Seit fünf bis sechs Jahren haben die Zweihunderter ein Gesetz gemacht, durch welches allen Bürgern zu Bern bei Strafe der Landesverweisung verboten wird, sich unter andere als unter die ordentlichen Bernischen Regimenter zu begeben, und wenn man eine Offizierstelle darunter erlangen will, so muß man entweder ein Mitglied der Zweihunderter sein oder nahe Anverwandten darunter haben oder von einem Mächtigen unterstützet werden. Die schönen Wissenschaften und besonders die Rechtsgelehrsamkeit werden in Bern verabsäumet . . . Alles dieses hat die Bürger, welche nicht zur Regierung gehören, dahin gebracht, seit ohngefähr 50 Jahren unaufhörlich zu verlangen, ‚daß die Stadt Bern, in welcher unwidersprechlich das Recht der Souveränität wohnet, sich einmal versammle und untersuche, ob ihre Mandatarii, die Herren Zweihunderter, sowohl die Bürgerschaft als die Stadt nach denen Gesetzen regieren, welche ihnen von eben dieser Stadt Bern vorgeschrieben worden, und welchen sie sich alle Jahr durch einen Eid unterwerfen, indem sie zugleich Treue und Gesetzmäßigkeit eidlich angeloben, und dieses nicht ihrem Orden, sondern der Stadt Bern, deren Souveränität sie als Mandatarii haben, doch unter der Bedingung, daß sie die Gesetze der ersten Stiftung beobachten müssen.' . . . Daher kam die Landesverweisung unterschiedener Personen, welche im Jahr 1710 eine Zusammenberufung der Bürgerschaft, damit die Grundgesetze wieder in Gang gebracht würden, verlangten. Daher kam die Landesverweisung derer Personen, welche im Jahr 1744 sich einschränkten, bloß durch eine demütige Bittschrift zu begehren, daß das Elend, womit die Bürgerschaft überhäufet war, etwas gemildert werde. Daher kam das tragische Ende derjenigen, welche itzo die Zusammenberufung mit dem Entschlusse, Gewalt gegen Gewalt zu brauchen, wofern man sie würde hindern wollen, ihr Vorhaben auszuführen, haben bewirken wollen. Wenn die letztern so strafbar gewesen wären, als man vorgegeben hat, so hätte der Magistrat in dem kleinen Memorial, welches er den Herren Burnabi und de la Calmette, englischen und holländischen Ministern, hat übergeben lassen, etwas davon erwähnet; man würde nicht ein unerforschliches Ge-

heimnis aus ihren Geständnissen machen, und man würde ihre Papiere bekannt machen, deren man sich bemächtiget hat, und in welchen der ganze Entwurf des Unternehmens enthalten sein muß. Einer von diesen Unglücklichen, wider den die Regierung am meisten erbittert zu sein schien, Samuel Henzi, war vordem Sekretar der Salzkammer und hat mit dem bekannten Banquier Hrn. Zaslin von Basel in Gesellschaft gestanden. Hernachmals ist er in Diensten des Herzogs von Modena unter dem Regimente Garde, welches Herr Cornabe kommandierte, Hauptmann gewesen. Er war eines Priesters Sohn. Er wurde ohne Vermögen geboren und unter den Negotien der Schatzkammer, wobei ihn sein Vetter im 14. Jahre als einen bloßen Schreiber anbrachte, erzogen. Gleichwohl gelangte er durch seine außerordentliche Anwendung und durch die Stärke seines Geistes zu einer so weitläuftigen Erkenntnis des Handels, der schönen Wissenschaften und der Weltweisheit, daß man wenig Exempel davon finden wird. Die unendliche Arbeit, die er mit dem Schreiben bei der Salzkammer hatte, hinderte ihn nicht, seine Studien höher zu treiben, als er es vonnöten gehabt hätte, sich mit Ehren in der gelehrten Republik zeigen zu können. Er brach die Zeit seines Schlafs ab, verlor keinen Augenblick, weder bei Tische noch in Gesellschaft, und machte sich alle kleine Zwischenräume von Viertelstunden, die ihm seine ordentlichen Geschäfte dann und wann ließen, zu nutzen. Auf diese Art war er zu so einer weiten Gelehrsamkeit in den schönen Wissenschaften gekommen, als man sie kaum bei den Gelehrtesten antrifft. Er verstund nicht allein alle alten Sprachen, sondern er redete und schrieb auch mit einer so großen Leichtigkeit Griechisch, daß zwei Bischöfe aus Griechenland, welche unterschiedene Unterredungen mit ihm gehabt, versichert haben, daß sie auf ihren Reisen in ganz Europa Keinen seinesgleichen gefunden hätten. Er schrieb gemeiniglich in dieser Sprache seine Briefe und Billets an seine Freunde, die sie verstunden, wenn er sich gegen die Neugierigkeit versichern wollte. Er hatte die Schriften des Demosthenes und Cicero wie aller andern großen Schriftsteller, des Homers, Pindars, Virgils, Horazens, Miltons und Popens, nebst allen guten französischen Schriftstellern im Gedächtnisse, daß er, was bei dem ersten Aufschlagen des Buches am ersten in die Hände fiel, auswendig sagen konnte. Man wird sich weniger darüber verwundern, wenn man die Mühe weiß, die er sich, ein von Natur eisernes Gedächtnis zu verbessern, gab. Schon vor mehr als fünf Jahren hatte er in seiner Bibliothek mehr als 100 Excerptenbände, die mit seiner eigenen Hand geschrieben waren und von allem, was er gelesen oder bei dem Lesen gedacht hatte, unter gewissen Titeln einen Auszug ent-

hielten. Er war gewohnt zu lesen, um Gelegenheit zum Denken zu haben, er kommentierte daher meistenteils alle Schriftsteller bald in Versen, bald in Prosa, und gemeiniglich in der Sprache, worinne das Buch, welches er las, geschrieben war. Er besaß eine ganz außerordentlich lebhafte Einbildungskraft. Er hatte die allerprächtigsten und leichtesten Bilder ohne Mühe, und alles, was er schrieb, war voll von den feurigen Zügen, die die Merkmale einer großen Seele sind. Er war ein genauer Beobachter alles dessen, was ihm unter die Augen kam, und hatte deswegen beständig eine Schreibtafel bei der Hand. Er bemerkte darinne die Gedanken, die ihm eingefallen, nur mit einem Worte, und wenn er nach Hause kam, erweiterte er sie vermöge seiner bewundernswürdigen Leichtigkeit, etwas aufzusetzen. Er hatte sich also ein Magazin von unzähligen Sachen gemacht, welche nicht ein unnützer Mischmasch, sondern sowohl für ihn als für viele rechtschaffene Gelehrte sehr wichtig und Gold in der Hand eines großen Künstlers waren. Er drückte sich im Deutschen und Französischen sehr schön aus; er schrieb in diesen beiden Sprachen mit vieler Fertigkeit, und ein so ursprüngliches und erhabenes Feuer der Einbildungskraft, für welches er leicht einen Platz unter den größten Schriftstellern, wie seine hier gedruckten und andern flüchtigen Stücken zeigen, würde gefunden haben, beweisen dieses. Aber er wollte und konnte nicht seine Aufsätze lange umarbeiten und von neuem durchsehen ... Zu diesen großen Talenten seines Verstandes gesellten sich in ihm alle große Eigenschaften des Herzens. Er hatte eine große und wohleingerichtete Seele, welche über den Kummer des Privatlebens, über die Verdrießlichkeiten des öffentlichen Lebens erhaben war. Ohngeachtet der Händel, welche man ihm machte, und ohngeachtet seiner häuslichen Verdrießlichkeiten hatte er allezeit ein fröhliches und heiteres Angesicht und ein sich immer gleichendes Gemüt, welches geschickt war, diejenigen zu trösten, welche Trost nötig hatten. Stets hatte er die großen Exempel vor Augen, deren Geschichte er gelesen und überdacht hatte, und er war sehr bekannt mit den Maximen der Sittenlehre, welche er in Versen oder in Prosa gelesen oder selbst ausgedrücket, und von welchen er gezeigt hatte, daß sie einen Einfluß in seiner ganzen Aufführung hatten, und daß er auch seine geringsten Handlungen danach einrichtete ... Wer kann sich nun einbilden, daß Henzi, der sanftmütigste und mäßigste Mensch von der Welt, seinen Charakter sollte verlassen und sich in ein närrisches und abgeschmacktes Komplott eingelassen haben, sich so zu sagen mit seinen Freunden zu erzürnen? Er war eines solchen Vorhabens unfähig. Vielmehr, da einige im Jahr 1744 einen gewaltsamen

Weg durchzudringen vorschlugen, setzte sich Henzi standhaft dagegen und erklärte sich, daß er lieber alles, was er hätte, verlieren, als jemanden, er sei, wer er sei, in Lebensgefahr setzen wolle. Dieses System ist die Ursache der Landesverweisung im Jahr 1744 und ohne Zweifel auch seines itzigen Verlustes gewesen. Viele Freunde haben es ihm vorhergesagt, aber er hat allezeit geantwortet, es sei ihm einerlei, auf was für Art er aus dem Handel käme, wenn er sich nur nichts vorzuwerfen habe." So weit gehen die Fragmente.

Schaffhausen, vom 8. August. Den Nachrichten aus Bern zufolge hat der Magistrat, ehe die Exekution am 16. vorigen Monats vor sich gegangen, eine Verordnung öffentlich anschlagen und durch die ganze Stadt bekannt machen lassen, daß niemand von denen, welche mit den hinzurichtenden Rebellen verwandt sein könnten, und vornehmlich die Weiber und Kinder der Verurteilten, nicht aus ihren Häusern gehen sollten. Die während der Zeit der Exekution von der Gegenpartei daselbst ausgestreuete Zettel aber sind also abgefasset gewesen: „Vergießet das Bürgerblut in großen Strömen, jeder Tropfe dieses kostbaren Bluts wird in unsere Herzen rinnen, daselbst unter der Asche so lange belebt zu bleiben, bis eine andere günstigere Gelegenheit erscheint, uns von der Grausamkeit zu befreien, die man seit langen Jahren über uns ausübet. Verbannet den Kern der Bürger aus dem Vaterlande und aus seiner Hauptstadt; diese öffentlichen Opfer werden allenthalben die Tyrannei und Grausamkeiten an den Tag legen, welche die Stadt in ein allgemeines Trauern stürzen, ohne daß es jedoch der Frauen erlaubt sei, ihren Mann zu beweinen, noch dem Kinde, für seinen Vater zu sterben, oder dem Freunde, seinen Freund zu beklagen oder zu bedauern. Das Elend, die Unterdrückung und die Ungerechtigkeit werden in den Herzen derer, die nach uns kommen werden, eben dergleichen Eindruck wie bei uns machen. Bürger! die ihr euch des Zepters und Regimentsruders bemeistert habt, wollt ihr über die Herzen herrschen, so entsaget dem Stolz und Uebermut; fraget in euern Beratschlagungen nichts als die Gerechtigkeit, Billigkeit und Uneigennützigkeit um Rat und bezeichnet alle eure Entschließungen mit dem Gepräge der Sanftmut und der Freundschaft gegen eure Bürger, so werdet ihr geehret sein, und wir werden treu verbleiben! Das Blut der alten Berner reget sich noch in unsern Adern; gleich ihnen können wir nicht den Anblick der Fürsten ertragen, und gleich ihnen sind wir bereit, für unsere Väter alles zu thun. Wenn der Schweizer, der Freieste unter allen Völkern, unter der Last seiner Ketten unempfindlich wird, so wird das Grab der Freiheit auch das Grab von dem Glanze des Vaterlandes sein." Weil nun diese Zettel durch alle Straßen

der Stadt und sogar außerhalb ausgestreuet worden, so sind einige derselben dem Magistrat in die Hände gekommen, welcher scharf nachforschen lassen, den Urheber davon zu entdecken, so aber nicht möglich gewesen ist.

Bern, vom 5. August. Die Kommissarien, welchen das Verhör der Gefangenen aufgetragen ist, haben an den Rat 59 Akten eingeliefert, welche die Bekenntnisse von den Absichten der Verschwornen enthalten. Diese Bekenntnisse sind in einer der letzteren Sitzungen des Rats abgelesen worden.

Beschluß des neulichen Basler Artikels [vom 8. August]. Wenn es indessen wahr ist, daß Henzi und seine Freunde willens gewesen sind, die Abthuung der Beschwerden so zu suchen, daß sie Gewalt mit Gewalt haben vertreiben wollen, so ist es auch wahr, daß es nicht in ihrer Gewalt gestanden, die traurigsten und äußersten Erfolge zu verhüten. Non est in ejusdem manu, ignem tectis injicere et injecto spatium modumque statuere, d. i. „Es steht nicht bei dem, welcher ein Haus anzündet, der Flamme Grenzen vorzuschreiben." Wenn Henzi so vernünftig gewesen ist, wie man ihn uns vorstellet, so hat er sich in dieses Vorhaben nicht einlassen können, ohne die Schwierigkeiten zu erwägen und darauf zu denken, wie ihnen zuvor gekommen werden, oder wie man sie überwinden könnte. Es würde natürlich hieraus folgen, daß entweder der Entwurf etwas zu Hitziges und Strafbares enthalten, oder daß man bei dem Vorhaben unvorsichtig gewesen.

Basel, vom 9. August. Seit dem vorigen Posttage hat man aus Bern vernommen, daß nach dem Urtel der sechs Staatsgefangenen, deren man letztlich Meldung gethan, drei davon auf ewig aus dem Lande Ihrer Excellenzen, d. i. des Kantons, oder besser der Stadt Bern, und ihrer Bundesgenossen verwiesen worden, und zwar bei Lebensstrafe, wenn sie sich jemals unterstehen, wiederzukommen. Die andern sind nur auf 15 Jahr verwiesen worden, so daß, wenn sie binnen dieser Zeit wiederkommen, ihre Landesverweisung auf 10 Jahr verlängert werden soll.

Bern, vom 15. August. Die hiesige Regierung hat folgendes durch öffentlichen Druck bekannt gemacht:

„Seit der Gefangennehmung derer Personen, welche in das verabscheuenswürdige und aufrührische Projekt der Zusammenverschwörung wider die Regierung verwickelt gewesen sind, ist man mit größtem Fleiß und möglichster Aufmerksamkeit beschäftiget, alle Umstände dieser unglücklichen Begebenheit aufzuklären. Nachdem man die zum Kriminalprozeß nötigen Nachrichten eingezogen, hat man nach und nach die verschiedenen Artikel in Betrachtung gezogen,

welche die Verbrecher gravieret, damit man einem jeden sein gehöriges entscheidendes Urteil sprechen könne. Bei den Beratschlagungen, deren Gegenstand die unvermeidliche Notwendigkeit gewesen ist, um des Künftigen willen Exempel zu statuieren, ist die Regierung von demjenigen Geiste der Sanftmut und Mäßigkeit geleitet worden, welcher ihren Hauptcharakter ausmacht. Zufolge dieser väterlichen Verfassung, Gnade vor Ernst gehen zu lassen, ist kein Blut vergossen worden als nur dasjenige, welches die Regierung ihrer beleidigten souveränen Autorität und dem, was man die öffentliche Rache nennt, nicht abschlagen konnte. Am 16. Juli erging das Todesurtel über diejenigen drei Verbrecher, welche überführet worden, daß sie die Urheber und Häupter der Zusammenverschwörung gewesen. Man verurteilte sie, den Kopf zu verlieren, und einen von ihnen, nämlich den Wachtleutnant, daß ihm die Hand sollte abgehauen werden. Dieses Urtel ward den 17. darauf ohne einigen Tumult vollstrecket."

Genf, vom 10. August. Die Regierung hat den Buchdruckern und Buchhändlern verbieten lassen, Schriften zu drucken und zu verkaufen, welche die besondern Angelegenheiten des Kantons Bern betreffen.

London, vom 19. August. Die Regierung des Kantons Bern hat vor kurzem dem Herrn Burnabi, Ministern unsres Königs bei dem Schweizerbunde, einen Brief übergeben, in welchem sie Se. Majestät bittet, die weniger schuldigen Verbrecher, welche in die letzte Zusammenverschwörung verwickelt gewesen, mit nach Neuschottland bringen zu lassen. Nachdem Herr Burnabi diesen Brief hieher geschickt, so ist er dieser Tagen von dem Könige und dem Staatsrat untersucht worden. Se. Majestät scheinen aber nicht in dieses Begehren willigen zu wollen, und man hat dem Herrn Burnabi befohlen, von seiten des Königs den Herren der Regierung zu Bern die Erklärung zu thun, „daß es Se. Majestät nicht gern sähen, daß Sie ihrer Bitte nicht Gehör geben könnten; denn außer den Transportkosten, welche ziemlich groß sein würden, würde dieses ohne Zweifel unter dem Volk eine Eifersucht erwecken, und übrigens wären schon so viel Leute eingeschrieben, als man sich gegenwärtig dahin zu schicken vorgesetzt habe".

Beschluß von Bern [vom 15. August]. Die Bürgerschaft, die bei diesen traurigen Begebenheiten nicht unterließ, starke Proben ihrer Ergebenheit gegen die Regierung zu geben, war während der Hinrichtung in Waffen. Die drei Verurteilten erlitten ihre Strafe mit allen Zeichen einer wahren Reue und mit Ueberzeugung, daß sie eine viel strengere Todesart verdient hätten. Vermöge des Systems,

worinne man die Gerechtigkeit und Gnade verband und eine durch die andere mäßigte, hat man in Bestrafung der übrigen 18 Schuldigen ein genaues Verhältnis beobachtet. Nachdem man die unterschiedenen Grade ihres Verbrechens bestimmet, so hat den 6., 7. und 8. dieses Monats die Regierung das Urteil über sie gefället. Sechse nämlich von ihnen wurden auf ewig aus den Kantons und allen mit der Schweiz verbundenen Ländern verbannt; zwei andere bekamen diese Strafe nur auf zwanzig und ein Neunter nur auf zehn Jahr. Ein Zehnter ward mit einem vierjährigen Stadtarrest belegt, die übrige Achte mit Hausarrest, den einige auf ein, andere auf zwei und einer von ihnen auf drei Jahre halten sollen. Zum Anfange dieses Monats wurde die Bürgerwache abgedankt und belohnet. Man hat nichts als die ordentliche Garde nebst einigen Kompanien Soldaten aus der Nachbarschaft, welche von einigen Gliedern des Staats kommandiert werden, beibehalten. Die öffentliche Ruhe also, die durch die Bewegungen, welche die Entdeckung dieser Meuterei notwendig verursachen mußte, mehr erschreckt als gestöret war, ist völlig wieder hergestellet. Den 26. Juli hat man die Namen der sechs Flüchtigen, die an der Verschwörung teilgehabt und teils als Mitschuldige, teils als Leute, die um das Geheimnis gewußt, angegeben worden, an den gewöhnlichen Orten proklamiert und angeschlagen. Uebrigens kann man sagen, daß die Epoche eines so verdrießlichen Zufalls auch eine von den merkwürdigsten Epochen des Eifers, den alle, die unter der sanftmütigen Herrschaft der Republik vereinigt stehen, bezeigt haben, sein werde. Alle Städte und Gemeinen haben sich bei der Gelegenheit eine Schuldigkeit daraus gemacht, gleichsam um die Wette die Versicherungen ihrer Treue und ihrer Bereitschaft, alles zur Erhaltung des Regiments beizutragen, zu erneuern. Dieses und die löbliche Nacheifrung der Vasallen und Unterthanen nebst dem, was alle Stände insbesondere hierbei bezeugt haben, kann das gründlichste und vollkommenste Lob der Regierung abgeben.

Bern, vom 18. August. Man sieht nunmehr folgendes Verzeichnis der wegen der Zusammenverschwörung in Verhaft genommenen und darzu gehörigen Personen: 1) Fuetter, Stadtleutnant. 2) Michael du Cret. 3) Henzi, ehemaliger Modenesischer Hauptmann. 4) Wernier, Kaufmann. 5) Daniel Fuetter, Kaufmann. 6) Küpfer, Kaufmann. 7) Küpfer, Papierhändler. 8) Küpfer, Kattundrucker. 9) Ongspurger. 10) Ongspurger. 11) Wurstenberger, Leutnant. 12) Reinhard, Studiosus. 13) Wyß, Sekretär. 14) Marthaler. 15) Herrmann, Kaufmann. 16) Schürer. Folgende sind unschuldig befunden und wieder auf freien Fuß gestellet worden:

1) Müsli, Gelbgießer. 2) Walther, Schlosser. 3) Hortin, Buchhändler. 4) Ith, Kupferschmied. Folgende sind gänzlich entwischt: 1) Hug, Juwelier. 2) Fuetter, Kaufmann. 3) Wernier, Hospitalchirurgus. 4) Fuetter, Maler. 5) Fuetter, Goldschmied. Der Lohgerber Kühn ward auf der Flucht ergriffen. Folgende haben Hausarrest bekommen: 1) Knecht, Lohgerber. 2) Müsli, Studiosus. 3) Graf, Translator. 4) Schärer, Operateur. 5) Schärer, Prokurator. 6) Wegermann, Leutnant. 7) Stettler, Studiosus. 8) Walther, Studiosus. 9) Ulrich, Studiosus Theologiä. 10) Schürer. 11) Jenner. 12) Wiegsam, Sattler. 13) Lerber. 14) Roder, Faßbinder. 15) Dieck, Maler. 16) Egli, Buchhändler. 17) Rohr, Faßbinder. 18) 19) Christ, Goldschmied, nebst seinem Bruder. 20) 21) Ziegler, Pastetenbäcker, nebst seinem Bruder, 22) 23) Castenhofer, Vater und Sohn. 24) Lauffer, Kaufmann. 25) Brügger, Lohgerber. 26) Jägi, Buchhändler. 27) Fruting, Töpfer. 28) Gating, Schuhmacher. 29) Meyer, Schlosser. 30) Balz, Kaufmann. 31) Lutz, Kaufmann. 32) Bitzius, Küster. 33) Gaudard. 34) Ochs, Kaufmann. 35) Ochs, Bleicher. 36) Hartmann. 37) Tillmann, Küster. 38) Dünke, 39) Heggi, 40) Hinz, alle drei Schlächter. 41) Bondeli, Bäcker. 42) Kupfer, Bäcker. 43) Steck, Hospitaleinnehmer. 44) David Fuetter, Kaufmann. Von allen diesen sind nur drei, nämlich der Stadtleutnant Fuetter, Henzi und der Kaufmann Wernier, vom Leben zum Tode gebracht worden, wie man bereits gemeldet hat. Folgende aber sind verwiesen worden: 1) Küpfer. 2) Reinhard, Studiosus. 3) Henzi, Leutnant. 4) Lerber. 5) Christ, Goldschmied. 6) Knecht, Lohgerber. Diese Sechs sind nicht, wie fälschlich gemeldet worden, auf ewig, sondern, welches wohl zu merken ist, nur auf 101 Jahr aus der Schweiz verwiesen worden. 8) Bondly, Schlächter, auf 10 Jahr. 9) Rohr, Faßbinder, hat 4 Jahr Arrest in der Stadt. 10) Ochs, Kaufmann, hat 2 Jahr, und 11) Meyer, Schlosser, 1 Jahr Arrest in seinem Hause. 12) Küpfer, Schlächter, und 13) Küpfer von Werlauffen, jeder auf 2 Jahr. 14) Kupfer, Capitaine de Bataille, auf 1 Jahr. 15) Hermann, Fabrikant, hat 1 Jahr in seiner Fabrik Arrest. 16) Christ, Kaufmann, auf 2 Jahr. 17) Fuetter, Kaufmann, auf 3 Jahr verwiesen. 18) Schürer, Consistorialbedienter, auf 20 Jahr.

Bern, vom 22. August. Zufolge dem Urtel, welches wider die Gefangenen, die verwiesen werden sollten, ausgesprochen worden, wurden dieselben am 13. dieses durch ein Detachement von 25 Mann aus der Stadt gebracht, wo ihre Familien dieselben erwarteten, in der Absicht, sie bis an das erste Wirtshaus zu begleiten. Küpfer, welcher eine schöne Zeugfabrik hat, hat um derentwillen Erlaubnis

erhalten, noch 14 Tage in der Stadt zu bleiben und seine Sachen in Ordnung zu bringen, damit seine Manufaktur während seiner Abwesenheit ihren Fortgang haben kann. Aber damit man dieser Erlaubnis nicht das Ansehen der Freiheit gebe, und zu verhindern, mit andern Leuten in der Stadt Gemeinschaft zu haben, hat man ihm 6 Mann Wache gegeben. Diejenigen, welche Hausarrest gehabt, haben, nachdem man sie vor den geheimen Rat geführet, zum Teil einen scharfen Verweis und die am wenigsten Schuldigen eine gelinde Ermahnung bekommen, nachdem man sie alle den Eid der Treue erneuern lassen, welchem man eine Klausul angehangen, kraft welcher sie verbunden sind, der Regierung alles zu melden, was sie von dem erfahren werden, was ihr irgend nachteilig sein kann. Man versichert, daß einer von den Geköpften unterschiedenen seiner Mitverschwornen anfangs überaus viel zur Last gelegt, daß er es aber am Ende widerrufen und gesagt, daß ihm die Schmerzen der Tortur allerlei in den Mund gelegt hätten, welches nicht an dem sei. Man vernimmt aus Genf, daß, nachdem der Leutnant Henzi am 17. dieses daselbst angelanget, er sich ebendenselben Tag auf den eine halbe Meile davon gelegenen Ort Carouche begeben, weil man ihm nicht hat erlauben wollen, die Nacht über in der Stadt zu bleiben.

Basel, vom 26. August. Itzo ist alles ruhig in Bern. Der Herr Michaeli Ducret hat am 18. dieses sein Urtel empfangen. Er ist verdammet worden, zeitlebens auf dem Schlosse Aarburg gefangen zu sitzen. Von 112 Personen, welche ihm seinen Prozeß machen sollten, haben 11 seinen Tod beschlossen; aber die andern haben nicht mit solcher Schärfe urteilen wollen, vornehmlich da er kein Unterthan der Republik ist. Am 16. schickte man ihm zwei Geistliche in sein Gefängnis. Als diese Herren erschienen, hielt er dieses für ein gewisses Zeichen, daß sein Tod beschlossen sei, und bereitete sich zu seinem Tode. Nachdem er für sein Gewissen gesorget hatte, machte er am 17. sein Testament. Am 18. führte man ihn vor seine Richter, wo er ganz andere Meinungen zeigte, als sein System, welches er seit mehr als 15 Jahren seither gehabt, sonst zuließ. Am 20. ward er in einer Kutsche unter einer guten Bedeckung nach Aarburg gebracht. Er ist schon wie halb zu Hause auf dieser Festung; denn er ward ehemals auf Ersuchen des Kantons Zürich und Basel dahin gebracht, weil er ehrenrührige Schriften auf diese zwei Kantons, deren Verfasser er, wie man ihn überführet hat, gewesen, ausgestreuet hatte. Am 21. wurden drei Mitverschworne, welche sich davon gemacht, verurteilet und verdammt, im Bildnisse geköpft und geviertheilet zu werden. Ein Vierter von den Mitver-

schwornen sollte an eben diesem Tage verdammet werden, aber seine Anverwandten erlangten einen Aufschub von 8 Tagen. Der Chirurgus Wernier, welcher sich gleichfalls unsichtbar gemacht hat, hat sich freiwillig gestellt und setzen lassen. Man sagt, daß hinter dieser Begebenheit ein Geheimnis stecke.

Bern, vom 31. August. Von den Mitverschwornen haben sich fünfe mit der Flucht gerettet. Diese sind verurteilet worden, geviertelet und in ihren geviertelten zerbrochenen hölzernen Ebenbildern auf Pfähle gesteckt zu werden. Wer sie lebendig liefern wird, der soll 1000 Thaler, und wer sie tot herbeischafft, 500 Thaler haben. Man spricht auch diejenigen völlig frei, welche sie etwan töten möchten.

Basel, vom 12. September. Von den zu Bern vorgewesenen bekannten Bewegungen sieht man noch ein Schreiben, das von einer Person vom Range, die sich daselbst zur Stelle befunden und von allem gute Wissenschaft haben können, herrühren soll und folgenden Inhalts ist: Nachdem man die vornehmsten Häupter in Verhaft gezogen hatte, brachte man diejenigen gar bald heraus, welche an dem Anschlage teil gehabt, und ihre Anzahl erstreckte sich bis auf 60. Weil sie aber nicht gleich viel in den Handel verwickelt waren, so setzte man nur ihrer 20 gefangen, die andern aber bekamen Hausarrest, und einige ließ man nur eidlich angeloben, daß sie sich jederzeit auf Erfordern stellen wollten. Die zur Untersuchung ernennten Kommissarien fingen, wie billig, mit den Anführern an, welche Henzi, gewesener Kapitän in Modenesischem Dienst, Fuetter, Leutnant bei der Stadtmiliz, und der Kaufmann Wernier waren. Sie bekannten alle ohne viele Mühe, und es wurde nur Wernier peinlich befraget. Nach ihrem Geständnisse war ihre Absicht gewesen, unter dem Vorwande eines Mißvergnügens über die gegenwärtige Regierung, woran die Bürgerschaft ihren Gedanken nach nicht genug Anteil hätte, dieselbe völlig zu ändern und zu solchem Ende Gewalt zu gebrauchen, ja auch bei erfolgendem Widerstande Blut zu vergießen. Es war aber der Plan zur Ausführung noch nicht festgestellet, sondern man hatte drei verschiedene Projekte, daraus das, so man für das beste finden würde, gewählet werden sollte.

Die vornehmsten Mitverschwornen hatten sich durch die stärksten Eidschwüre verbunden, einander bis auf das alleräußerste zu unterstützen; alle aber hatten solchen Eid nicht gethan, und von denen, die ihn abgeleget hatten, wußten nicht einmal alle recht, worin das Geheimnis bestünde. Diese verschiedene Stufen bei dem Verbrechen haben bei der Bestrafung notwendig auch einen Unterscheid veranlasset. Doch man muß überhaupt sagen, daß die Regierung bei

der ganzen Sache alle Mäßigung gebrauchet habe, indem nur die drei obbenannten vornehmsten Rädelsführer mit der Todesstrafe beleget worden. Von den andern inhaftierten Mitschuldigen sind sechszehn theils auf immerdar, teils nur auf gewisse Jahre verbannet und sechs verurteilet worden, auf einige Zeit Arrest zu halten. Alle diejenigen, welche nur Hausarrest gehabt, sind wieder auf freien Fuß gestellet worden, nachdem ihnen eine Vorhaltung geschehen und sie dem Staat aufs neue die Treue geschworen, wozu das Formular ausdrücklich abgefasset worden. Auf Hrn. Michaeli Ducret hatte man starken Verdacht, daß er zu Schmiedung des Anschlages vieles beigetragen, und er hatte auch wirklich Wissenschaft davon. Allein es mag nun aus Vorsicht von ihm geschehen sein, oder weil er nicht der Meinung gewesen, daß die Sache wohl ablaufen könnte, so hat er sich also dabei verhalten, daß man ihm nichts weiter anhaben können, als ihn aus dem weiten Arrest, den er vorher schon hatte, in einen engern zu bringen. Noch ist zu gedenken, daß sich vier bis fünf Mitschuldige gleich anfangs, als der Handel entdeckt wurde, aus dem Staube gemacht, und darunter befindet sich einer, der durch die Aussagen des Leutnants Fuetter am meisten gravieret worden. Der Bruder des Kaufmanns Wernier, der gleichfalls ausgetreten war, ist seitdem wieder zurückgekommen, ohne Zweifel, weil er, da er sich nicht schuldiger erachtet als diejenigen, welchen nur die Verbannung zuerkannt worden, durch solches sein Verhalten die Konfiszierung seiner Güter abwenden wollen. Dieses ist nun der Verlauf der ganzen Sache. Man hatte anfangs geglaubt, diese Leute hätten einiges Verständnis mit den Bauern, welches aber nicht gegründet befunden worden ist; und es lässet sich auch hieraus wie aus mehrern Umständen urteilen, daß ihr ganzer Anschlag thöricht und unüberlegt gewesen. Denn wenn sie auch gleich zum Zweck gekommen wären, ihn völlig oder zum Teil auszuführen, so würden sie sich doch nimmermehr haben behaupten können, sie müßten sich denn einzubilden Ursach gehabt haben, daß sich etwan bei einem glücklichen Erfolge die Geringern von der Bürgerschaft zu ihnen geschlagen haben würden, und daß sie die Bauern dadurch gewinnen wollen, daß sie ihnen gewisse Privilegien zugestanden, oder sie mußten sich auf andere Hilfe Rechnung gemacht haben. Gesetzt aber, man hätte bei der Untersuchung etwas dergleichen herausgebracht, so ist leicht zu ermessen, daß man damit lieber hinter dem Berge halten werde.

Schaffhausen, vom 26. September. Der in der Bernischen Zusammenverschwörung verwickelt gewesene Michaeli Ducret befindet sich nunmehr auf lebenslang auf dem Schlosse Aarburg, wohin er

am 8. dieses abgeführet worden, daselbst er nach Gefallen, seine aus seinem Vermögen ziehende jährliche Einkünfte von 6000 Livres verzehren kann. Die Regierung zu Bern, welche die wider sie gefaßte Anschläge so glücklich zernichtet hat, ist im übrigen noch forthin bemühet, solche Maßregeln zu ergreifen, wodurch die wiederhergestellte Ruhe immer mehr und mehr befestiget werden kann. Es werden zu dem Ende noch regulierte Völker in der Stadt gehalten, welche gewöhnlich auf die Wache ziehen. So sind auch ein und andere kleine Aemter aufgerichtet worden, so die Bürger kleiden, wodurch sie verbunden sind, selbst an Erhaltung des Friedens mit Hand anzulegen.

Bern, vom 12. Oktober. Der Geist der Unruhe erwachet allhier schon wieder, indem aufs neue verschiedene aufrührische Zettel ausgestreuet worden, worinne man wegen des vergossenen Bürgerbluts Rache fordert.

Basel, vom 17. Oktober. Am verwichenen Sonntage citierte man in dem Lande Vaux, welches dem Kanton Bern zugehöret, feierlich die drei Mitverschworenen der Zusammenverschwörung vom verwichenen Julius, welche entwischet sind. Ihro Excellenzen versprechen denjenigen 500 Rthlr., welche einen oder den andern entdecken können, und demjenigen 1000 Rthlr., welcher einen Kopf von ihnen bringen wird. Die Gemüter in Bern sind noch schwierig. Denn bloß aus der Vorsichtigkeit, welche der Magistrat fortfähret anzuwenden, das Uebel zu hemmen oder demselben vorzukommen, kann man schließen, daß man daselbst noch etwas zu befürchten hat.

Das befreite Rom.

In diesem Entwurfe sucht Lessing einen antiken Stoff den modernen Anschauungen gemäß zu behandeln, ja zu modernisieren. Der ältere Brutus muß, wie Boxberger sagt, im folgenden Zeitraum einem jüngeren Befreier Roms, dem Virginius, weichen und dieser in einem noch späteren Zeitraume dem Odoardo Galotti. Danzel hält „Das befreite Rom“ für gleichzeitig mit „Henzi“, beide für ein Ergebnis des Studiums von Shakespeares „Julius Cäsar“. „Die Pöbelszenen und die ‚Possen‘ des Brutus,“ sagt jener, „hatte Lessing wenigstens nicht den Franzosen abgelernt; auch finden sich hier Reden des Collatinus und Brutus ans Volk, die an die des Brutus und Antonius bei Shakespeare erinnern.“ Karl Lessing zählt als Personen des Entwurfes auf: Brutus, Tarquinius, Collatinus, Lucretia, Publicola, Römer, Sklavinnen, Lictores, Salier.

Weiber sind Weiber.

Lessing ahmt in diesem Fragment den „Stichus" des Plautus nach, über den er sagt: „Der Herr von Limiers benennt dieses Stück in seiner Uebersetzung den Triumph der ehelichen Treue. Der Hauptinhalt ist auch so ziemlich dadurch ausgedrückt. Ein paar Weiber nämlich, die ihre Männer verlassen haben, wollen sich, des Verlangens ihres Vaters ungeachtet, doch nicht wieder verheiraten, sondern bestehen darauf, die Rückkunft ihrer Männer zu erwarten, welche auch erfolgt. Den Namen hat dieses Stück von dem Knechte, der diese Männer begleitet hat und sich den Tag der Rückkunft mit seinem Kameraden und ihrer gemeinschaftlichen Liebsten lustig macht." Lessing rühmt „die Anständigkeit, mit der die Muster getreuer Weiber, Panegyris und Pinacium, in dem ‚Stichus' gebildet sind". Des Dichters Bruder Karl bemerkt dazu: „Es ist Plautus' beste Komödie nicht, sowohl in Ansehung des Plans als der Charaktere und Einfälle, wenn man auch auf die damaligen Zeiten und Sitten alle Rücksicht nimmt. Der müßte sehr wenig Talent für das Theater in sich fühlen, welcher daraus nicht ein gutes Lustspiel zu machen sich getraute. Und doch ist es so was bei dem Plautus nicht geworden. Ein Parasit, dessen alberne Späße niemand mehr einer Mahlzeit wert hält, jammert auf seine Art, und als er sich auf die Ankunft der beiden verreisten Männer freut, bei denen er sonst gegessen, wird ihm auch diese Freude versalzen. Der Knecht des einen zurückgekommenen Mannes bekommt die Erlaubnis, sich einen guten Tag zu machen, welches er auch wirklich thut; nur Zuschauern und Lesern macht er keinen! — Aus dem ersten und Anfange des zweiten Akts dieses Lustspiels (denn mehr hat mein Bruder davon nicht hinterlassen) kann man nicht recht ersehen, wie er diesen Stoff behandelt haben würde. Der Plan, den er dazu sich so gut entworfen haben wird, als er bei seinen übrigen Stücken allezeit gethan, muß verloren gegangen sein; ich habe ihn wenigstens nicht finden können. So viel aber sieht man doch schon, daß Hilarien das Ausbleiben ihres Mannes, der sich bloß um ihretwillen ruiniert, lange nicht so nahe geht als Lauren, die von ihrem Manne tyrannisiert worden. Vielleicht wollte er ein Beispiel liefern, daß Zärtlichkeit gegen den Mann von gar keinen moralischen Umständen, sondern bloß von dem physikalischen Temperamente abhängt und so unerklärlich als Sympathie ist. Doch was er auch bezweckt haben mag, und wie sehr auch der Dialog darin gegen den in seinen nachherigen Stücken absticht, so bin ich doch versichert, daß er diesen schönen Hauptstoff mit so abgeschmackter Episode wie Plautus unmöglich vernachlässigt hätte."

Danzel charakterisiert treffend den Gegensatz des Lessingschen Fragmentes, welches der Dichter vermutlich im Jahre 1755 zu vollenden dachte, zu dem antiken Vorbilde: „Der zweite Gesichtspunkt, den Lessing in die Behandlung der Plautusschen Stoffe einführt, ist die genauere psychologische Motivierung, welche die Neuzeit fordert. So läßt er die beiden Schwestern in ‚Weiber sind Weiber‘, die bei Plautus nur eben auf ganz gleiche Weise schlechthin ihren Männern ihre Treue bewahrt haben, wenigstens von verschiedenem Charakter sein; ja, es scheint fast, als ob die eine, Laura, eine Heuchlerin sein sollte, was dann wiederum den Stoff des Werkes noch reicher machen mußte; und der alte Seltenarm will seine Töchter wieder verheiraten, um mit seinem Dienstmädchen zu leben, worauf übrigens Lessing durch einen Einfall bei Plautus gekommen ist: Antipho will seine Töchter ad absurdum führen und fragt sie, wie ein wackeres Weib denken müsse; sie antworten, warum er so frage, und er sagt zur Ausflucht, er wolle wieder heiraten.“

Tarantula.

Dieses Fragment ist, wie Danzel sagt, „eine Verspottung der Opern desselben Leopoldo di Villati, poeta di sua Maestà, dessen Imprimatur Lessing boshafterweise auf den Titel gesetzt hat.“ Derselbe verfertigte damals Operntexte für das Berliner Theater.

Crébillons Catilina.

Einige kritische Briefe Friedrichs des Großen über Crébillons Tragödie Catilina brachten Lessing auf den Gedanken, dieses Stück zu übersetzen und vermutlich die Briefe des Königs ebenfalls in deutscher Uebersetzung beizufügen. Am 11. April 1749 teilte der Dichter seinem Vater die Absicht mit, an Crébillon zu schreiben, den er jedenfalls zu einer Aeußerung über die nicht ganz konsequente Kritik veranlassen wollte. Die Ausführung folgte aber nicht dem Vorsatze.

Thomsons Tankred und Sigismunda.

Lessing führt die Anlage zu Jakob Thomsons Tragödie auf die Episode „Le mariage de vengeance“ in dem bekannten Romane Gil Blas von Lesage zurück. „Die Fabel ist ungemein anmutig,“ sagt er; „der Charaktere sind wenige, aber sie werden alle wirksam vorgestellt. Nur den Charakter des Seffredi (im englischen Original und in Gil Blas heißt er Siffredi d. h. Siegfrid) hat man mit

Recht als mit sich selbst streitend, als gezwungen und unnatürlich getadelt.“ Im „Tagebuch der italienischen Reise“ sagt Lessing: „Ein Graf Vincenzo Manzoli del Monte hat in Modena eine Tragödie 1771 ‚Bianca ed Enrico‘ drucken lassen, welche das nämliche Süjet ist, das Saurin und Thomson und Calini bearbeitet haben und eigentlich aus dem Gil Blas entnommen ist. Die beiden italienischen Stücke gehen dem französischen des Saurin zu viel nach.“

Thomsons Agamemnon.

In seinem „Leben des Herrn Jakob Thomson“ führt Lessing die Erzählung des Melisander von seinem Aufenthalte auf einer wüsten cykladischen Insel nach einer 1750 in Göttingen erschienenen Uebersetzung des „Agamemnon“ an, die ihm die Anregung zu einem eigenen Versuche einer Uebersetzung der Tragödie gegeben haben mag. Diese befindet sich unter den Breslauer Papieren, nach denen sie Boxberger zum erstenmale veröffentlicht hat. Sie geht bis zur Mitte des fünften Auftrittes des zweiten Aufzuges.

Justin.

So betitelt Boxberger den unbenannten Entwurf eines dem „Pseudolus“ des Plautus folgenden Lustspieles. In seiner Abhandlung „Von dem Leben und den Werken des Plautus“ bemerkt Lessing über den Pseudolus: „Ueber dieses Stück und über den Truculentus soll sich Plautus, nach dem Zeugnisse des Cicero, am meisten gefreut haben. Es hat seinen Namen von dem Knechte, den Plautus darinnen in der Schelmerei rechte Wunder thun läßt.“ „Sehr viel leichter [als beim Schatz],“ sagt Danzel, „wollte sich Lessing die Sache bei der Bearbeitung des Pseudolus machen. Hier verändert er im Grunde nichts anders, als daß er das Mädchen von der Frau des Ballof erzogen sein läßt und statt des Soldaten, welcher dasselbe gekauft, eine Dame einführt, die für sie Kostgeld bezahlt, und den Vater des Liebenden erspart, indem er diesen zugleich den Mündel des Alten sein läßt, als dessen Tochter das Mädchen zuletzt erkannt wird. Mit der ersten Abänderung war der Stoff den modernen Sitten etwas mehr angenähert, die keine Sklaven kennen und Kuppler aufs Theater zu bringen nicht erlauben; doch mochte Lessing fühlen, daß das Mädchen immer noch zu sehr als bloße Sache behandelt würde, als daß das Stück nicht von vorn herein einen fremdartigen Anstrich bekommen haben sollte, und so blieb dasselbe unausgearbeitet.“

Vorberg analysiert in „Hellas und Rom" (Stuttgart 1842), das lateinische Original in folgender Weise:

„Die Intrigue dieses äußerst anziehenden und durch rasche Entwickelung sich auszeichnenden Stückes ist ebenso sinnreich angelegt als genial durchgeführt: es dreht sich dieselbe um den Besitz eines Mädchens; allein dieses Objekt des humoristischen Wettkampfes tritt so sehr in den Hintergrund, daß wir es kaum beachten. Plautus selbst scheint, einer Aeußerung Ciceros (Vom Greisenalter, Kap. 14) zufolge, besonderen Wert auf den ‚Pseudolus' gelegt zu haben; er gibt kein griechisches Vorbild an, weshalb einige vermutet haben, die Erfindung gehöre ihm allein an. Die Echtheit des Prologes, der auch sehr wenig sagt, wird bezweifelt.

„Des Atheners Simo Sohn Calidorus hat eine Geliebte, Namens Phönicium, die er mit jugendlicher Leidenschaft liebt und ganz zu besitzen wünscht; allein sie ist Sklavin des gewinnsüchtigen Kupplers Ballio, der sie einem macedonischen Offizier um zwanzig Minen verkauft hat. Dieser muß Athen verlassen, bezahlt dem Kuppler einstweilen fünfzehn Minen und läßt ihm bei seiner Abreise einen Abdruck seines Wappens zurück, mit dem Auftrage, er solle demjenigen, welcher einen Abdruck desselben Wappens samt fünf Minen ihm überbringe, das Mädchen übergeben. Phönicium, welcher der ganze unwürdige Handel nur zu wohl bekannt ist, und welche den Offizier ebenso verabscheut, als sie den Calidorus liebt, schreibt diesem einen Brief, worin sie ihm meldet, daß morgen ein Sklave des Verhaßten kommen werde, um das Versprochene zu überbringen und dafür sie in Empfang zu nehmen. Calidorus ist in Verzweiflung; er entdeckt sich seinem Sklaven Pseudolus (hiermit beginnt das Stück). Dieser, der sich seiner unüberwindlichen Schlauheit bewußt ist, tröstet den verzweifelnden Herrn und verspricht ihm, daß der Offizier exemplarisch geprellt werden soll; zwanzig Minen, meint er, werden sich schon auftreiben lassen, wenn man es klug anfange; wie, das weiß er selbst noch nicht. Ihr Gespräch wird unterbrochen durch das Auftreten Ballios, der sich den Zuschauern in einer der vortrefflichsten Plautinischen Szenen (Akt 1, 2) in seiner ganzen Nichtswürdigkeit und Keckheit zeigen muß, damit wir uns später nur freuen können, wenn er der Betrogene ist; denn er verspricht sogar, den Offizier betrügen zu wollen, wenn Calidorus ihm zwanzig volle Minen für das Mädchen auszahle. Der Elende entfernt sich; Simo, der von allem unterrichtet ist, tritt auf und macht dem Pseudolus bittere Vorwürfe darüber, daß er seinem Sohne in allen lockeren Streichen ein bereitwilliger Helfer sei. Pseudolus aber weiß sich mit solcher Gewandtheit zu verteidigen und den Alten mit dem Liebes-

handel seines Sohnes so auszusöhnen, daß er am Ende kein anderes Bedenken hat, als es werde dem Pseudolus nicht gelingen, den schlauen Ballio zu überlisten. Dieses aber verspricht Pseudolus mit solcher Zuversicht, daß sein Herr eine Wette von zwanzig Minen mit ihm eingeht, er werde es nicht können. Nun gilt es, mit allen Segeln zu segeln!

„Sehr zur rechten Zeit kommt ihm, da er noch spekuliert, wie er die Wette gewinnen will, Harpax, der Diener des Offiziers, der gegen Ablieferung von Geld und Wappen Phönicium in Empfang nehmen soll, in den Weg. Er gibt sich bei dem ungeschickten Menschen, der ihn nach der Wohnung des Ballio fragt und ihm sogleich seine ganze Mission anvertraut, für einen Sklaven des Ballio aus und bringt es dahin, daß ihm jener wenigstens Wappen und Brief des Offiziers ausliefert. Nun hat er schon gewonnenes Spiel; die fünf Minen hat er bald von Charinus erhalten, und während der übertölpelte Bote abgeht, um in einer Kneipe so lange zu warten, bis Ballio selbst zu sprechen sei, schickt sich Pseudolus an, mit dem, was er in Händen hat, dem Ballio die Phönicium zu entführen.

„Unterdessen hat Simo den Ballio, der heute seinen Geburtstag feiert, auf dem Markte getroffen und ihn, nur an den Gewinn seiner Wette mit Pseudolus denkend, vor diesem gewarnt, weil er im Sinne habe, ihm mit List die Phönicium abzujagen. Ballio, stolz auf sein eigenes Gaunertalent, fürchtet den schlauen Sklaven so wenig, daß er ebenfalls mit Simo eine Wette um zwanzig Minen eingeht, derselbe werde ihn nicht überlisten können. Seines Sieges gewiß, geht er nach Hause; denn um zu gewinnen, darf er ja nur heute mit Pseudolus in nichts sich einlassen. Allein dieser ist schlau genug; er nimmt einen zu allem willfährigen Sykophanten, Simia, in Dienst, übergibt diesem die fünf Minen, Wappen und Brief des Offiziers und schickt ihn damit zu Ballio, um als wohlbestallter Bote unter Erfüllung der festgesetzten Bedingung die Auslieferung des Mädchens zu bewirken; Simia spielt seine Rolle ganz gut, stellt sich als Harpax, Diener des Offiziers, dem Kuppler vor, und dieser übergibt ihm, da er alles in Ordnung findet, die Phönicium, frohlockt noch überdies darüber, daß er nun sicherlich von Pseudolus nicht mehr angeführt werden könne, da er ja bereits die Sache mit dem rechten Manne abgemacht und das Mädchen an seinen legitimen Eigentümer abgegeben worden sei. Er eilt zu Simo, um die nach seiner Meinung schon gewonnenen zwanzig Minen in Empfang zu nehmen; doch da kommt leider der echte Harpax, der unterdessen in seiner Kneipe lange genug auf die Heimkehr des Ballio, die ihm Pseudolus anzuzeigen versprochen, gewartet hat; er verlangt das

Mädchen für seinen Herrn und läßt die baren fünf Minen sehen. Ballio und Simo verspotten ihn, weil sie glauben, er sei eine von Pseudolus zur Ueberlistung des Ballio aufgestellte käufliche Kreatur. Als aber der verhöhnte Tropf, nach Brief und Wappen seines Herrn befragt, erklärt, er habe diese bereits einem Sklaven des Ballio übergeben; — als er nun gar das Aeußere dieses Sklaven so genau beschreibt, daß nach dem Signalement es niemand als Pseudolus gewesen sein kann: — da gehen dem Betrogenen die Augen auf; Pseudolus hat durch einen Unbekannten, nachdem er sich in Besitz von Wappen und Brief gesetzt, den Kuppler betrogen und seine Wette gewonnen. Gewonnen hat aber auch Simo, der mit Ballio gewettet hat, daß Pseudolus ihn betrügen werde. Dieser Pseudolus also ist der Gewinnende, Ballio der Verlierende, und Simo hat nur die Mühe, die zwanzig Minen in Empfang zu nehmen, um sie dem schlauen Pseudolus einzuhändigen."

„So endigt die überaus heitere Komödie; von Mädchen und Liebhaber ist, wie billig, keine Rede mehr; denn ihr weiteres Schicksal kümmert uns wenig, nachdem wir erfahren, daß ihre Leidenschaft nur dazu diente, um einem eminenten Schlaukopfe zu einem glänzenden Siege über unebenbürtige Gegner zu verhelfen. Dies war das eigentliche Thema eines Stückes, das in manchen Beziehungen als ein unübertreffliches Muster gelten kann." (Boxberger.)

Palaion. — Vor Diesem!

Während seines Aufenthaltes in Berlin trat Lessing der Gedanke nahe, in einem einaktigen Lustspiele seine Fertigkeit im französischen Stile zu erproben, die er sich besonders im Verkehr mit Voltaires Sekretär Richier de Louvaine erworben hatte. Als der Dichter 1756 in Leipzig die am weitesten gediehenen Entwürfe auszuarbeiten und in einem Bande zusammenzustellen unternahm, übersetzte er den französischen Lustspielentwurf unter dem Titel „Vor diesem!" Nach Boxbergers Vorgang stellen wir beide Fragmente einander gegenüber. Lessing zeichnet darin einen Anhänger des Alten. Danzel sieht in der Erwähnung der Hugenotten als einer fremden Sekte die schriftstellerische Absicht des Dichters, für einen Katholiken gehalten zu werden; denn „was wäre es auch Besonderes, wenn er einen Augenblick auf den Gedanken gekommen wäre, im französierten Berlin eine französische Schrift drucken zu lassen, wie später Mylius in London mit einer englischen auftrat?"

Die aufgebrachte Tugend.

Jedenfalls folgt dieser unvollendete Entwurf einem englischen Stücke. Von diesen und den beiden folgenden gilt das, was Lessing selbst über seine „Sudeleien von entworfenen Komödien“ sagt: „Ich weiß oft selbst nicht mehr, was ich damit gewollt. Ich habe mich immer sehr kurz gefaßt und mich auf mein Gedächtnis verlassen, von welchem ich mich nun sehr betrogen sehe.“

Die Witzlinge.

Auch dieses Fragment bietet zu wenig Anhaltepunkte zu einer Beurteilung seiner Bedeutung und seiner Quellen.

Der Dorfjunker.

Wahrscheinlich liegen englische Muster aus Romanen oder Dramen dem kurzen Fragmente zu Grunde, welches zwei Dorfjunker skizziert.

Faust.

Die Streitfrage über Lessings Faust ist unserer Ueberzeugung nach endgültig durch Kuno Fischers scharfsinnige Untersuchung gelöst, wie er sie in seinen beiden Schriften entwickelt: „G. E. Lessing als Reformator der deutschen Litteratur,“ I. Teil, Stuttgart, J. G. Cotta, 1881, Seite 143—174, und „Goethes Faust. Ueber die Entstehung und Komposition des Gedichtes“ ebenda, 1878, Seite 68—78. Wir folgen diesen geistvollen und gründlichen Ausführungen, die durch kritisch-philologische Schärfe, eindringende Quellenkritik, psychologische Tiefe und feinsinnigen Humor ein Muster litterarhistorischer Darstellung liefern.

Fragen wir mit Kuno Fischer zuerst nach den Mitteilungen Lessings über den Faust, so erfahren wir aus dessen siebzehntem Litteraturbriefe vom 16. Februar 1759 nur die Notiz: „Wie verliebt war Deutschland und ist es zum Teil noch in seinen Doktor Faust! Einer von meinen Freunden verwahrt einen alten Entwurf dieses Trauerspiels, und er hat mir einen Auftritt daraus mitgeteilt, in welchem gewiß ungemein viel Großes liegt. Sind Sie begierig ihn zu lesen? Hier ist er. Faust verlangt den schnellsten Geist der Hölle zu seiner Bedienung. Er macht seine Beschwörungen; es erscheinen derselben sieben, und nun fängt die dritte Szene des zweiten Aufzugs an. — Was sagen Sie zu dieser Szene? Sie wünschen ein deutsches Stück, das lauter solche Szenen hätte? Ich auch!“

Die Szene, die Lessing dem Volksschauspiel nachgebildet hat und bei der es sich um die Wiederbelebung des volkstümlichen Dramas handelt, atmet, wie Kuno Fischer bemerkt, „in Gedanke und Sprache den unnachahmlichen Lessingschen Geist, und es ist unbegreiflich, wie man heutzutage diese Szene für entlehnt halten kann. — Im Volksschauspiele ist der geschwindeste Teufel so schnell wie der Gedanke des Menschen: dem Lessingschen Faust ist er zu langsam. ‚Schneller als die Rache des Rächers, des Gewaltigen, der sich allein die Rache vorbehielt. Teufel, du lästerst: schnell wäre seine Rache? schnell? Und ich lebe noch? Und ich sündige noch?' Und was antwortet der Geist? — ‚Daß er dich noch sündigen läßt, ist schon Rache!' Ich sollte meinen, in diesem Worte müßte ein Tauber Lessing reden hören, nur ihn. Der siebente Geist ist so schnell wie der Uebergang vom Guten zum Bösen. ‚Ha! Du bist mein Teufel! so schnell als der Uebergang vom Guten zum Bösen! Ja, der ist schnell; schneller ist nichts als der! Ich habe es erfahren, wie schnell er ist, ich habe es erfahren!' Ich möchte wissen, wer unter Lessings Freunden, außer ihm selbst, der Mann war, der so zu denken und zu schreiben verstand?"

In Lessings „Collectaneen zur Litteratur" findet sich unter der Ueberschrift „Dr. Faust. Von meiner Tragödie über diesen Stoff" eine Stelle aus Diogenes von Laërte, welcher erzählt, der Cyniker Menedemus sei in seiner Schwärmerei so weit gegangen, daß er sich als Furie gekleidet und so herumgezogen sei mit dem Vorgeben, er komme aus der Hölle, um auf die Sünder acht zu geben und den Geistern daselbst Nachricht zu bringen. Lessing sagt dazu: „Dieses kann vielleicht dienen, den Charakter des Verführers in meinem zweiten Faust wahrscheinlich zu machen. Desgleichen, was Tamerlan zur Entschuldigung seiner Grausamkeiten von sich selbst soll gesagt haben: Warum hältst du mich für einen Menschen und nicht vielmehr für Gottes Zorn, der zum Verderben der Menschen auf Erden waltet?" Endlich führt Lessing eine Szene aus der „Universal History" an: „Im ersten Jahre seiner Regierung (Leo, 716) nahm Masalmias, Fürst der Sarazenen, durch einen Handstreich die Stadt Pergamus ein, welches von den Geschichtsschreibern als eine vom Himmel über die ruchlosen und barbarischen Einwohner gerecht verhängte Strafe angesehen wurde, welche, als sie hörten, daß die Sarazenen sich rüsteten, in Asien einzufallen, den Leib einer schwangern Frau aufgeschnitten und, indem sie das Kind in einem Kessel sotten, ihre rechten Hände in das Wasser getaucht hatten, da sie von einem Magier überredet wurden, daß sie durch dieses Mittel unbesiegbar werden und ihre Stadt gegen alle Angriffe des Feindes schützen würden."

Aus dieser Stelle geht hervor, daß Lessing an einen „zweiten Faust“ dachte, „worin der Verführer anders gefaßt war als im ersten.“ „Hatte Lessing einen seiner Charaktere ausgeführt, so glaube ich nicht,“ sagt Kuno Fischer, „daß in seinen Augen irgend ein Citat dazu dienen konnte, diesen Charakter ‚wahrscheinlich zu machen‘. Wohl aber mochten sie zur Ausführung einen solchen Dienst leisten. Aus den obigen Stellen leuchtet so viel ein, daß Lessing den Verführer im Faust als ein Werkzeug Gottes gefaßt haben wollte, in einer Rolle, wie sie der theatralische Menedemus sich anmaßt und der dämonische Tamerlan sie ausführt. Er streift schon an die Vorstellung, die das Diabolische umsetzt in die zerstörende Gewalt einer dämonischen Menschennatur; auch die Macht der Verführung ist zerstörend:

‚Ich bin ein Teil von jener Kraft,
Die stets das Böse will und stets das Gute schafft.‘

Diese Fassung ist nicht mehr im Geiste der alten Sage. Wenn sie nach Lessings Worten seinen ‚zweiten Faust‘ charakterisieren sollte, so schließen wir, daß eben darin der zweite Faust sich vom ersten unterschied, und dieser also der Sage näher stand als jener. Merkwürdig genug, daß auch in der Goetheschen Dichtung unterschieden werden muß zwischen einem ersten und zweiten Faust, die nicht dem ersten und zweiten Teil gleichzusetzen sind.“ (Vgl. Kuno Fischer, „Goethes Faust“, S. 112—114.)

Den Mitteilungen Lessings stehen die brieflichen Zeugnisse zur Seite. So schreibt der Dichter am 8. Juli 1758 an Gleim: „Sie haben es erraten, Herr Ramler und ich machen Projekte über Projekte. Warten Sie nur noch ein Vierteljahrhundert, und Sie sollen erstaunen, was wir alles werden geschrieben haben. Ich schreibe Tag und Nacht, und mein kleinster Vorsatz ist jetzt, wenigstens noch dreimal so viel Schauspiele zu machen als Lope de Vega. Ehestens werde ich meinen Doktor Faust hier spielen lassen. Kommen Sie doch geschwind wieder nach Berlin, damit Sie ihn sehen können.“ Dazu bemerkt Kuno Fischer mit Humor: „Ich fürchte, Gleim wäre damals umsonst nach Berlin gekommen.“

Aus Hamburg schreibt Lessing am 21. September 1767 an seinen Bruder: „Ich bin willens, meinen Dr. Faust noch diesen Winter hier spielen zu lassen. Wenigstens arbeite ich aus allen Kräften daran. Da ich aber zu dieser Arbeit die clavicula Salomonis brauche, die ich mich erinnere Herrn Fl. gegeben zu haben, um sie gelegentlich zu verkaufen, so mache ihm mein

Kompliment mit dem Ersuchen, sie bei dem ersten Paket, das er an einen hiesigen Buchhändler sendet, mitzuschicken." (Wie Danzel Noels Lucifer, — sagt Boxberger — so haben wir die clavicula Salomonis durchgearbeitet, aber für einen, der nicht selbst Dichter ist, ist es unmöglich zu bestimmen, welchen Gebrauch ein Dichter von diesem höchst prosaischen Zauberbuche gemacht haben würde, aus welchem auch Goethe seinen „Spruch der Viere" nicht genommen hat.) Sachlich geht aus der brieflichen Notiz hervor, daß Lessings Faust 1758 nicht fertig sein konnte, da dieser 1767 „aus allen Kräften daran arbeitet". „Und wäre einer der beiden Fauste fertig gewesen, warum hätte er diesen nicht im Winter 1767—68 in Hamburg sollen aufführen lassen? Ich schließe," sagt Kuno Fischer, „daß in dem Zeitraum von 1758—1767 zwei Fauste projektiert waren, aber keiner vollendet." Ja, man kann dieses Stadium von 1755 bis 1770 ausdehnen.

So heißt es in einem Briefe Mendelssohns vom 19. November 1755: „Wo sind Sie, liebster Lessing, mit Ihrem bürgerlichen Trauerspiel? Ich möchte es nicht gern bei dem Namen nennen, denn ich zweifle, ob Sie ihm den Namen Faust lassen werden. Eine einzige Exklamation: ‚O Faustus! Faustus!' könnte das ganze Parterre lachen machen. Wieder ein Ratgeber, werden Sie sagen, der gar keinen Beruf dazu hat! Nun wohl! So lassen Sie es nur dabei. Ich will alsdann das Vergnügen haben, selbst mit dem Leipziger Parterre zu lachen und Sie bei jedem Gelächter sich entflammen zu sehen. Denn lachen muß man gewiß, wenn Ihre Theorie vom Lachen anders richtig ist."

Wahrscheinlich sollte Faust die bürgerliche Tragödie werden, in welcher Lessing statt des englischen Stoffes der 1755 entstandenen „Miß Sara Sampson" einen national-deutschen und überdies sehr beliebten Stoff einführen könnte. „Das Ei," sagt Kuno Fischer, „aus dem die Sara geschlüpft war, Lillos Kaufmann von London und Richardsons Clarissa, hatte der Schalen zu viel in dem deutschen Trauerspiel zurückgelassen. Eine bürgerliche Tragödie von deutschem Schrot und Korn war ja die Aufgabe, von der Lessing in jenem siebzehnten Litteraturbriefe sprach und hinwies auf den Faust. Statt des Trauerspiels kam die echt deutsche Minna, ein Stück, welches Lessing selbst ein ‚Lustspiel' nannte. Endlich erschien das deutsch empfundene bürgerliche Trauerspiel, aber in italienischer Maske: Emilia Galotti! Der Faust kam nicht. Die Aufgabe einer rein deutschen, aus unserem Volksleben gegriffenen Tragödie hat Lessing im Faust vor Augen gehabt, aber nicht gelöst, wenigstens nicht vor unsern Augen."

Warum lacht Mendelssohn? Weil er das Volksschauspiel Faust, welches er vielleicht gemeinsam mit Lessing in Berlin sah, wo es auf der Schuchschen Bühne am 14. Juni 1753 aufgeführt wurde, nur lächerlich fand. Was ist dem weisen Mendelssohn mit seiner Aufklärung und seinen dünnen, reinlichen Begriffen die Magie und der Magus der Volkssage mit seinen Teufelsbeschwörungen und dem grauenvollen Ende, welches ihm das Gericht des Himmels verkündet: „Faustus, Faustus, bereite dich zum Tode! Du bist angeklagt! Du bist gerichtet! Faustus, Faustus, du bist auf ewig verdammt!“ Ich höre förmlich, — so schließt Kuno Fischer scherzend, — wie der gute Mendelssohn, der sanfte Weise, nachdem er das Stück gesehen, in die Worte ausbricht: „Welcher Unsinn!“ Und nun will sein Freund Lessing einen *tragischen* Faust dichten! Welche Thorheit! „Liebster Lessing! Eine einzige Exklamation ‚O Faustus! Faustus!‘ könnte das ganze Parterre lachen machen.“

In einem Briefe an Lessing vom 4. Oktober 1768 mahnt Ebert den Dichter außer anderen litterarischen Schulden wegen des Faust. In einem zweiten Briefe Eberts vom 26. Januar 1769 heißt es: „Wo bleibt Dr. Faust?“ Am 7. Januar 1770 berührt er abermals den Faust. Auf Eberts ersten Brief antwortet Lessing am 18. Oktober 1768: „Sie sehen, daß ich mich jetzt eben nicht im Schriftstellerenthusiasmus befinden mag. Meine Antwort also auf Ihre freundschaftlichen Exequierungen können Sie erraten. Zum Henker mit alle dem Bettel!“ Auf Mendelssohns Frage aber hatte Lessing gar nicht geantwortet.

Aus allem geht hervor, daß Lessing in der Zeit von 1755 bis 1770 *zwei Entwürfe des Faust gemacht, aber keinen ausgeführt hatte, daß er „in beiden eine national-deutsche Tragödie bezweckte, die im ersten dem Volksschauspiel näher stand als im zweiten, worin die Rolle des Verführers weniger diabolisch als dämonisch-menschlich, weniger als Widersacher denn als Werkzeug Gottes gedacht war.“*

Was Lessings Thätigkeit am Faust während seines Aufenthaltes in Breslau betrifft, in dessen Ende die erwähnten Kollektaneen zum Teil fallen, so berichtet Dr. *Klose*, daß der Dichter bisweilen an seinen Faust gedacht und einige Szenen aus Noëls Lucifer dazu habe benutzen wollen, während einer der Freunde Lessings in Breslau zwölf Bogen vom Faust gelesen haben will.

In Wien erkundigte sich der Staatsrat *von Gebler*, ein Verehrer Lessings, bei diesem selbst nach dem Faust und schrieb darüber am 9. Dezember 1775 an Nicolai: „Ich wünsche, daß Ihre Hoff-

nung wegen der Erscheinung des Lessingschen Faust zutreffen möge. Mir hat unser großer, aber zu wenig gegen das Publikum freigebige Freund auf mein Befragen mündlich anvertraut, daß er das Süjet zweimal bearbeitet habe, einmal nach der gemeinen Fabel, dann wiederum ohne alle Teufelei, wo ein Erzbösewicht gegen einen Unschuldigen die Rolle des schwarzen Verführers vertritt. Beide Ausarbeitungen erwarten nur die letzte Hand." Nun aber müßten damals die Lessingschen Faustdichtungen schon zu den verlorenen Manuskripten gehört haben, wenn sie sich in der Kiste befunden hätten, die Lessing im März 1775 von Dresden an den damals während der Ostermesse in Leipzig verweilenden Braunschweiger Buchhändler Gebler geschickt hatte, um sie durch diesen nach Wolfenbüttel expedieren zu lassen, die aber verloren ging und trotz aller Nachforschungen und eines öffentlichen Aufrufes von Karl Lessing an den Finder in der Vorrede zu Lessings vermischten Schriften (1784) verloren blieb. Mit Recht wirft Kuno Fischer die Frage auf, warum Lessing so wichtige Handschriften, unter denen auch sämtliche Faustmanuskripte gewesen sein sollen, von Wolfenbüttel über Leipzig und Berlin nach Dresden schleppte, um sie von Dresden über Leipzig nach Wolfenbüttel zurückwandern zu lassen! Blankenburg, der wie andere die feste Ueberzeugung hat, daß auf diese Weise Lessings Faust verloren gegangen ist, weiß jedoch nichts Genaueres, irrt sich im Adressaten, den er als einen Kaufmann Lessing bezeichnet u. a. Auch Lessings Bruder berichtet Widersprechendes, er glaubt, die Kiste sei erst von Wien, wohin Lessing von Dresden aus gereist war, nach Leipzig geschickt worden. Denn so viel steht nach des Dichters eigener Aussage fest, daß die Kiste von Dresden nach Leipzig an den Buchhändler Gebler geschickt wurde. „Aber die Frage ist: ob die Handschriften des Faust wirklich darin waren?"

In der Vorrede zum „Theatralischen Nachlaß" (1786) sagt Karl Lessing: „Mir ist es nicht anders, als daß mein Bruder mir selbst gesagt, mit dem Verluste dieser Kiste sei auch alles, was er über den Faust gearbeitet, verloren gegangen." Kann nun eine Wendung „mir ist, als ob" nicht als Zeugnis gelten, so widerspricht jene Bemerkung geradezu einem Briefe Lessings selbst vom 16. Juni 1776 aus Braunschweig: „Die traurige Geschichte mit meiner Kiste aus Dresden hatte ich schon von dem hiesigen Buchhändler Gebler vernommen. Allem Anscheine nach ist sie verloren, und mit ihr zugleich eine Menge Dinge, die mir unersetzlich sind. — — Was macht Voß der Vater? Ich bin sehr bekümmert um ihn, und der Verlust der Kiste ist mir um seinetwillen vorzüg-

lich unangenehm. Es waren an die vierzig neue Fabeln darin, von denen ich keine einzige wiederherstellen kann. Auch war meine fast völlig fertige Abhandlung von Einrichtung eines deutschen Wörterbuchs darin. Nicht zu gedenken eines Manuskripts aus der hiesigen Bibliothek, das ich in Dresden kollationieren wollen. Denn wenn ich an das denke, möchte ich vollends aus der Haut fahren."

Es muß auffallen, daß Lessing bei der genauen Angabe des Inhaltes der Kiste kein Wort von seinen Faustmanuskripten sagt, an denen der Mitwelt am meisten gelegen war. Demnach waren sie ihm entweder vollkommen gleichgültig, oder sie hatten sich nicht in jener Kiste befunden. Da sie aber verloren sind, so handelt es sich um eine andere Erklärung des Verlustes. Kuno Fischer gibt sie: „Ich bin sehr geneigt, anzunehmen, daß Lessing seine unvollendeten Arbeiten über den Faust selbst vernichtet hat, da er sah, daß ihm die Lösung seiner Aufgabe nicht gelingen wollte; er war auf unüberwindliche Schwierigkeiten gestoßen (Goethe hatte ganz dieselbe Erfahrung gemacht), das alte Volksschauspiel mit seinem Höllenapparat wollte sich nicht in die Form eines bürgerlichen Trauerspiels auflösen lassen, und wiederum paßte die tragische Anlage des Stückes, die Lessing festhalten mußte, nicht zu der höheren Idee, die er ohne Zweifel der Volkssage gab und als Schluß im Sinne hatte. Er ließ die Arbeit liegen, er war darin stecken geblieben, und sie war ihm verleidet, denn das Steckenbleiben war nicht seine Sache. Er setzt den Anfragen nach dem Faust ein unheimliches Schweigen entgegen, welches mir unwillkürlich den Eindruck macht: der Faust lebt nicht mehr. Auch jene Worte an Ebert: ‚Meine Antwort auf Ihre freundschaftlichen Exequierungen können Sie erraten: zum Henker mit alle dem Bettel!' klingen wie eine Verurteilung."

Was Lessing für den Faust unbenutzt ließ, verwendete er in seiner Tragödie „Emilia Galotti". In ihr löste er die Aufgabe seiner zweiten Bearbeitung des Faust, die menschliche Wahrheit in dem Charakter des Verführers, den Teufel als menschlichen Dämon darzustellen. Mit Recht hat man in diesem Sinne Marinelli oft eine Art Mephistopheles genannt, der in der That der unvergleichliche Typus eines menschlichen Teufels ist. „Ist es zum Unglück so mancher nicht genug, daß Fürsten Menschen sind, müssen sich auch noch Teufel in ihren Freund verstellen!" ruft am Schlusse der Tragödie der Prinz aus.

Auch das letzte Stück Sagengeschichte, nach welchem Lessing mit der Veröffentlichung seines Faust habe warten wollen, bis die Faustdichtungen erschienen seien, deren viele damals in der Luft

schwirrten, verschwindet vor Kuno Fischers scharfer Analyse jenes Wirrwarrs widersprechender Berichte. „Als ob Lessing den andern etwas hätte abgucken oder gar der Mann sein wollen, der nach dem Sprichwort zuletzt lacht!“ Denn Blankenburgs Aussage „Lessings Faust war meines Wissens fertig“ ist ebenso unbestimmt wie unrichtig, da wir wissen, daß Lessing nicht fertig war. Nur vom Hörensagen weiß Blankenburg das, was dann als Thatsache galt: „Lessing unternahm die Umarbeitung, vielleicht auch nur die Vollendung seiner Arbeit zu einer Zeit, wo aus allen Zipfeln Deutschlands Fauste angekündigt waren.“ Das „vielleicht“ tritt dabei als Widerspruch der obigen Aussage auf, daß Lessing fertig war! Nun existierte damals kein Faust; und von Goethes Faust wußte Lessing vor 1775 sicherlich nichts. Dennoch soll er, wie Engel in Berlin dem Wiener Hofschauspieler Müller erzählt, geäußert haben: „Meinen Faust holt der Teufel, ich will Goethes seinen holen!“ Engel deutete diese Parole in dem Sinne, daß Lessing Goethes Faust habe überbieten wollen, während sie offenbar sagt, daß Lessing sich um seinen Faust nicht weiter kümmern, dem Goetheschen aber kritisch gegenübertreten will. „Ich weiß nicht,“ schließt Kuno Fischer schalkhaft, „ob Engel zu den Kistengläubigen gehörte. Aber er wußte ja, denn die Welt hat es von ihm und Blankenburg erfahren, daß den Lessingschen Faust der Teufel nicht holt. Wie also konnte er jene Aeußerung, wenn sie Lessing wirklich gethan hat, ernsthaft nehmen? Er hätte in dem Worte ‚meinen Faust holt der Teufel!‘ einen ganz anderen Sinn wittern sollen. Und was hat Lessing der Kritiker nicht alles geholt! Ich höre in dem Worte ‚ich will Goethes seinen holen!‘ nicht den Dichter drohen, sondern den Kritiker.“

Nach Lessings Tod erschien das Schreiben des Hauptmanns von Blankenburg in Leipzig vom 17. Mai 1784 „über Lessings verloren gegangenen Faust“ und ein Brief des Professors Engel in Berlin an den Bruder des Dichters, der ihn 1786 im Theatralischen Nachlaß veröffentlichte. Blankenburgs Skizze analysiert nicht ein Stück, sondern nur einen Plan. „Hier kann ich keinen bestimmten Punkt angeben,“ heißt es statt einer Mitteilung über den Inhalt der Akte.

Engels Bericht, der geschickter ist, scheint nicht auf Kenntnis einer Handschrift, sondern auf mündlichen Schilderungen des Dichters zu beruhen. Beide gehen nicht weit über das Vorspiel hinaus. Sie sagen nur insofern mehr als der Lessingsche Entwurf, als darin die Hölle nicht siegt, sondern durch ein Phantom getäuscht wird. „In dieser Idee,“ sagt Kuno Fischer, „liegt die Erhöhung

und Umdichtung des Faustmythus, die Goethe aufnahm und zum Thema seiner zweiten Faustdichtung machte; es war elf Jahre nach der Herausgabe von Lessings Entwurf und Engels Bericht. Ich zweifle nicht, daß Goethe seinen großen Vorgänger auch an dieser Stelle gekannt und vor Augen gehabt hat, obgleich kein Zeugnis darüber vorliegt, daß Lessings Prolog auf den Goetheschen eingewirkt."

Die Idee des Lessingschen Faust liegt darin, daß Faust gerettet wird. Faust wird durch seine zu große Wißbegierde ins Verderben gestürzt, ein Moment, welches der Volkssage fern liegt, aber des Dichters ganzer Individualität entspricht. Aus dem Gegensatze der Wißbegierde und des Dämons der Sünde sollte kein Triumph des Bösen werden: der Faust, den die Teufel verführen und erbeuten, ist nicht der wahre, echte, nach Wahrheit ringende Faust, sondern dessen Schatten und Scheinbild, nur ein Phantom. „Die ganze diabolische Tragödie wird zur Phantasmagorie, die der wahre Faust wie in einer Betäubung, in einem Traume erlebt. Dieser abenteuerliche, den Weltbegierden hingegebene und in den Abgrund getriebene Lebensgang ist ‚das Leben ein Traum', angewendet auf den Faust!" Ein solcher Faust aber handelt nicht, kann mithin nicht der Gegenstand einer Tragödie werden: die Anlage einer solchen mußte der Dichter aufgeben und an eine „lebendige, aktive Fausttragödie" denken.

„Es ist eine höchst interessante und bedeutungsvolle Thatsache," so schließt Kuno Fischer seine geistvolle Studie ab, „daß auch Goethes Faust in zwei verschiedene Dichtungen zerfällt, deren erste aus demselben Grundgedanken entspringt, den Lessing bei seiner zweiten hatte, und deren zweite denselben Grundgedanken ergreift, von dem Lessing in seiner ersten ausging." In seinem Werke über „Goethes Faust" (Cotta, 1878) sagt er resumierend: „Als Lessing auf den Faust hinwies, war Goethe ein Knabe von zehn Jahren; ein Jahrzehnt später, und der Zeitpunkt ist nahe, wo in ihm der Gedanke der Faustdichtung zu gähren beginnt. Wir sehen voraus, wohin der neue Zug, der schon die umzugestaltende Sage ergriffen hat, das Gedicht treiben wird. Jenes Wort muß erfüllt werden, das bei Lessing die himmlische Stimme den Teufeln zuruft: Ihr sollt nicht siegen! Am Schluß des Goetheschen Gedichts triumphieren die Engel, die den unsterblichen Faust emportragen:

Gerettet ist das edle Glied
Der Geisterwelt vom Bösen!
Wer immer strebend sich bemüht,
Den können wir erlösen.

So steht es fest im Prologe des Goetheschen Faust nach dem Wort des Herrn, als er den Faust, seinen Knecht, der Versuchung des Satans preisgibt:

Nun gut, er sei dir überlassen!
Zieh diesen Geist von seinem Urquell ab
Und führ' ihn, kannst du ihn erfassen,
Auf deinem Wege mit herab,
Und steh' beschämt, wenn du bekennen mußt:
Ein guter Mensch in seinem dunklen Drange
Ist sich des rechten Weges wohl bewußt."

Endlich stellen wir einige Notizen zusammen, die auf die der alten Volksdichtung entlehnten Motive des Lessingschen Faustfragmentes hinweisen. So erzählt das Volksbuch über Faust (Simrock, Deutsche Volksbücher, IV. S. 83 f.): „Als sie alle (bei einer ‚Gasterei', die Faust in seinem ‚Losament, so er nicht weit vom großen Collegio zu Erfurt bei St. Michael hatte', veranstaltete) beisammen waren, bat er, sich die Zeit nicht lang werden zu lassen; er wolle bald den Tisch beschicken und decken lassen, klopfte demnach mit einem Messer auf den Tisch: da kam einer zur Stube hereingetreten, als wenn er sein Diener wäre, und sprach: ‚Herr, was begehrt Ihr?' Doktor Faustus fragte: ‚Wie behend bist du?' Er antwortete: ‚Wie ein Pfeil.' ‚O nein,' sprach Faustus, ‚du dienst mir nicht, geh wieder hin, wo du hergekommen bist!' Ueber eine kleine Weile schlug er wieder mit dem Messer auf den Tisch: da kam ein anderer Diener herein und fragte, was sein Begehren wäre. Zu dem sprach Faustus: ‚Wie schnell bist du?' Er antwortete: ‚Wie der Wind.' ‚Es ist wohl etwas,' sagte Faustus, ‚aber du bist itzt auch nicht zu brauchen; geh hin, wo du hergekommen bist!' Es verging wieder ein Kleines, da klopfte Doktor Faustus zum drittenmal auf den Tisch: da kam wieder einer eingetreten, der sah gar sauer ins Feld und sprach: ‚Was soll ich?' Der Doktor fragte: ‚Sage mir, wie schnell du bist, dann sollst du hören, was du sollst!' Er sprach: ‚Ich bin so geschwind als die Gedanken des Menschen.' ‚Nun recht,' sprach Faustus, ‚du wirst's thun,' stund auf und ging mit ihm vor die Stube, sandte aus und befahl ihm, was er für Essen und Trinken holen und ihm zubringen sollte, damit er seine lieben Gäste zum besten traktieren könnte." Diese Begebenheit ist auch als Szene in mehreren Puppenspielen von Dr. Faust verwertet worden, wie wir schon aus folgender von Danzel der Frau Professor Gottsched zugeschriebenen Kritik ersehen. Sie steht in den „Briefen über die Einführung des engländischen Geschmacks in Schauspielen", wo zugleich auf den XVII. der Briefe, die

neueste Litteratur betreffend, geantwortet wird, und lautet (Danzel, Lessing, I. S. 455): „Ihr Freund [Lessing] teilt uns einen Auftritt aus dem Faust mit, um unsere engländische Denkungsart ganz außer Streit zu setzen. Es kommt mir beinahe ebenso vor, als wenn man ehedem die Sibyllen von Sachen, die vor einigen Jahrhunderten geschehen, prophezeien ließ. Ohnfehlbar begeht Herr Niemand [Lessing] hier auch einen heiligen Betrug. Doch wenn ich mich irren sollte, so ist es ewig schade, daß man den guten Doktor Faust auch nicht schon vor 20 Jahren aus dieser herrlichen Ausgabe gehabt ... Ich habe den Doktor Faust wohl auch spielen sehen, doch da war freilich alles weit anders: Faust predigte weder, noch spottete er, und kein Teufel drohte. Ueberhaupt ging alles sehr kurz zu, wie bei Staatsvisiten gewöhnlich. Faust machte seine Verschwörungen und forderte einen Geist zu seiner Bedienung. Es erschien einer; Faust fragte, wie schnell er wäre. ‚Wie der Wind,‘ antwortete ihm der. Er citierte einen andern und wiederholte seine Frage: ‚Wie schnell bist du?‘ ‚Wie der Blitz.‘ Auch der ist ihm nicht schnell genug und muß abtreten wie der erste. Ein dritter erschien. ‚Wie schnell bist du?‘ hieß es wieder. ‚Wie der Menschen Gedanken.‘ Und das schien meinem Doktor Faust schnell genug. Der neue Faust läßt sieben Teufel auf einmal kommen, um die Assemblee ansehnlicher und, weil es Teufel sind, tragischer zu machen, zugleich aber das witzige Nein! und das Bin ich, und Ein Wunder, daß unter sieben Teufeln nur sechs Lügner sind, anbringen zu können ... Dort gehen die Teufel wieder, wenn sie nichts mehr auf der Bühne zu thun hatten. Hier müssen sie warten, damit sie der witzige Faust kann Schnecken des Orkus nennen. Jener weniger subtile Faust hält den Teufel für den schnellsten oder wenigstens für den brauchbarsten für ihn, der so schnell ist wie seine Gedanken, der alles ins Werk setzen kann, sobald er es wünscht. Dieser aber macht sich darüber einen Skrupel, daß die Gedanken der Menschen nicht immer schnell sind. Mit was für Rechte, sehe ich nicht ein.“ Und am Schluß: „Was sagen Sie zu dieser Szene?“ Antwort in einer Anmerkung: „daß Faust und die Teufel einander zum Trutz witzig sind und unter diesem ewigen Witz das wahrhaft Große ersticken; daß solche ganz epigrammatisch und ganz unnatürlich ist, und daß, wenn dieses englisch ist, man nicht Unrecht thäte, wenn man mit in die Litanei setzte: Vor dem englischen Geschmack. Daß ich aber auch weiß, daß die Engländer lange nicht so engländisch denken als der Verfasser dieser Szene mitten in Deutschland.“ —

In dem Stücke, wie es Sommer noch 1844 in Berlin auf-

führen sehen, erscheint Mephistopheles, der so schnell ist wie die Gedanken der Menschen, als der schnellste unter den Teufeln." (Danzel, Lessing.) In der Simrockschen Bearbeitung des Puppenspiels ist es die 1. Szene des 2. Aufzugs und lautet (Volksbücher, IV. S. 169 f.):

Faust. Nun will ich die Geister beschwören. (Er bewegt den Stab und murmelt unverständliche Worte. Eine Menge Geister erscheint in behaarter Affengestalt.) Da sind ihrer ja gleich genug. Aber welchen wähl' ich? Ich muß den Grad ihrer Geschwindigkeit erforschen. Du da, mit den weißen Hörnern, gib Antwort! Wie heißest du?

Erster Geist. Vitzliputzli.

Faust. Sag an, wie geschwind du bist!

Vitzliputzli. Wie die Schneck im Sande.

Faust. Ha! um so schnell zu sein, brauche ich keine Geister. Zurück, wo du hergekommen bist! Apage male spiritus! Der nächste! Wie heißest du?

Zweiter Geist. Polumor.

Faust. Laß hören, wie geschwind du bist!

Polumor. Wie das Laub, das von den Bäumen fällt.

Faust. So geschwind wär' ich zur Not auch noch. Zurück, wo du hergekommen bist! Apage male spiritus! Der folgende! Wie heißest du?

Dritter Geist. Asmodeus.

Faust. Der kann der rechte sein. Wie geschwind bist du?

Asmodeus. Wie der Bach, der sich vom Felsen stürzt.

Faust. So bist du nicht geschwind genug. Zurück! Apage male spiritus! Vivat sequens! Wie heißest du?

Vierter Geist. Astarot.

Faust. Si nomen et omen. Wie geschwind bist du?

Astarot. Wie der Vogel in der Luft.

Faust. Das geht wohl an, muß aber noch besser kommen. Apage male spiritus! Die Reih' ist an dir, Rotkopf. Wie heißest du?

Fünfter Geist. Auerhahn.

Faust. Wie geschwind bist du?

Auerhahn. Wie die Kugel aus dem Rohr.

Faust. Immer besser, thut's aber noch nicht. Apage male spiritus! Wie heißest du denn, Blaufuß?

Sechster Geist. Haribax.

Faust. Wie geschwind bist du?

Haribax. Wie der Wind.

Faust. Geschwind wie der Wind? Eine schöne Geschwindig-

keit, doch mir zu langsam. Apage male spiritus! Nun sind noch zwei übrig. Wie heißest du denn, Kaminfeger?

Siebenter Geist. Megära.

Faust. Wie geschwind bist du?

Megära. Wie die Pest.

Faust. So ist die Pest geschwinder als der Wind? Aber der nächste muß ihm noch darüber sein. Apage pessime spiritus! Wie heißest du denn, Ultimus?

Achter Geist. Mephistopheles.

Faust. Und wie geschwind bist du?

Mephistopheles. Wie der Gedanke des Menschen.

Faust. Du bist mein Mann. Wie der Gedanke des Menschen? Was kann ich mehr verlangen, als daß meine Gedanken erfüllt werden, sobald ich sie denke? Weiter bringt es Gott selbst nicht. Eritis sicut deus. — Willst du mir dienen?

Mephistopheles. Wenn es Pluto erlaubt.

Boxberger weist noch auf die Szene in dem Bonneschkyschen Texte, welcher 1850 in Leipzig unter dem Titel: „Das Puppenspiel vom Doktor Faust" herausgegeben wurde, S. 10—12, und auf Oskar Schades Text mit der erschöpfenden Anmerkung im Weimarischen Jahrbuch, V. S. 280, hin.

Zu den Momenten der Verführung eines Heiligen nach dem Vorspiel des Lessingschen Entwurfes citiert Boxberger eine bekannte Erzählung aus dem Mittelalter. K. Lessing berichtet uns in „Lessings Leben", Th. I. S. 244 (nach Klose, über den Breslauer Aufenthalt): „Ihm waren Erzählungen von dem Gehalt, wie in der Sammlung Gesta Romanorum, ingleichen Schimpf und Ernst [von Pauli], mehrere stehen, sehr willkommen; er äußerte dabei öfters den Wunsch, daß sich ein Gelehrter finden möchte, der ihre Entstehung und weitere Fortpflanzung kritisch untersuchte." Bei Pauli lautet die Geschichte (Ausgabe von 1597, Bl. 181a—182b): „Zu Grünigen saß ein sehr reicher Mann, der hat ein einigen erwachsnen wohlgelehrten Sohn und ein Tochter. Demselben Sohn kam in seine Gedanken ein Einsidel zu werden und dardurch in Himmel zu kommen, dasselb kunnt ihm weder Vater, Schwester noch Freund erleiden. Gehet von seim Vater, Schwester, Haus und Hof und allem Reichthumb, auf anderehalb Meil von der Stadt in ein Eichen-Wald und macht ihm selb allda ein Hütten, darin er (verscheiden von der Welt) Mut hat Gott zu dienen. Sein Speis und Trank bettlet er in den nächsten umbliegenden Flecken und Dörfern, und führet also ein strenges Leben mit Beten, Fasten und Arbeiten an den gemeinen Wegen, da verwarf er die Karrenleisen, trug in die tiefen Löcher

Holz und Stein und füllet's aus, bessert also die gemeine Straßen weit und breit; das trieb er wohl zehen Jahr lang. Auf ein Zeit kam ihm für im Traum zu Nacht, da er an seinem Bett lag und schlief, ein Stimm sprechende: ‚Der Herr hat mich zu dir geschickt, daß ich dir soll verkünden diese Wort. Unter diesen dreien Lastern mußt du eins vollbringen, welches du dir erwählen wirst, nemblich, ein mal dich voll trinken, oder einmal in Unkeuschheit leben, oder ein Todschlag thun, deren eins will der Herr von dir haben.‘ Und in dem verschwand die Stimm wider. Der Einsidel erwachet ob der Stimm und erschrack sehr übel, gedacht ihm nach und sprach zu ihm selber: Soll und muß ich eins aus diesen dreien Lastern erwählen, das wirt mir schwer sein, denn ich mein Lebtag nie keins im Sinn habe gehabt, geschweigen erst thun. Und doch treib ihn sein Gewissen Tag und Nacht, fru und spat, daß er des Herrn Befelch vollbrächte, wie er meinet. Nach langem Eifer und Nachtrachten, doch ungern, erwählt er ihm die Trunkenheit, vermeinet, dieselbige wär die geringste. Auf ein Zeit schreib er seiner Schwester gen Grüningen einen Brief, die in großen Ehren und Reichthumb saß, sie sollte doch einmal zu ihm kommen und mit ihr bringen ein Fläschen voller Wein und sich mit ihm noch einmal ersprachen, als denn wölle er sich aller Freundschaft der ganzen Welt entziehen und sich dem Herrn gar ergeben. Welchs so es die Schwester im Schreiben vermerkt, begehret sie das mit ganzem Fleiß zu vollbringen, denn sie und alle Menschen hielten ihn für einen heiligen Mann. Und gehet zu ihm hinaus an einem Feiertag, wol geladen mit Wein und Brot und anderem Gewürz sich mit ihrem Bruder allein zu ergetzen. Als sie zu ihm kam, wurden sie beide von Herzen froh, und er empfieng die Schwester in aller Zucht und Ehren. Sitzen also zusammen und ersprachen sich mit einander. Er fragt sie, wie es dem Vater gehe, auch was Mannes und wie viel sie Kinder habe. Die Schwester berichtet ihn aller Dingen, und in dem Schwätzen schmeichlet sie ihm immerdar die Fläschen, auf daß sie ihn möcht fröhlich machen. Bei langem wirt der Bruder voll, denn er hatte des Trinkens nicht gewohnet, satzte sich auch näher zu der Schwester und greif sie etwan an. Die Schwester achtet es nicht, denn sie gewann ein Freud darab, daß ihr Bruder so fröhlich war, trauet ihm auf nichts böses. Doch bei langem wirdt der Bruder gar entzündet und schändet die Schwester mit Gewalt. Nach der That gedachte er, Es wirdt von mir auskommen, so ich sie laß wider heim gehen, gehet hin und ermördt sie gar. Also vollbringt er diese Laster alle drei, vermeinet, er hätte das ringest erwählet. O Trunkenheit, was stiftest du? Du bist nit das ringfügigst Laster unter allen

andern Lastern." Die Legende läßt diesen unfreiwilligen Sünder Buße thun und zum Papste erwählt werden. Boxberger citiert dazu Pamphilus Gengenbach, herausgeg. von Goedeke, S. 521:

„Dann, Wein, du hast viel Wunders than:
Ein heiliger Papst, der hieß Urban,
Dem thätst du auch ein Schafernack:
Er hatt' dich trunken auf ein Tag,
Daß er drei Sünd' darin erkos;
Aber Gotts Barmherzigkeit was so groß,
Daß er ihm gab die Hulde sein."

ebenso Menzel, „Deutsche Dichtung", II. S. 157; Wickram, „Rollwagenbüchlein", herausgeg. von Kurz, S. 129, 213.

In Betreff dieser ganzen Lessingschen Szene sagt Düntzer (Lessing als Dramatiker, S. 196): „Dem Dichter schwebte hierbei die Legende vom Bischof Fundanus vor in den Pia hilaria des Jesuiten Angelinus Gazäus, wo ein Jude in der Mitternacht die Teufel in ähnlicher Weise in den Ruinen eines Marstempels auf dem Wege nach Rom sitzen sieht, welche dem Lucifer ihre Thaten berichten, und einer von ihnen erzählt, wie er den Bischof Fundanus verführt habe." Damit ist noch das volkstümliche Gedicht von „Bruder Rausch", einem Teufel, zu vergleichen, der sich in ein Kloster als Mönch eingeschlichen und den Abt samt allen Mönchen verführt hatte. Ein Bauer belauscht die Zusammenkunft der Teufel (Simrock, „Deutsche Volksbücher", VI. S. 403 f.):

„Ein großes Wunder da geschah:
  Der Bauer aus dem Baume sah,
Daß auf den Baum geflogen war
  Der Teufelfürst mit seiner Schar.
Ihrer aller Meister rief mit Kraft:
  ‚Was hast du, Beelzebock, geschafft?‘
Da sprach er: ‚Herr, vernehmt nur eben:
  Ein Bruder nahm dem andern das Leben.
Das geschah heut Morgen in der Fruh;
  Gar fleißig half ich auch dazu.‘
Er sprach: ‚Du hast gar wohl gethan,
  Sollst großen Lohn dafür empfahn.‘
Da rief er einem, hieß Ipocras,
  Der auch im Kreis der Teufel saß.
Der sprach: ‚Ich hab' ein Ding erdacht,
  Fürsten und Herren zusammen gebracht
Und hab' ihnen geblasen in die Ohren,
  Bis sie sind worden gar zu Thoren.
Gezogen sind sie jetzt zum Streit
  Auf eine schöne Heide breit:

Da wird heut Mancher tot geschlagen,
Und seine Seele muß verzagen.'
Lucifer sprach: 'Du thatest recht,
Du bist mir ein getreuer Knecht.'
Da kam einer, den hieß man Nürfel,
Der sprach da: 'Ich fahr' in die Würfel,
Aus dem Quater mach' ich ein Daus,
Da kommt viel Mord und Totschlag aus.
Und haben sie das Geld verspielt,
Einer dann oft dem Andern stiehlt.
Auch hab' ich Zank erregt und Streit
Zwischen dem Mann und seinem Weib.
Das Weib ermordete den Mann;
Dazu ich allezeit helfen kann.'
Da kam auch einer, hieß Taubennöst,
Der sprach: 'Ich schuf das allerböst'" ꝛc.

Als dann Rausch angeflogen kommt und seine Schandthaten im Kloster erzählt, meldet es der Bauer dem Abt und rettet so das Kloster vom Verderben.

Die vor einigen Jahren nicht ohne Beifall verbreitete Kunde von einem wiederaufgefundenen und vollendeten Lessingschen Faust hat Kuno Fischer mit schlagenden Gründen auf ihre Nichtigkeit zurückgeführt. Er zergliedert mit Witz und Sarkasmus jenen „litterarischen Findling" in „Nord und Süd" (Deutsche Monatsschrift) Bd. I, Heft 2, Seite 262—283.

Blankenburgs und Engels Berichte haben wir nicht in unseren Lessing-Text aufgenommen wie andere Herausgeber, sondern lassen sie hier folgen, da sie nur litterarhistorisches Material sind.

Schreiben über Lessings verloren gegangenen Faust.

Von Hauptmann Blankenburg.

(Aus „Litteratur und Völkerkunde. Ein periodisches Werk." Von Archenholtz. Fünfter Band, Julius 1784, S. 82.)

„Sie wünschen, mein teuerster Freund, eine Nachricht von dem verloren gegangenen Faust des verstorbenen Lessings zu erhalten; was ich davon weiß, teile ich Ihnen um desto lieber mit, da mit meinem Willen nicht eine Zeile, nicht eine Idee dieses großen und immer noch nicht genug gekannten, ja oft sogar mutwillig verkannten Mannes verloren gehen sollte. Verloren, gänzlich verloren könnte zwar vielleicht sein Faust nicht sein; — — und zu fürchten ist denn auch nicht, daß, wenn ein anderer mit dieser Feder sich sollte schmücken wollen, der Betrug nicht entdeckt werden würde; denn was man von den Versen des Homers und den Ideen des Shakespeares sagt, gilt mit ebensovielem Rechte von den

Arbeiten Lessings, und der verloren gegangene Faust gehört zu diesen; aber wer weiß, wenn und wie und ob das Publikum jemals etwas von diesem Werke zu Gesichte bekömmt? Und so teilen Sie ihm denn einstweilen mit, was ich weiß.

„Daß Lessing vor vielen Jahren schon an einem Faust gearbeitet hatte, wissen wir aus den Litteraturbriefen. Aber soviel mir bekannt ist, unternahm er die Umarbeitung — vielleicht auch nur die Vollendung — seiner Arbeit zu einer Zeit, wo aus allen Zipfeln Deutschlands Fauste angekündigt waren, und sein Werk war meines Wissens fertig. Man hat mir mit Gewißheit erzählt, daß er, um es herauszugeben, nur auf die Erscheinung der übrigen Fauste gewartet habe. — Er hatte es bei sich, da er von Wolfenbüttel eine Reise nach Dresden machte; hier übergab er es in einem Kästchen, in welchem noch mehrere Papiere und andere Sachen waren, einem Fuhrmann, der dieses Kästchen einem seiner Verwandten in Leipzig, dem Kaufmann Hrn. Lessing, einliefern, und dieser sollte es dann weiter nach Wolfenbüttel besorgen. Aber das Kästchen kam nicht; der würdige Mann, an welchen es geschickt werden sollte, erkundigte sich sorgfältig, schrieb selbst deswegen an Lessing u. s. w. Aber das Kästchen blieb aus — und der Himmel weiß, in welche Hände es geraten, oder wo es noch versteckt ist! — Es sei, wo es wolle, hier ist mindestens das Skelett von seinem Faust!

„Die Szene eröffnet sich mit einer Konferenz der höllischen Geister, in welcher die Subalternen dem obersten der Teufel Rechenschaft von ihren auf der Erde unternommnen und ausgeführten Arbeiten ablegen. Denken Sie, was ein Mann wie Lessing von diesem Stoffe zu machen weiß! — Der letztere, welcher von den Unterteufeln erscheint, berichtet, daß er wenigstens einen Mann auf der Erde gefunden habe, welchem nun gar nicht beizukommen sei; er habe keine Leidenschaft, keine Schwachheit; in der nähern Untersuchung dieser Nachricht wird Fausts Charakter immer mehr entwickelt; und auf die Nachfragen nach allen seinen Trieben und Neigungen antwortet endlich der Geist: ‚Er hat nur einen Trieb, nur eine Neigung: einen unauslöschlichen Durst nach Wissenschaften und Kenntnis.‘ — ‚Ha!‘ ruft der oberste der Teufel aus, ‚dann ist er mein, und auf immer mein, und sicherer mein als bei jeder anderen Leidenschaft!‘ — Sie werden ohne mein Zuthun fühlen, was alles in dieser Idee liegt; vielleicht wäre sie ein wenig zu bösartig, wenn die Auflösung des Stückes nicht die Menschheit beruhigte. Aber urteilen Sie selbst, wie viel dramatisches Interesse dadurch in das Stück gebracht, wie sehr der Leser bis zur Angst

beunruhigt werden müssen. — Nun erhält Mephistopheles Auftrag und Anweisung, was und wie er es anzufangen habe, um den armen Faust zu fangen; in den folgenden Akten beginnt — und vollendet er, dem Scheine nach, sein Werk; hier kann ich Ihnen keinen bestimmten Punkt angeben; aber die Größe, der Reichtum des Feldes, besonders für einen Mann wie Lessing, ist unübersehlich. — — Genug, die höllischen Heerscharen glauben ihre Arbeit vollbracht zu haben; sie stimmen im fünften Akte Triumphlieder an — wie eine Erscheinung aus der Oberwelt sie auf die unerwartetste und doch natürlichste und doch für jeden beruhigendste Art unterbricht: ‚Triumphiert nicht,‘ ruft ihnen der Engel zu, ‚ihr habt nicht über Menschheit und Wissenschaft gesiegt; die Gottheit hat dem Menschen nicht den edelsten der Triebe gegeben, um ihn ewig unglücklich zu machen; was ihr sahet und jetzt zu besitzen glaubt, war nichts als ein Phantom.‘ —

„So wenig, mein teuerster Freund, dies auch, was ich Ihnen mitteilen kann, immer ist, so sehr verdient es meines Bedünkens denn doch aufbewahrt zu werden. Machen Sie nach Belieben Gebrauch davon! — ꝛc. Leipzig, am 14. Mai 1784.“

J. J. Engel an Karl Lessing.

Aus dem „Theatralischen Nachlaß“, II. S. 189—197.

„Es ist ganz wahr, liebster Freund, daß Ihr seliger vortrefflicher Bruder mir verschiedene seiner Ideen zu theatralischen Stücken mitgeteilt hat. Aber das ist nun schon so lange her; die Pläne selbst waren so wenig ausgeführt oder wurden mir doch so unvollständig erzählt, daß ich nichts mehr in meinem Gedächtnis davon zusammenfinde, was des Niederschreibens, geschweige denn des öffentlichen Bekanntmachens wert wäre. Von seinem Faust indessen, um den Sie mich vorzüglich fragen, weiß ich noch dieses und jenes; wenigstens erinnere ich mich im allgemeinen der Anlage der ersten Szene und der letzten Hauptwendung derselben.

„Das Theater stellt in dieser Szene eine zerstörte gotische Kirche vor, mit einem Hauptaltar und sechs Nebenaltären. Zerstörung der Werke Gottes ist Satans Wollust: Ruinen eines Tempels, wo ehemals der Allgütige verehrt ward, sind seine Lieblingswohnung. Eben hier also ist der Versammlungsort der höllischen Geister zu ihren Beratschlagungen. Satan selbst hat seinen Sitz auf dem Hauptaltar, auf die Nebenaltäre sind die übrigen Teufel zerstreut. Alle aber bleiben dem Auge unsichtbar, nur ihre rauhen mißtönenden Stimmen werden gehört. Satan fordert Rechenschaft von den Thaten, welche die übrigen Teufel ausgeführt haben, ist mit diesen zufrieden,

mit jenen unzufrieden. — Da das Wenige, dessen ich mich aus dieser Szene erinnere, so einzeln und abgerissen, ohne alle Wirkung sein würde, so wage ich's, die Lücken dazwischen zu füllen und die ganze Szene hierherzuwerfen. —

Satan. Rede, du Erster! Gib uns Bericht, was du gethan hast!

Erster Teufel. Satan! Ich sah eine Wolke am Himmel, die trug Zerstörung in ihrem Schoß: da schwang ich mich auf zu ihr, barg mich in ihr schwärzestes Dunkel und trieb sie und hielt mit ihr über der Hütte eines frommen Armen, der bei seinem Weibe im ersten Schlummer ruhte. Hier zerriß ich die Wolke und schüttete all ihre Glut auf die Hütte, daß die lichte Lohe emporschlug und alle Habe des Elenden ihr Raub ward. — Das war alles, was ich vermochte, Satan. Denn ihn selbst, seine jammernden Kinder, sein Weib, die riß Gottes Engel noch aus dem Feuer, und als ich den sah, — entfloh ich.

Satan. Elender! Feiger! — und du sagst, es war eines Armen, es war eines Frommen Hütte?

Erster Teufel. Eines Frommen und eines Armen, Satan. Itzt ist er nackt und bloß und verloren.

Satan. Für uns! Ja, das ist er auf ewig. Nimm dem Reichen sein Gold, daß er verzweifle, und schütt' es auf den Herd des Armen, daß es sein Herz verführe: dann haben wir zwiefachen Gewinn! Den frommen Armen noch ärmer machen, das knüpft ihn nur desto fester an Gott. — — Rede, du Zweiter! gib uns bessern Bericht!

Zweiter Teufel. Das kann ich, Satan. — Ich ging aufs Meer und suchte mir einen Sturm, mit dem ich verderben könnte, und fand ihn: da schallten, indem ich dem Ufer zuflog, wilde Flüche zu mir hinauf, und als ich niedersah, fand ich eine Flotte mit Wucherern segeln. Schnell wühlt' ich mich mit dem Orkan in die Tiefe, kletterte an der schäumenden Woge wieder gen Himmel — —

Satan. Und ersäuftest sie in der Flut?

Zweiter Teufel. Daß nicht einer entging! Die ganze Flotte zerriß ich, und alle Seelen, die sie trug, sind nun dein.

Satan. Verräter! diese waren schon mein. Aber sie hätten des Fluchs und Verderbens noch mehr über die Erde gebracht; hätten an den fremden Küsten geraubt, geschändet, gemordet; hätten neue Reize zu Sünden von Weltteil zu Weltteil geführt: und das alles — das ist nun hin und verloren! — O, du sollst mir zurück in die Hölle, Teufel; du zerstörst nur mein Reich. — Rede, du Dritter! Fuhrst auch du in Wolken und Stürmen?

Dritter Teufel. So hoch fliegt mein Geist nicht, Satan: ich liebe das Schreckliche nicht. Mein ganzes Dichten ist Wollust.

Satan. Da bist du nur um so schrecklicher für die Seelen!

Dritter Teufel. Ich sah eine Buhlerin schlummern; die wälzte sich, halb träumend, halb wachend in ihren Begierden, und ich schlich hin an ihr Lager. Aufmerksam lauscht' ich auf jeden Zug ihres Atems, horcht' ihr in die Seele auf jede wollüstige Phantasie; und endlich — da erhascht' ich glücklich das Lieblingsbild, das ihren Busen am höchsten schwellte. Aus diesem Bilde schuf ich mir eine Gestalt, eine schlanke, nervigte, blühende Jünglingsgestalt: und in der — —

Satan (schnell). Raubtest du einem Mädchen die Unschuld?

Dritter Teufel. Raubt' ich einer noch unberührten Schönheit — den ersten Kuß. Weiter trieb ich sie nicht. — Aber sei gewiß! Ich hab' ihr nun eine Flamme ins Blut gehaucht; die gibt sie dem ersten Verführer preis, und diesem spart' ich die Sünde. Ist dann erst sie verführt — —

Satan. So haben wir Opfer auf Opfer; denn sie wird wieder verführen. — Ha, gut! In deiner That ist doch Absicht. — Da lernt, ihr Ersten! ihr Elenden, die ihr nur Verderben in der Körperwelt stiftet! Dieser hier stiftet Verderben in der Welt der Seelen; das ist der bessere Teufel. — — Sag' an, du Vierter! Was hast du für Thaten gethan?

Vierter Teufel. Keine, Satan, — aber einen Gedanken gedacht, der, wenn er That würde, aller jener Thaten zu Boden schlüge.

Satan. Der ist? —

Vierter Teufel. Gott seinen Liebling zu rauben. — Einen denkenden, einsamen Jüngling, ganz der Weisheit ergeben, ganz nur für sie atmend, für sie empfindend, jeder Leidenschaft absagend, außer der einzigen für die Wahrheit, dir und uns allen gefährlich, wenn er einst Lehrer des Volks würde, — den ihm zu rauben, Satan!

Satan. Trefflich! Herrlich! Und dein Entwurf? —

Vierter Teufel. Sieh, ich knirsche; ich habe keinen. — Ich schlich von allen Seiten um seine Seele; aber ich fand keine Schwäche, bei der ich ihn fassen könnte.

Satan. Thor! Hat er nicht Wißbegierde?

Vierter Teufel. Mehr als irgend ein Sterblicher.

Satan. So laß ihn nur mir über! Das ist genug zum Verderben — —

„Und nun ist Satan viel zu voll von seinem Entwurfe, als daß er noch den Bericht der übrigen Teufel sollte hören wollen. Er bricht mit der ganzen Versammlung auf; alle sollen ihm zur

Ausführung seiner großen Absichten beistehen. Des Erfolgs hält er, bei den Hilfsmitteln, die ihm Macht und List geben, sich völlig versichert. Aber der Engel der Vorsehung, der unsichtbar über den Ruinen geschwebt hat, verkündiget uns die Fruchtlosigkeit der Bestrebungen Satans mit den feierlich, aber sanft gesprochenen Worten, die aus der Höhe herabschallen: ‚Ihr sollt nicht siegen!‘

„So sonderbar wie der Entwurf dieser ersten Szene ist der Entwurf des ganzen Stücks. Der Jüngling, den Satan zu verführen sucht, ist, wie Sie gleich werden erraten haben, Faust. Diesen Faust begräbt der Engel in einen tiefen Schlummer und erschafft an seiner Stelle ein Phantom, womit die Teufel so lange ihr Spiel treiben, bis es in dem Augenblick, da sie sich seiner völlig versichern wollen, verschwindet. Alles, was mit diesem Phantome vorgeht, ist Traumgesicht für den schlafenden wirklichen Faust. Dieser erwacht, da schon die Teufel sich schamvoll und wütend entfernt haben, und dankt der Vorsehung für die Warnung, die sie durch einen so lehrreichen Traum ihm hat geben wollen. — Er ist jetzt fester in Wahrheit und Tugend als jemals. Von der Art, wie die Teufel den Plan der Verführung anspinnen und fortführen, müssen Sie keine Nachricht von mir erwarten; ich weiß nicht, ob mich hier mehr die Erzählung Ihres Bruders oder mehr mein Gedächtnis verläßt; aber wirklich liegt alles, was mir davon vorschwebt, zu tief im Dunkeln, als daß ich hoffen dürfte, es wieder ans Licht zu ziehen.“

Die glückliche Erbin.

Nach Goldoni.

Boxberger stellt über dieses Fragment folgende Citate zusammen:

Den 8. Dezember 1755 schrieb Lessing an Mendelssohn: „Eine von meinen Hauptbeschäftigungen ist in Leipzig noch bis itzt diese gewesen, daß ich die Lustspiele des Goldoni gelesen habe. Kennen Sie diesen Italiener? wenigstens dem Namen nach? Er lebt noch. Er ist Doktor der Rechte und praktizierte ehedem in Venedig. Itzt aber ist er Direktor einer Bande von Schauspielern. Die Ausgabe seiner Werke von 1753 bestehet aus sieben Oktavbänden, welche 28 Komödien enthalten. Es ist fast in allen viel Gutes, und die meisten sind auch ziemlich regelmäßig . . . Eine von diesen Komödien, L'Erede fortunata, habe ich mir zugeeignet, indem ich ein Stück nach meiner Art daraus verfertigt. Sie sollen es ehestens gedruckt sehen. Koch aber wird es noch eher aufführen, und wenn das geschehen ist, will ich Ihnen schreiben, ob ich mir etwas darauf zu

gute thue oder nicht." Dazu macht Nicolai die Bemerkung: „Im Jahre 1755 waren Goldonis Komödien in Deutschland noch ganz unbekannt. Ich machte daher in der Bibliothek der schönen Wissenschaften ausführliche Auszüge daraus. Da ich im III. Bd., S. 115, unter andern die Erede fortunata anzeigte und bemerkte, daß es darin ziemlich verwirrt zugehe, wachte Lessings Idee wieder auf. Er schrieb mir (in einem verlorenen Briefe): er wundere sich, daß ich gerade dieses Stück hätte tadeln wollen. Ihm hätte es so wohl gefallen, daß er daraus ein anderes Stück zu machen angefangen habe, welches nächstens solle gedruckt werden. Freilich! Ich hatte das Stück beurteilt, so wie es war, aber Lessing nach dem, was ein Mann wie er aus dem Süjet machen könnte. In seinem theatralischen Nachlasse steht sein Plan, woraus man deutlich sieht, daß er das Stück ganz anders bearbeiten wollte. Gleich die erste Szene ist interessanter angelegt als die Eröffnungsszene beim Goldoni. Für einen Anfänger in der theatralischen Kunst wäre die Vergleichung dieses Plans mit dem von Goldoni lehrreich. Aber unsere Anfänger halten es für überflüssig, zu studieren! Wenn ihr erstes Stück auf die Bühne gebracht wird und auch die Hälfte der Szenen schülerhaft angelegt ist, dünken sie sich schon mehr als Lessing. Ein Süjet auf verschiedene Art zu wenden, verschiedene Plane zu versuchen und deren Wirkung zu prüfen, ehe sie *einen* ausführen, daran denken sie nicht. Und doch ist Lessing durch Studium geworden, was er war. An der angezogenen Stelle des theatralischen Nachlasses findet man auch den im Jahre 1758 gemachten Abdruck des ersten Bogens der *Glücklichen Erbin*. Wegen dieses Stücks veruneinigte sich Lessing mit dem Buchhändler Reich in Leipzig. Reich hatte Lessings Bekanntschaft durch ihren gemeinschaftlichen Freund Hrn. Weiße gesucht, und nach einiger Zeit gab dies Gelegenheit, daß Lessing versprach, ein Bändchen von sechs Komödien im Weidemannischen Verlage herauszugeben. Die oben erwähnte kleine Veranlassung von meiner Recension hatte ihm seinen vor ein paar Jahren gemachten Plan der *Glücklichen Erbin* wieder lebhaft ins Gedächtnis gebracht. Es bedurfte bei ihm eines solchen Anstoßes, um gewisse Ideen geschwind zur Ausführung zu bringen. Er machte sich an die Arbeit, und es wurden bald *zwei* Bogen gedruckt. Reich war ein guter Mann, und besonders ein guter Kaufmann: oft sehr billig und gefällig, aber gemeiniglich auch zu sehr Kaufmann und dabei sehr hastig und rechthaberisch. Er begegnete seinen Autoren nicht allemal mit der nötigen Delikatesse. Lessing hatte die Fortsetzung der Komödien seit einiger Zeit unterlassen. Lessings Entschuldigung lag in seinem Charakter. Er sagt selbst in

einem Briefe an Moses: ‚Ich kenne mich selbst; ich muß meine erste Hitze zu nutzen suchen, wenn ich etwas zustande bringen will.‘ Lessings Freunde wußten das, aber andere freilich beurteilten ihn nicht so gelinde. Reich verlangte die Fortsetzung des Abdrucks mit dem lebhaftesten Ungestüm, der ihm nach und nach gewöhnlich ward, so daß er dessen Beschaffenheit und sein Verhältnis zu dem, mit dem er sprach, nicht allemal fühlte. Die Folge des Streits war, daß Reich die zwei gedruckten Bogen so komplett ins Makulatur warf, daß ihm nicht einmal einfiel, ob ein paar Bogen von Lessing verdienten, wenigstens als eine Seltenheit aufgehoben zu werden. Nach wenigen Jahren, als ich die wahren Umstände der Geschichte erfuhr und von den Bogen wenigstens ein Exemplar retten wollte, hatte Reich auch nicht ein Exemplar verwahrt. Vom Buchdrucker Saalbach erhielt ich ein Exemplar des ersten Bogens, das er für sich bewahrt hatte, erfuhr aber, daß der zweite Bogen nicht abgedruckt und die Formen auf Reichs Verlangen wieder abgelegt worden. Es war nach vielem Nachsuchen, das auf meine Bitte geschah, nicht einmal einer der Korrekturbogen zu finden. Dieser zweite Bogen ist also ganz verloren. Daß das Stück wirklich von der Kochischen Gesellschaft aufgeführt worden, wie Lessing in diesem Briefe verspricht, habe ich nicht gehört, und er hat es wahrscheinlich nie ganz ausgearbeitet. Es kam ohnedies die Reise [mit Winkler, nach den Niederlanden] dazwischen.“

Die von Nicolai erwähnte eigene Recension der Erede fortunata in der „Bibliothek der schönen Wissenschaften“ (III. S. 115 ff.) analysiert das Stück in folgender Weise:

„L'Erede fortunata; Die glückliche Erbin.

„In diesem Lustspiele gehet es ziemlich verwirrt zu. Wir können nur das Vornehmste davon anführen: Pantalon Bisagnosi und Petronio Balanzoni sind zusammen in Handlungsgesellschaft gewesen; der Letzte ist gestorben und hat im Testamente seine Tochter Rosauren zur Universalerbin eingesetzet, doch mit dem Bedinge, daß sie seinen guten Freund Pantalon heiraten solle. Wollte sie dieses aber nicht thun, sondern einen andern heiraten, so sollten sein Bruder, der Doktor Balanzoni, und Florindo Aretusi, der Sohn seiner Schwester Ortensia, die ganze Erbschaft zu gleichen Teilen erhalten und bloß der Rosaura 4000 Dukaten zum Heiratsgut geben. Der Doktor und Florindo beschließen, dieses Testament umzustoßen, damit Rosaura den Florindo heiraten solle und ihm ihr ganzes Vermögen mitbringe. Ottavio hingegen, der Sohn des Pantalon, liebt die Rosaura heimlich und wird von ihr wieder ge-

liebt; da er aber merkt, daß sein Vater Neigung zu der Heirat mit derselben hat, und auch einsieht, daß seine Familie durch das in dieselbe kommende große Vermögen einen beträchtlichen Vorteil erhalte, so kann er es nicht über sein Herz bringen, seinem Vater, welcher ihn so sehr liebet, zuwider zu sein. Pantalons Absicht hingegen, warum er diese Heirat zu befördern sucht, ist, daß sein Sohn größern Vorteil davon haben möge; da er nun von der Rosaura durch ein Mißverständnis ihre Liebe gegen den Ottavio erfähret, so beschließet er, seinem Sohn nicht zuwider zu sein, sondern dessen Heirat mit der Rosaura zu befördern und lieber seinen eigenen Vorteil hintanzusetzen. Indessen werden allerhand Intriguen gespielt; der Doktor will das Testament gerichtlich umstoßen lassen; Florindo läßt sich durch Arlequin heimlich in das Zimmer der Rosaura bringen; er und Ottavio duellieren sich u. dgl., bis endlich Brighella auf den Einfall kömmt, dem Doktor falsche Briefe zu bringen, als wenn einige der vornehmsten auswärtigen Korrespondenten des Herrn Pantalon und Petronio Compagnie fallieret und noch dazu einige Schiffe untergegangen wären, wodurch dieses Comptoir ohnfehlbar würde müssen bankerott machen. Da nun also der Doktor glaubt, daß es ihm nichts helfen würde, seines Bruders Testament umzustoßen, so eilet er, einen vom Pantalon gethanen Vorschlag anzunehmen, um davon Nutzen zu ziehen, ehe derselbe selbst sein vorgegebenes Unglück erfahren könne. Dieser Vorschlag besteht darin: daß, weil der Doktor und Florindo alle Hoffnung verlieren, etwas von der Erbschaft zu bekommen, wenn Rosaura den Pantalon heiratet, so wollen sie ein für allemal 1000 Venetianische Dukaten annehmen und dagegen der Rosaura Freiheit lassen, zu heiraten, wen sie will. Hierüber wird von einem Notarius ein Vergleich geschlossen; sie haben aber kaum das Geld empfangen, so offenbaret Brighella seine List. Rosaura heiratet den Ottavio und heißt die glückliche Erbin.

„Der Verfasser beklaget sich in der Vorrede, daß dieses Stück nicht allzu wohl sei aufgenommen worden, ob es gleich ein besseres Schicksal verdient habe. Er gibt zu verstehen, er wisse die geheimen Ursachen davon sehr wohl; wir wissen eine einzige, aber sehr wichtige Ursache, die ist das Stück selbst.

„Aber eine in dem gegenwärtigen Stücke nicht sonderlich nötige Episode könnte an einem andern Orte mit Nutzen gebrauchet werden. Beatrice, eine Tochter des Pantalon, ist äußerst eifersüchtig auf ihren Mann Lelio, welcher mit der Thorheit behaftet ist, daß er allen Frauenzimmern Galanterien vorsagen will, welches ihr unerträglich ist. Nachdem der Mann allerlei Mittel versucht hat, um sie von

dieser Krankheit zu heilen, fällt er endlich darauf, ihre Kleider und Juwelen so lange zu verschließen, bis sie verspricht, nicht mehr eifersüchtig zu sein, welches Mittel auch kräftig ist. Man siehet leicht, daß, wenn man diesen Einfall mit einigen Umständen ausschmückte, sich ein artiges Nachspiel daraus machen ließe. L."

„Gewiß konnte sich Lessing," sagt Danzel, „von diesem Stück nicht durch das angezogen fühlen, was es war, sondern nur etwa durch das, was sich aus ihm machen ließ. Es lag ihm eine verworrene, überhäufte, schlecht verknüpfte und schlecht exponierte Szenenreihe vor; sein dramatischer Blick zeigte ihm den Keim eines gut geordneten, auf einheitliche Wirkung berechneten Ganzen, welcher in derselben lag. Der Knoten, welchen die Handlung lösen soll, besteht darin, daß Rosaura dem Ottavio als Gattin zufalle, ohne ihr Vermögen einzubüßen, und die Lösung selbst hat zwei Momente: Pancrazio entdeckt die Liebe des Ottavio und der Rosaura und entsagt seinerseits ihrem Besitz und der Erbschaft, und alsdann wird auch noch diese gerettet. Diese Hauptpunkte hebt nun Lessing schärfer hervor; zu ihnen tritt bei ihm alles in eine genauere Beziehung, und was einer wesentlichen Beziehung nicht fähig ist, fällt weg. Das letztere ist der Fall mit dem nächtlichen Besuche des Florindo in Pankrazens Hause und allem, was aus demselben folgt; das sind in der That ganz außer der Hauptsache liegende Motive, die nur herbeigeholt worden, um ein paar spannende Szenen mehr zu erlangen, ebenso fallen die Szenen mit dem Harlekin weg. Die andere Episode dagegen, die Geschichte der Eifersucht der Beatrice gegen ihren Mann, bringt er in so nahe Verbindung mit der Haupthandlung, daß sie wirklich als der Hebel derselben erscheint: er läßt nämlich erstlich Lelios Verliebtheitsszenen mit der Fiammetta weg, wodurch sein Philibert als ein achtbarer Mann erscheint, während der Lelio ein Stutzer ist, und also fähiger wird, bedeutend einzugreifen, und so wird denn die Hilfe, welche Philibert der Juliane leistet, der einzige scheinbare Grund zur Eifersucht für die Camilla; das Geschick der Eheleute erscheint also viel näher verknüpft mit dem der Juliane als bei Goldoni, wo Beatrice ihren Mann mit allen Weibern in Verdacht hat. Auf diesen Grund flicht nun Lessing noch einen andern Zwischenfall ein, der sich bei Goldoni nicht findet: er läßt den Joachim, der bei ihm ein ausnehmend dummer Landjunker ist, bei Camilla einen Versuch machen, sie für seine Interessen zu gewinnen, das heißt, ihm Juliane zu verschaffen, an deren Fortschaffung aus dem Hause ihr doch gelegen sein müßte. Diese Bemühungen bei der Camilla nimmt dann Philibert, um seine Frau mit gleicher Münze zu bezahlen, zum Schein für Liebes-

bewerbungen und straft sie im Scherz — denn als voller Ernst würde dies nach unsern Sitten einen peinlichen Eindruck machen — durch Verschließen ihres Geschmeides. Zugleich scheint Philibert zur Herbeiführung des zweiten Moments bestimmt gewesen zu sein, indem er den Pasquin zu der Ausführung der List, mit welcher Panurg zum Schweigen gebracht werden soll, anwirbt. Eben dieser zweite Punkt ist nun aber auch sonst noch bei Lessing unendlich viel besser motiviert. In dem Stücke des Goldoni erscheint die List wie eine Art Deus ex machina. — Niemand hatte daran gedacht, daß so ein Ausgang bevorstehen könnte; zwar führt gleich in der ersten Szene Trastullo gegen seinen frühern Herrn die höchst moralische Rede: Non son di quei servitori che hanno per vana gloria di sputare in quella scodella, dove hanno bevuto. Sono stato allevato in casa sua ed ella mi ha fatto del bene. È vero, che sono in obbligo di obbedir quelli, che mi danno il salario; ma a luogo e tempo mi recorderò del mio primo padrone u. s. w., dann weiß sich aber der ehrliche Mann aus dieser doppelten Verpflichtung nicht anders herauszuhelfen, als daß er erst den alten und dann den neuen Herren betrügt. Hier hat nun Lessing, da es doch einmal betrogen sein sollte, lieber gleich den Erzspitzbuben Pasquin zu seinem Bedienten gewählt, und indem er nun mit diesem das Stück anfängt, wird der Leser von vorn herein darauf hingewiesen, daß diesem Gesellen noch eine bedeutende Rolle bestimmt sei, und also die List vorbereitet. Zugleich wird dadurch das ganze Stück weit besser exponiert. Die Exposition des Goldoni, welche ab ovo anfängt — die Leidtragenden sind versammelt, sagen jeder ihre Ansprüche vor sich hin und fragen sich untereinander: ‚Was wird wohl im Testament stehen?‘ Dann wird es gelesen, und sie sind respektive froh oder wütend — ist so kunstlos, daß man sie kindisch nennen möchte; Lessing läßt in der ersten Szene den Zuschauer nur erst gewahr werden, Pankraz sei tot, und es werde jetzt eben das Testament eröffnet — dann kommen die Beteiligten in vollem Zanke auf die Bühne, und hier erfährt man denn den Inhalt des Testamentes zwar der Form nach beiläufig, wird ihn sich aber viel leichter merken, da die einzelnen Bestimmungen von den Parteien selbst gleich im Sinne der Bedeutung vorgebracht werden, welche sie für ihr Interesse haben. Außerdem bekommt auch das ganze Stück durch die Heiterkeit und den raschen Gang dieser Szene von vornherein ein lebendiges Interesse und einen frischen Schwung."

Der Entwurf zu dem Stücke ist „Die Klausel im Testamente".

Virginia.

Als Lessings Freund von Cronegk einen „Kodrus" gedichtet hatte, entwarf unser Dichter den Plan einer „Virginia" als Seitenstück dazu. In beiden Stücken war das leitende Motiv antik republikanische Tugend. Welche Aenderung der Plan der „Virginia" erfuhr, haben wir in unserer Einleitung zu „Emilia Galotti" (Bd. IV S. 4 ff. unserer Ausgabe) erörtert. Möglich ist es, daß Lessing durch den Franzosen Campistron, dessen Virginia 1683 erschienen war, angeregt wurde, an die dichterische Bearbeitung dieses Stoffes zu denken.

Fatime.

Lessing bezeichnet diesen Entwurf mit dem Datum „5. April 1759". Außerdem fehlt uns jede Nachricht darüber. Boxberger citiert einen Brief Lessings vom 28. Juli 1759 an Gleim; doch erfahren wir auch daraus nichts Besonderes: „Wenn es hoch kommt, mache ich Projekte, Projekte zu Tragödien und Komödien; die spiele ich mir dann selbst in Gedanken, lache und weine in Gedanken und klatsche mir auch selbst in Gedanken oder vielmehr lasse mir meine Freunde, auf deren Beifall ich am stolzesten bin, in Gedanken klatschen."

Alcibiades.

Karl Lessing gibt eine kurze Notiz über die Entstehung des ersten der beiden Entwürfe zu einer Tragödie Alcibiades, der in die Breslauer Zeit fällt: „Er machte sich Entwürfe zu mehreren Stücken, worunter auch Alcibiades war." Aus einer Andeutung des Dichters in den Kollektaneen kann man schließen, daß der zweite Entwurf in die Hamburger Zeit fällt. Karl Lessing bemerkt dazu: „Alcibiades scheint mir ein vortreffliches Süjet zu einem Trauerspiel. Dieser Liebling des Sokrates hat gleich große Tugenden und gleich große Fehler: die beste Beschaffenheit einer tragischen Person nach dem Aristoteles selbst." Und Boxberger weist zum Teil die Quellen nach, aus denen Lessing geschöpft hat. Er citiert Karl Lessings Worte: „Mein Bruder hat sich dabei, wie man sieht, des Alcibiades von Otway und Campistron bedient . . . Was er für eine Ausgabe von Plutarch vor sich gehabt, und was W. G. für ein Buch sein sollte, kann ich auch nicht angeben." —

Kleonnis.

Boxberger weist auf Lessings Bemerkung über Kleonnis in den Kollektaneen hin:

„Das Lemma zu dieser meiner Tragödie in Ansehung des Hauptcharakters, des Vaters nämlich, könnte sein, was Ovidius von dem Ajax sagt:

— — Qui ferrum, ignemque, Jovemque
Sustinuit toties, unam non sustinet iram,
Invictumque virum vincit dolor.“

Lessings Auszüge aus alten Schriftstellern zu diesem Entwurfe veröffentlichte sein Bruder im zweiten Teile des „Theatralischen Nachlasses“:

„Kleonnis. Zu diesem Trauerspiel fand ich keinen Plan, sondern nur einen halben Bogen, worauf er sich dasjenige geschrieben, was er bei Ausarbeitung dieser Tragödie nutzen wollen. Da er sich aber darin manches lateinisch, manches französisch und manches gar griechisch notiert, so würde es sonderbar lassen, es grade so und nicht deutsch herzusetzen:

„Kleonnis im Jahre der Welt 3261, im Jahre J. C. 743. Pausanias, B. IV. S. 216—242; Justinus, B. 3. C. 4; Strabo, B. 6 u. 8; Orosius, B. 21.

„Euphaes 13. Abkömmling des Herkules, während des ersten Krieges zwischen den Messeniern und Lacedämoniern König von Messenien, welchem sein Sohn Polydorus folgte. Das Kommando seiner Armee vertraute er dem Kleonnis.

„Die Lacedämonier fingen den Feldzug mit der Belagerung von Amphea an. Theopomp war damals König von Sparta.

„Die Messenier lagerten sich bei Ithome, einer kleinen Stadt am Berge gleiches Namens, und verschanzten sich.

„Im achten Jahre dieses Krieges geschah die blutige Schlacht, in welcher Kleonnis und Aristodem sich hervorthaten und den sehr blessierten König retteten. Dieser Aristodem hatte zu Anfange des Krieges, um den Zorn der Götter zu stillen, seine Tochter aufgeopfert.“

„Personen:

„Euphaes, der Vater, König der Messenier.

„Kleonnis, sein Sohn, der bei der Plünderung von Euphea weggekommen und unter dem Namen Melaneus in dem Stücke vorkömmt.

„Amphea, eine Stadt in Messenien am lacedämonischen Gebiete, nicht sehr groß, aber auf einem hohen Hügel gelegen und mit einer Menge Wasserquellen versehen. Der Ueberfall von den Lacedämoniern geschah, als die Stadt weder ihre Thore gesperret noch Besatzung hatte. Alles, was sie antrafen, machten sie nieder, sie mochten sich noch in den Schlafgemächern befinden oder ihre Zuflucht zu den Altären genommen haben, wenige entkamen nur.

„Doryssus, Sohn des Theopomp, König der Lacedämonier.

„Pytharatus, der zweite Sohn des Euphaes, der aber lieber nicht zum Vorschein kommen darf.

„Aristodem, Feldherr des Euphaes.

„Tisis, ein Sohn des Herkules und berühmter Wahrsager, wurde von den Messeniern nach Delphos geschickt. Als er von da zurückging, überfielen ihn die Lacedämonier aus der Festung Amphea. Er wehrte sich tapfer, so daß sie ihn nicht gefangen nehmen konnten. Endlich hörte man eine Stimme: ‚Laßt den Botschafter des Orakels los!‘ Hierdurch entkam er auch wirklich und brachte dem König Euphaes den Orakelspruch, starb aber etliche Tage drauf an seinen Wunden. Der Inhalt desselben ist ungefähr dieser: ‚Wählt durchs Los ein unberührtes Mädchen aus dem Blute des Aepytus zum Opfer für die unterirdischen Götter!‘ Sogleich ward unter diesen Nachkommen geloset, und das Los traf die Tochter des Lyciskus, welche aber der Wahrsager Epebolus nicht opfern lassen wollte, weil sie ein untergeschobenes Kind sei. Indem er aber dieses dem Volke vorschwatzte, flüchtete Lyciskus mit seiner Tochter nach Sparta. In dieser Verlegenheit bot Aristodem seine eigene Tochter zum Opfer, welche aber ein Messenier heimlich liebte und zu retten suchte. Er gab vor, Aristodem habe über sie keine Macht mehr, sie sei ihm heimlich versprochen worden. Als man darauf nicht hörte, so gab er vor, bei ihr geschlafen zu haben, und sie sei von ihm schwanger. Diese unverschämte Lüge brachte den Aristodem so in Harnisch, daß er seine Tochter tötete, ihren Leib aufschnitt und alle Anwesende von ihrer Unschuld augenscheinlich überführte.

„Dieses wäre freilich Stoff zu einer Tragödie. Abt Boyer, der eine, Aristodem betitelt, herausgegeben, scheint entweder diese Begebenheit zum Inhalte seines Trauerspiels gemacht zu haben, oder das Ende desselben, welches darin bestand, daß Aristodem sich selbst auf seiner Tochter Grabmal ermordete, als er König geworden, das Orakel ihm lauter Unglück prophezeite und er sie vergebens aufgeopfert zu haben einsah. Doch habe ich dieses Stück selbst zu lesen nicht Gelegenheit gehabt.

„Nach dem zu urteilen, was er davon hinterlassen und ich liefere, konnte alles dieses meinem Bruder zu dieser Tragödie nichts dienen, welche mit seinem Philotas viel mehr Aehnlichkeit zu haben scheint. Vielleicht, daß er sie auch darum liegen lassen, oder Philotas gar daraus entstanden ist.“ —

„Es wäre eine undankbare Mühe,“ sagt Hölscher (Lessing als Dramatiker, II. S. 19), „zu erforschen, wie die Handlung weiter sich fortspinnen soll, da der Dichter aus der Quelle dieser Geschichte,

Pausanias, nur die Namen entlehnt hat; denn bei diesem hat Euphaes keine Kinder, Kleonnis ist Feldherr der Messenier und streitet nach Euphaes' Tode mit Aristodem um die königliche Würde. Daß Euphaes, wie Pausanias annimmt, sich allzu kühn in die Schlacht stürzt, fällt, Aristodem dann als Bewerber des Thrones auftritt, hierauf Kleonnis zum Vorschein kommt u. s. w., diesen mit der Geschichte vermittelnden Gang anzunehmen, ist auch wohl nicht einmal erlaubt, weil Euphaes Hauptperson bleiben sollte." Doch wird es wohl nicht zu kühn sein, bemerkt dazu Boxberger, eben aus dem oben angeführten Lemma zu vermuten, daß Euphaes seinen Sohn Kleonnis töten sollte, ohne ihn zu kennen, weil er ihn für den Mörder des jüngeren Sohnes Pytharatus, „der lieber nicht zum Vorschein kommen darf", hielt. Wahrscheinlich nahm Lessing an, Kleonnis habe sich aus Liebe zur Tochter des Aristodem, und weil er von ihrer Gefahr hörte, daß nämlich ihr Vater sie einem Orakel zufolge opfern wollte, mit Lebensgefahr aus der Gefangenschaft der Lacedämonier gestohlen und unerkannt nach Ithome geschlichen.

Aus den Breslauer Papieren veröffentlicht Boxberger ein Blatt, welches die Ursache der Entstehung des messenischen Krieges erzählt:

„Polychares, ein vornehmer Messenier, wurde in den Olympischen Spielen gekrönt; denn er wurde in der 4. Olympiade bei den Eliern zum Sieger erklärt. Er hatte so viel Kühe, daß er sie nicht alle auf seinem Grund und Boden ernähren konnte und sie auf die Wiese eines Spartaners, namens Euäphnus, schickte, welcher es mit der Bedingung zufrieden war, daß er den Profit davon teilete. Dieser geizige, verschlagene und einf [? schmeichelnde] Mann verkaufte lacedämonischen Kaufleuten die Kühe und Hirten davon, ging darauf zum Polychares und beredete ihn, Seeräuber hätten das Vieh mit den Hirten weggeführt. Ein Hirte aber davon entdeckt dem Polychares die Wahrheit. Euäphnus kann seine Schelmerei nicht bemänteln, entschuldigt sich und fleht um Gnade, will alles ersetzen; da er aber kein Geld bei sich hat, bittet er den Polychares, seinen Sohn mitzugeben, der von ihm den Ersatz erhalten solle. Polychares geht dieses ein. Da sie aber auf lacedämonischen Boden gekommen, ermordet Euäphnus den Sohn des Polychares, welcher sich darauf nach Sparta begibt, sich an die spartanischen Könige und Aeltesten wendet und ihnen sein Unglück klagt. Sie hören ihn, aber sie thun ihm nicht Gerechtigkeit. Vergebens wiederholt er seine Klage, er ist nicht mehr seiner mächtig, er tötet den ersten den besten Lacedämonier und rettet sich nach Messenien. Die Lacedämonier beklagen sich, daß die Messenier ihnen nicht den Polychares ausliefern; sie fordern auch den Mörder ihres Königs Teleklus und

baten um Genugthuung wegen des von Temenus zum Besten des Kresphont und zum Nachteil der Aristodemischen Kinder begangenen Betrugs. Das ist die Ursache des ersten messenischen Krieges mit den Lacedämoniern. Teleklus, König der Spartaner, wollte, nach ihren Berichten, verhindern, daß ihre jungen Mädchen, die zum Feste der Diana gekommen, nicht von den Messeniern geschwängert würden. In diesem Streite wurde er getötet, und die Spartanerinnen wollten lieber sterben, als ihre Schande überleben. Hingegen erzählen es die Messenier so. Teleklus habe junge Mannspersonen als Mädchen verkleidet, die unter ihren Kleidern Dolche versteckt gehabt, hätten so die Messenier angefallen, um Messenien zu erobern, welches von den Lacedämoniern wegen seines vortrefflichen Bodens beneidet worden wäre, da sie sich's am wenigsten vermutet. Sie hätten eben Gewalt mit Gewalt vertrieben, und da sei der König Teleklus umgekommen. Temenus wollte, daß gelost werden sollte, ob Kresphontes oder die Aristodemischen Kinder zur Regierung kommen sollten. Temenus nahm eine Bouteille mit Wasser, that zwei kleine Kugeln hinein, eine für Kresphontes, die andere für die Aristodemischen Kinder. Dessen Kugel zuerst käme, sollte zwischen Messenien und Lacedämon wählen können; aber Temenus hat betrügerisch die Kugel des Kresphontes von Ziegelstein, die der Aristodemischen Kinder aber nur von an der Sonne getrocknetem Thon gemacht, und so wurde Messene dem Kresphontes zu teil."

Außerdem teilt Voxberger noch die aus dem „Theatralischen Nachlaß" abgedruckte Stelle wörtlich nach dem unter den Breslauer Papieren befindlichen Original — also ohne die betreffenden Passus zu übersetzen — mit.

Auf einem halben Bogen Großquart steht folgendes:

„Première guerre entre les Messéniens et les Lacédémoniens. ao. M. 3261; ao. J. C. 743; Strabo, I. 6 et 8; Orosius, 1. 21; Pausanias, lib. 4. pag. 216—242; Justinus, lib. 3. cap. 4.

„Euphaes, 13. descendant d'Hercule était pour lors Roi de Messénie. Il confia le commendement de son Armée à Cléonnis. Les Lacédémoniens commencèrent la campagne par le siége d'Amphée. Theopompe était alors Roi de Sparte. Les Messéniens allèrent se camper près d'Ithome, petite ville située sur le haut d'une montagne de même nom et s'y fortifièrent. Dans la huitième année de cette guerre se donna le sanglant Combat, dans lequel Cléonnis et Aristomène se signalèrent, en sauvant le roi qui était percé de coups. Cet Aristomène avait fait immoler sa fille, au commencement de la guerre, pour apaiser la colère des Dieux.

„Messenier. Die Stadt Messene. Ευφαης. Ἀμφεια. Amphea. Κλεοννις.

„Personen:

„Euphaes, der Vater, König der Messenier.

„Kleonnis, sein Sohn, der bei der Plünderung von Euphea weggekommen und unter dem Namen Melaneus (Μελανευς) in dem Stücke vorkömmt (oder Theras, Θηρας).

„Fuit Amphea in Messenia Laconiae finitimum oppidum, non magnum illud quidem, sed in praecelso colle situm, circumfluens aquarum perennium copia — Irruptio itaque facta est apertis, quum abessent custodiae, portis. Messenii, qui sunt intus, deprehensi, omnes ad unum interfecti, in ipsis cubilibus alii, alii vero quum animadversa calamitate ad templa et aras deorum supplices confugissent, pauci omnino periculum effugerunt.

„Dorysſus, Sohn des Theopompus, Königs der Lacedämonier.

„Pytharatus, der zweite Sohn des Euphaes, der aber lieber nicht zum Vorschein kommen darf. Demarat.

„Aristodemus, ein Feldherr des Euphaes.

„Delphos clam missus est Tisis, Alcidis filius, vir quum ceteris laudibus praestans, tum vero divinandi solertiae maxime deditus. Hunc Delphis redeuntem ex insidiis Lacedaemoniorum aliquot de praesidio ab Amphea adoriuntur, sed enim acriter se defendentem et repugnantem capere non potuerunt: hominem certe sauciandi finem non prius fecerunt, quam vox audita a quo missa incertum: Oraculi nuncium dimitte! Ac Tisis quidem ad suos reversus, regi responsum exponit neque ita multo post ex illis vulneribus diem obiit suum. Convocatis in concionem Messeniis, oraculum Euphaes recitat, quod fuit hujusmodi:

„Nescia viri puella geniis inferis,
Aepytidûm ab alto sorte ducta sanguine,
Det colla nocturnis secanda caedibus.
Vos haec ad undas Hallyi facite sacra
Libenter ipsam virginem dantes neci.

„Oraculi voce audita, virgines statim omnes ex Aepytidarum familia sorti commissae. Quumque Lycisci filia ducta fuisset, eam Epebolus vates sacrari vetuit, quod diceret, non esse e Lycisco genitam, verum uxorem Lycisci eam sibi, quum sterilis esset, supposuisse. Interea dum vates haec ad populum agit, Lyciscus clam assumta puella Spartam profugit. Quae res ubi vulgata est, quum hominum mentes vehementer com-

movisset, Aristodemus, et ipse ex eadem Aepytidarum gente, vir et ceteris vitae ornamentis et bellica virtute Lycisco clarior, ultro filiam immolandam obtulit — — Messenius civis, cujus nomen non proditur, forte Aristodemi filiam amabat ac propediem erat uxorem ducturus. Is itaque — — acriter negare, quae sibi desponsa esset, in patris eam amplius esse potestate: suum esse, qui sponsus sit, in illam jus omne. Qua ratione quum parum proficeret, impudenti mendacio vitiatam a se esse puellam et gravidam jam esse affirmat. Quae pertinacia eo furoris Aristodemum impulit, ut filiam statim occiderit et ejus utero exciso plane omnibus ostenderit, non fuisse praegnantem.

„Tisis, der Prophet.

„Melanthus, ein anderer Feldherr des Euphaes.

„Ein Soldat."

Ludwig und Aurora.

Boxberger hat dieses Bruchstück, dem er den Namen gibt, zum erstenmal aus den Breslauer Papieren veröffentlicht. Er stützt sich auf die Erzählung „Le mariage de vengeance" in Lesages Roman „Gil Blas von Santillana", die auch die Quelle zu Thomsons „Tankred und Sigismunda" ist.

Eraclio und Argila.

Auch dieses Fragment veröffentlicht Boxberger aus den Breslauer Papieren. Aus den beigeschriebenen spanischen Worten schließt er, daß es eine Uebersetzung aus dem Spanischen ist.

Fenix.

Boxberger schließt aus den Worten Nisas: „Ich bin ganz thöricht darauf, es zu erfahren," die wie eine unrichtige Uebersetzung des französischen „folle" klingen, daß das Fragment eine Uebersetzung aus dem Französischen ist.

Der Schlaftrunk.

Eine detaillierte Mitteilung über die Entstehung dieses Entwurfs gibt Karl Lessing im Theatralischen Nachlaß: „Die Entstehung dieser Komödie ist sonderbar genug. Mein Bruder machte dazu schon 1766, als er noch in Berlin war, den ersten Entwurf. In einer Gesellschaft guter Freunde, wo er und Herr Professor Ramler auch waren, kam die Rede auf die Stoffe, die zu einer Komödie am besten paßten. Mein Bruder behauptete, man könne aus allem

eine Komödie oder Tragödie machen, indem es mehr auf die Bearbeitung des Stoffes als auf den Stoff selbst ankäme, der Stoff wäre nur arm, wenn es der Dichter wäre. Dieses schien der Gesellschaft etwas paradox, und Herr Professor Ramler fragte ihn, ob er es selbst mit der That beweisen wollte. ‚Warum nicht?‘ erwiderte mein Bruder. ‚Nun, so machen Sie,‘ versetzte jener, ‚ein Lustspiel, wo ein Schlaftrunk die Katastrophe ist, und benennen es darnach!‘ Die ganze Gesellschaft billigte es einmütiglich, und mein Bruder versprach's. So ging man auseinander. Den ersten Morgen darauf fing er auch gleich an, und damit er durch nichts gestört wurde, arbeitete er im Bette. Nach einigen Tagen war er mit dem Plane fertig und wollte sich eben an die Ausarbeitung machen, als er den Vorschlag nach Hamburg zum Theater erhielt und annahm. Nachdem er dort angelangt, nahm er auch dieses Stück wieder vor, ließ 1767 drei Bogen, nämlich bis zum 7. Auftritt des 2. Akts S. 127: ‚Er ein Junggesell, du eine Junggesellin; er ein alter Junggesell‘, drucken, und zwar in der Druckerei, die er zu Hamburg mit seinem Freunde Herrn Boden gemeinschaftlich besaß. Allein er hatte von seinem Manuskripte ein Blatt verlegt oder vielmehr verloren, und darüber geriet die Sache ins Stocken. Die Druckerei erhielt 1768 eine neue Sorte Papier aus Italien; er ließ diese nämlichen drei Bogen darauf umdrucken, mit dem festen Vorsatze, es zu vollenden. Aber auch da blieb es bei dem Vorsatze, und ich habe nicht die eigentliche Ursache erfahren können, die ihn wieder davon abgebracht. So viel weiß ich nur, daß er nicht lange bei dem Hamburgischen Theater war, so hatte er die theatralische Laufbahn herzlich satt und faßte aus triftigen Gründen den Entschluß, sich nie wieder mit etwas, das nur Aehnlichkeit mit dem Theater habe, zu bemengen. Aber sein großer unüberwindlicher Hang dazu, den er sich wegphilosophieren zu können glaubte, erwachte oft in ihm unvermerkt so lebhaft, daß er ihn auf die gute Betrachtung brachte, man müsse für eine Sache, deren Besserwerdung man eben in seinem Leben nicht sehr wahrscheinlich voraussehen könne, doch etwas von Zeit zu Zeit thun, weil uns die Vorsehung keine Fähigkeit umsonst gegeben und ein gutes Theater an und vor sich weder Unmoralität noch eine Unmöglichkeit sei.

„Es ist höchst wahrscheinlich, daß er von diesem Stücke mehr ausgearbeitet haben muß, als ich unter seinen Papieren gefunden und hier liefre. Denn mitten in der Rede, mitten in einem Gedanken bricht man doch nicht ab, wie er hier gethan; wenigstens hätte er die siebente Szene des zweiten Akts vollendet. Es wird um desto wahrscheinlicher, da ich einen halben Bogen von einem

Plane noch vorgefunden, der von diesem Auftritte an, wo er keinen Inhalt hinzugesetzt, den Gang des Stücks kurz bis zu Ende angibt, und welchen ich, so wie er ihn bloß für sich hingeschrieben, beizufügen kein Bedenken trage. Nur glaube man nicht, daß er sich ängstlich dran gehalten hätte, wenn er gleich nicht von der Hauptsache abgegangen wäre.

„Vermutlich mußte in obbesagtem Auftritte noch vorkommen, wie Philipp Richard Finetten beredt, mit ihren Schmeicheleien gegen Samuel Richard dahin zu arbeiten, daß Samuel Philippen zum Universalerben mache, Charlotten übergehe, weil sie durch ihre Heirat mit Karl Bertholden schon glücklich genug wäre und Samueln bei seiner Vergeßlichkeit dann und wann etwas Geld voraus aus der Erbschaft nehmen und mit ihm, Philippen, genießen könne; er wolle sie dafür heiraten. Oder welches mir nach dem Plane der 8. Szene fast wahrscheinlicher wird, beredt Philipp Finetten, seinen Bruder Samuel mit guter Manier aus der Welt zu schaffen.

„Ungeachtet dieser Mutmaßung aber würde mein Bruder die Szene so angelegt haben, daß kein abscheulicher, vorsätzlicher Brudermörder, der auf das Rad und nicht aufs Theater gehört, entstanden wäre, zur vollkommenen Darstellung einer moralischen Lehre, die für ein Auditorium Banditen und Straßenräuber sehr erbaulich sein mag, wenn vornehmlich zu größerer Rührung ein Geistlicher ihn reuvoll und selig sterben läßt: welches vollkommen aus der Natur des bürgerlichen Lebens genommen wäre. Unsern jetzigen großen Schauspielern würde eine solche Rolle auch besser behagen, glücken und mit größerem Beifall belohnt werden als ein launlicher Bruder Liederlich, der bei einem Glase Wein mehr spricht, als sein Herz und Kopf jemals zu thun fähig ist. Vielleicht wäre auch eine Szene vorgefallen, wo Finette Philippen seine trunknen Anschläge vorgehalten, die er geleugnet und für eine Erdichtung von Finetten gehalten hätte, wenngleich im Plane nichts davon steht.

„Mit der 6. Szene des 3. Akts im Plane kann sich das Stück so nicht schließen. Denn da Samuel Richard den Termin wirklich verschlafen, so muß der alte Berthold nunmehr erscheinen und Samueln bekannt machen, daß er zu bezahlen kontumaziert sei. Berthold muß sich aber nunmehr als ein ehrlicher Mann und als ein wahrer Freund des Samuels zeigen, welchem er nur wegen seiner Vergeßlichkeit einen Denkzettel anhängen wollen. Dieses und die Betrachtung, daß er nunmehro bezahlen müßte, wenn Berthold schlecht genung dächte, und doch nicht bezahlen darf, macht auf Samueln Eindruck und wirkt Versöhnung und zugleich die Zusammengebung der Charlotte mit Karl Berthold.“

In einem Briefe Boies an Eschenburg vom 16. Dezember 1767 (O. v. Heinemann, „Zur Erinnerung an Lessing", S. 93) heißt es: „Von ihm [Lessing] bekommen wir bald eine neue Komödie, Der Schlaftrunk, die schon gedruckt ist, aber vor der Aufführung nicht ausgegeben wird."

Das Fragment eines früheren Entwurfes aus der Berliner Zeit veröffentlichte zuerst Danzel.

Tragische Süjets.

In seinen Kollektaneen sammelte Lessing außer vielen anderen auch Stoffe, die ihm für eine dramatische Behandlung geeignet erschienen. Er trennt sie als tragische und

Komische Süjets.

Ueber beide spricht sich Lessing in den Bemerkungen aus, die Eschenburg dieser Sammlung vorangestellt hat.

Nachspiele mit Hanswurst.

Im 17. Litteraturbriefe (1759) hatte sich Lessing schon ungünstig über die äußerliche Verbannung des Harlekin von der Bühne ausgesprochen. In der „Hamburgischen Dramaturgie" (1767, 18. Stück) weist er die Widersprüche jenes Reformversuches des Prof. Gottsched und der Neuberin mit schärferen Argumenten nach. Im Sinne dieser Erklärung sind die „Nachspiele mit Hanswurst" aufzufassen.

Das Horoskop.

Dieser interessante Entwurf und der folgende sind Anlagen zu Trauerspielen „im großen Stil, die das Gepräge einer Meisterhand an sich tragen", wie Boxberger sagt. Ueber die Entstehung desselben wissen wir nichts.

Spartacus.

In Wolfenbüttel dachte Lessing an die Ausführung des Planes zu einer Tragödie Spartacus. Am 16. Dezember 1770 schreibt er von dort an Ramler:

„Die Ode [Ramlers] an die Könige will ich mir dreimal laut vorsagen, so oft ich werde Lust haben, an meiner antityrannischen Tragödie zu arbeiten. Ich hoffe mit Hilfe derselben aus dem Spartacus einen Helden zu machen, der aus andern Augen sieht als der beste römische. Aber wenn! wenn! — Diesen Winter gewiß

nicht." Am 24. Dezember 1770 schreibt ihm sein Bruder Karl aus Berlin: „Vermutlich wirst du nun schon den Spartacus von Saurin erhalten haben. Ich habe diese Tragödie selbst durchgelesen, allein nur flüchtig, weil Voß sie dir sogleich überschicken wollte. Der dritte und vierte Aufzug hat wirklich große tragische Züge, aber der fünfte ganz französische. Daß Spartacus von der Emilie zum Beweise ihrer Liebe gegen ihn ein Mittel verlangt, sich töten zu können oder frei zu sterben, da er nicht mehr frei leben kann, mag ununtersucht bleiben; auch das: ob es einem Helden, und zwar einem liebenden gemäß ist, der die Schwierigkeiten nicht zählt, sie nur überwindet und glaubt, daß man nicht um sein bißchen einzelner Ehre so viel Unruhe und Aufsehens in der Welt machen muß, sondern nur dann, wenn es das Wohl der Menschheit vergrößert und befestigt. Warum aber tötet sich vorher Emilie? warum versucht sie nichts zuvor bei ihrem Vater? So wie Saurin das Stück bearbeitet hat, sollte Emilie erst da sich wirksam zeigen. Ihre Liebe zum Vaterlande oder ihre Leidenschaft zum Spartacus könnte die Oberhand behalten. Doch so verschwenderisch und hurtig zum Sterben bereit sein, ist nicht Heldenmut, ist Kleinmut, Ueberdruß des Lebens, Krankheit der Sinne oder sonst ein anderes physisches Uebel. Wo so etwas zu sehr vor dem Moralischen hervorsticht, da wird nun wohl das Herz nicht sehr gerührt." — Der Inhalt des Saurinschen Trauerspiels ist nach Boxberger folgender:

Spartacus hat bei der Plünderung Tarents durch seine Truppen ein junges Mädchen vor Mißhandlungen geschützt und ist in erwiderte Liebe zu ihm entbrannt. Dieses Mädchen erfährt später, daß sie die Tochter des Crassus ist, und reist zu ihm in sein Lager, wird aber unterwegs von den Soldaten des Spartacus gefangen genommen und an Spartacus ausgeliefert, ohne daß dieser weiß, wen er gefangen hält. Die Mutter des Spartacus, die zu Rom gefangen war, soll von den Römern gezwungen werden, ihren Sohn zur Niederlegung der Waffen zu bewegen, sie nimmt sich aber das Leben. Zur Rache fordert das Heer den Tod der Emilie; Spartacus aber, der in ihr seine Geliebte erkennt, verweigert ihn nicht nur, sondern sendet sie sogar unverletzt zu ihrem Vater zurück. Spartacus hat sich seinen Unterfeldherrn Noricus zum Feind gemacht, indem er ihn in einer Schlacht Feigling nannte, und zwar in der Schlacht, die den Kordon, den er um das Lager des Crassus gezogen hat, schließt. Trotzdem läßt er dem Noricus den wichtigen, durch seine Truppen eroberten Posten, dessen Treue vertrauend. Als es aber zur Schlacht kommt, verrät Noricus den Spartacus und liefert ihn dadurch in die Hände des Crassus, der ihn gebrauchen will, um

seinen Triumphzug in Rom zu verherrlichen. Doch Emilie verlangt eine Unterredung mit dem Gefangnen, in der sie ihm einen Dolch ausliefert, nachdem sie sich selbst damit zu Tode verwundet hat; mit diesem Dolche nimmt sich Spartacus das Leben.

„Diese Grundlage konnte auch Lessing gebrauchen," fügt Borberger hinzu, „obgleich er von ihr abweichen wollte. Sein Crassus sollte einen bestimmten Charakter bekommen; der des Saurin ist fast ganz charakterlos. Lessings Crassus war geizig, und wegen seines Geizes hielt er die Unterhandlungen mit den Sklaven, welche vollkommene Freiheit verlangten, nicht für zum Ziele führend; er dachte in der Schlacht wenigstens die Gefangenen zu retten. Auch wird bei Lessing Spartacus durch Verrat gezwungen, eine ungünstige Schlacht zu liefern, nicht Crassus wird zu schlagen gezwungen. Der Hauptunterschied ist folgender: Saurin läßt zwei sich nie berührende Handlungen in seinem Drama parallel nebeneinander herlaufen, die sich erst am Schluß, nicht aber während der Entscheidung vereinigen. Die Liebe des Spartacus zur Emilie wird nur benutzt, um dem Spartacus die Schmach des Triumphzuges zu ersparen, aber Spartacus geht nicht ihretwegen unter. Saurin hätte irgendwie die Emilie mit dem Verrat des Noricus in Verbindung bringen oder den Spartacus durch diese Liebe entmutigen lassen müssen; aber weder geht Noricus zu den Feinden des Spartacus, weil ihn die Freilassung der Emilie kränkte, noch ist Spartacus irgend etwas von seinem Heldentum verloren gegangen; er ist noch ganz der Mann und Held in der entscheidenden Schlacht wie vor der Erstürmung Tarents; das beweist er in dem Scharmützel, in welchem er die Position mit Leichtigkeit nimmt, die Noricus zweimal vergebens bestürmt hatte; der einzige Gebrauch, den Saurin von der Verwicklung im Momente der Entscheidung macht, ist der, daß die Emilie den Spartacus zurückhält, zu seinen Truppen zu gehen, und daß währenddes Noricus mit seinen Galliern abfällt. Lessing hat diese Liebschaft weggelassen; sein Spartacus ist von Pompejus und Crassus eingeschlossen, ist bereits in unglücklicher Lage und steht nicht gerade auf dem Gipfel seines Glücks; er wird dadurch besiegt, daß Crassus den Waffenstillstand bricht."

Lessing kam nicht zur Ausführung der Tragödie, die er wieder am 16. Februar 1771 erwähnt und noch 1775 seinem Bruder in Aussicht stellte.

Der Galeerensklave.

Karl Lessing kannte den Titel dieses Entwurfes, fand denselben aber nicht unter den Papieren seines Bruders. Glücklicher war

Danzel, dem wir die Veröffentlichung desselben aus den Breslauer Papieren verdanken. Lessings Original ist das 1767 erschienene Drama „Honnête criminel ou l'innocence reconnue“ von Falbaire (1727—1800), nach welchem ein junger Protestant aus Nismes, Johann Faber, an die Stelle seines Vaters, der wegen Uebung seiner Religion zu den Galeeren verurteilt worden und (1756) in das Bagno von Toulon abging. Nachdem er sechs Jahre die Ketten getragen, wurde er durch den Herzog von Choiseul, der es erfahren, in Freiheit gesetzt. Die deutsche Uebersetzung des Stückes hieß: „Die Belohnung der kindlichen Liebe. Ein rührendes Lustspiel in 6 Aufzügen von Falbaire. Aus d. Franz. Leipzig. 1768.“

Die Gebrüder Dürer oder die Großmütigen.

Den Namen „Dürer“ behalten wir nach Boxbergers Vermutung bei, während Danzel „Dürr“ liest. Boxberger hält beide Titel für identisch und nimmt in Bezug auf den Inhalt des Stückes an, daß der Graf von Carlstadt ein Bruder des Andreas Dürer, also Cölestine, Andreas Dürers Pflegtochter, in Wahrheit dessen Nichte ist.

Werther der Bessere.

Wahrscheinlich durch Nicolais matte Satire auf Goethes Werther wurde Lessing veranlaßt, jenen Roman anzugreifen, der ihm so viel Interesse eingeflößt hatte, aber in der ganzen Entwickelung mißfiel. Am 26. Oktober 1774 schrieb Lessing an Eschenburg: „Haben Sie tausend Dank für das Vergnügen, welches Sie mir durch Mitteilung des Goethischen Romans gemacht haben! Ich schicke ihn noch einen Tag früher zurück, damit auch andere dieses Vergnügen je eher je lieber genießen können. Wenn aber ein so warmes Produkt nicht mehr Unheil als Gutes stiften soll, meinen Sie nicht, daß es noch eine andere Art Schlußrede haben müßte? ein paar Winke hinterher, wie Werther zu einem so abenteuerlichen Charakter gekommen, wie ein anderer Jüngling, dem die Natur eine ähnliche Anlage gegeben, sich dafür zu bewahren habe? Denn ein solcher dürfte die poetische Schönheit leicht für die moralische nehmen und glauben, daß der gut gewesen sein müsse, der unsere Theilnahme so stark beschäftiget. Und das war er doch wahrlich nicht; ja, wenn unsers J. [Jerusalem] Geist völlig in dieser Lage gewesen wäre, so müßte ich ihn fast — verachten. Glauben Sie wohl, daß je ein römischer oder griechischer Jüngling sich so und darum das Leben genommen? Gewiß nicht. Die wußten sich vor der Schwärmerei

der Liebe ganz anders zu sichern, und zu Sokrates' Zeiten würde man eine solche ἐξ ἐρωτος κατοχη, welche τι τολμαν παρα φυσιν antreibt, nur kaum einem Mädelchen verziehen haben. Solche kleingroße, verächtlich schätzbare Originale hervorzubringen, war nur der christlichen Erziehung vorbehalten, die ein körperliches Bedürfnis so schön in eine geistige Vollkommenheit zu verwandeln weiß. Also, lieber Goethe, noch ein Kapitelchen zum Schlusse, und je cynischer, je besser!"

Wenn später Lessing gegenüber Weiße die Romangestalt Werther einen „empfindsamen Narren" nennt, gegen den er Jerusalem als „wahren nachdenkenden Philosophen" in Schutz nimmt, so hatte er recht. Aber verfehlt ist seine Gesamtauffassung, auf Grund deren er eine andere Schlußwendung fordert. Wir verweisen in diesem Sinne auf die geistvolle, psychologisch scharfe, an feinsinnigen Urteilen über Litteratur und Leben reiche Abhandlung von Dr. Ludwig Wille, Prof. der Psychiatrie in Basel: „Goethes Werther und seine Zeit, eine litterarhistorisch psychiatrische Studie." (Basel, 1877.) Dort heißt es (S. 23): „Werther mußte untergehen und zwar untergehen infolge seines zur Selbstvernichtung drängenden Wesens. Jeder andere Ausgang des Romans wäre unwahr, ja unnatürlich gewesen. Es war daher auch der Versuch Nicolais, die Leiden des jungen Werthers in Freuden desselben umzuwandeln, ebenso trivial als seinem inneren Wesen nach falsch gewesen. Der Roman in allen seinen Teilen ist die strenge und wahre Konsequenz des pathologischen Charakters seines Helden."

Erster Entwurf zu „Nathan der Weise".

In betreff dieses Entwurfes verweisen wir auf unsere „Einleitung" zu Nathan in Bd. IV. S. 19 ff. unserer Ausgabe. Aus Versehen schrieben wir in Bd. IV. S. 95 Zeile 9 v. o. „Redlich" statt „Boxberger", was dann in den Anmerkungen irrtümlich wiederholt wurde.

Komische Einfälle und Züge.

Der Bemerkung Karl Lessings, man sehe den komischen Einfällen und Zügen die Jugend an, kann man die Frage gegenüberstellen, ob man es nicht vielleicht nur mit Citaten aus dramatischen Werken zu thun hat. Indessen gibt es keinen Anhaltspunkt zur Feststellung der Thatsachen.

Hugo Göring.

Hannibal.

Erster Aufzug.

1. Auftritt.

Laodicea. Egina.

Egina.

Und länger kann ich nicht von meinem Kummer schweigen,
Ich seh' die Thränenflut aus deinen Augen steigen.
Sprich, welch ein wicht'ger Fall, Prinzessin, quält dich heut,
Beklemmt dein banges Herz, gebiert dir Traurigkeit?

Laodicea.

Egina, kennst du den, den Rom zu uns geschicket?

Egina.

Flaminius?

Laodicea.

Warum hab' ich ihn doch erblicket?
Ohn' ihn nähm' Hannibal itzt ruhig meine Hand.
O Rom! Rom! Deine Wahl bringt mir den Marterstand.
Geliebte, höre mich! Ich will, dein Herz zu rühren,
Dich zum geheimen Quell von meinen Thränen führen.
Drei Jahre sind vorbei, seit eben der Flamin
Als Abgesandter hier beim Prusias erschien.
Dies war der erste Held, den ich aus Rom gesehen.
Ich glaubte, Königen, die nächst den Göttern stehen,
Weicht jeder Sterbliche, dem Kron' und Reich gebricht;
Doch da seh' ich beschämt: ein Römer weicht ihm nicht.
Ich sah, mein Vater selbst in seiner Königszierde
Verehrt' den Römer selbst und teilte seine Würde.
Und dieser Römer, ja, die Wahrheit sag' ich dir,
Kam mir doch nicht erstaunt und nicht geschmeichelt für.
Bei dieser Achtung nun und höflichem Bezeigen
Fühlt' ich gerechten Stolz in meine Seele steigen.

Und daß mein Vater selbst, dies schien mir allzu hart,
An seinem eignen Hof des Römers Höfling ward;
Daß er, von Recht entblößt, den Mut verlieren sollte
Und nicht vor dem Flamin den Thron besteigen wollte.
Errötend warf ich dann bei meiner Großmut Ruh'
Nur Blicke voll Verschmähn dem finstern Römer zu.
Jedoch das Schicksal — — ja, sein ungerechtes Fügen,
Will, daß sich jedes Stolz soll für den röm'schen schmiegen!
Mein Blick, verachtungsvoll, fand irrend seinen Blick,
Und der schlug ohne Müh' den meinigen zurück.
Bis in des Herzens Grund fühlt' ich die Regung gehen;
Schwach war ich, ihn zu fliehn, und schwach, ihn zu ersehen.
Ich zürnte nicht, als sich der schwache Zorn verlor,
Und meine Schwachheit selbst kam mir noch reizend vor.
Sein Stolz, der mich erzürnt, ward nun nicht mehr ermessen.
Mein Vater und sein Ruhm und alles ward vergessen;
Ja, ich vergaß mich selbst; mein Thun, es zu gestehn,
War, den Flamin zu sehn, und ihn doch nicht zu sehn.
Und dies Bekenntnis nun, das ich errötend thue,
Zeigt mein Geheimnis dir, den Räuber meiner Ruhe.

Egina.

Dies stolze Römerherz, das Euer Herz entführt,
Ward zweifelsfrei von Euch doch wiederum gerührt.

Laodicea.

Ich weiß bis itzt noch nicht, ob ich ihn überwunden,
Doch forscht' ich, ob er nicht empfand, was ich empfunden,
Und ob sein Auge nicht mit mir von Liebe sprach.
Ich wünscht' es. Durch den Wunsch ward ich zum Forschen schwach.
Doch glaubt' ich's unterdes. Und ist es zu vergönnen,
Daß wir uns auf den Schein in etwas stützen können,
So schien es, Freundin, mir, so lang er um uns war,
Sein Schweigen mache selbst sein Lieben offenbar.
Aus tausend Zeichen konnt' ich eben das ersehen,
Die, sagt' ich dir sie auch, du doch nicht kannst verstehen
Und die, der Liebe Trug ist vielleicht schuld daran,
Ich selber wohl empfind', doch nicht erklären kann.
Flaminius ging fort, und wie ich leicht kann schließen,
Mocht' er selbst meine Scham und seinen Sieg nicht wissen.
Egina, ach — — mein Herz, wie viel erlitt es nicht,
Um bald in Ruh' zu sein, die ihm noch itzt gebricht!

Umsonst kam die Vernunft, mich hilfreich zu entstricken.
Sie reizt die Liebe nur, anstatt sie zu ersticken.
Ich sah, durch sie gestärkt, wie toll mein Feuer wär',
Ich sah es voller Scham und liebte doch nur mehr.
Drum wollt' ich länger nicht der eiteln Hilfe trauen
Und hoffte mit der Zeit mich ruhiger zu schauen.
Die Zeit stand mir auch bei, doch da ich ruhig schien,
Erfuhr ich Zitternde die Rückkunft des Flamin.
Sprich, Freundin, was ich thu', wenn für sein Wiederkommen
Der unglücksel'ge Brand noch hat verdeckt geglommen!
Wenn ich noch liebte! Ach, da mich die Furcht noch drückt,
Schmeichl' ich mir nur umsonst, die Flamme sei erstickt!
Warum könnt' ich sonst nicht der Seelen Unruh' wehren?
Und lieb' ich ihn nicht mehr, warum vergieß' ich Zähren?
Jedoch dem Hannibal versprach ich meine Treu',
Und selbst das Schicksal will, daß ich des Helden sei.
Zwar werd' ich sonder Glut in sein' Umarmung eilen,
Doch hab' ich seinen Ruhm auch einst mit ihm zu teilen.
Mein Geist, mit reinem Stolz auf dieses Glück erfüllt,
Denkt, daß ein Held so viel als ein Geliebter gilt.
Ach! Sollte meine Glut itzt wiederum erwachen,
Wird sie zum Opfer mehr als einer Braut mich machen.
Doch wäre meine Not auch noch so groß und viel,
Gnug, ich vollzieh' das Band, das uns vereinen will!
Liebt' ich auch den Flamin ewig mir zur Beschwerden,
Egin', er hat mein Wort, ich will nicht untreu werden!

Egina.

Hier kömmt er.

Anderer Auftritt.

Laodicea. Hannibal. Egina. Hamilcar.

Hannibal.

Wünsch' ich mir nicht ein zu großes Glück,
So höre mich anitzt auf einen Augenblick!
Die Hoffnung, die mich hält, macht mich nicht so verwegen,
Dir meiner Liebe Ziel in Seufzern auszulegen;
Denn wer sein Feu'r nicht mehr mit Unmut rühmen kann,
Verberg' sie in sein Herz und denke nicht daran.
Was, das mir mehr geziemt, doch minder mich ergötzet,
Zwingt, daß ich mir mit dir zu reden fürgesetzet.

Als Abgesandter kömmt Flamin von Rom herbei,
Doch weiß der König nicht, was sein Begehren sei.
Ich glaub', ich weiß es schon. — — — —
— — — — — — — — —

Anderer Aufzug.

1. Auftritt.

Flaminius. Flavius.

Flavius.

Der König kömmt noch nicht, und ich kann es nicht fassen,
Wie uns sein kühner Stolz kann auf sich warten lassen.
Und seit wann ward ein Held, den der Senat geschickt,
Von Königen wie der mit mindrer Furcht erblickt?
Der Würden ohngeacht, womit dich Rom beehret,
Verweilt doch Prusias, der sich nicht daran kehret?

Flaminius.

Dem König rechne nicht den tollen Hochmut an,
An den ein König nie auch nur gedenken kann!
Ich seh' hier allzuwohl die Kühnheit seines Freundes,
Des Neiders unsrer Ehr', des stolzen Römerfeindes.
Der König ginge nie von seinen Pflichten ab,
Wenn Hannibal nicht wär', der ihm den Anschlag gab.
Sein Stolz, durch Hannibals Verwegenheit gerühret,
Vergißt, stolz auf den Thron, welch' Ehrfurcht uns gebühret.
Der Rang, den Hannibal ihm allzusehr erhebt,
Hat kühnen Uebermut in seiner Brust belebt.
Doch wird hier Hannibal in seiner Hoffnung fehlen;
Denn welcher König folgt nicht unsers Roms Befehlen?
Der Flüchtling merkt es selbst aus der Erfahrung an,
Wie viel Roms Göttersspruch bei ihnen gelten kann.

Flavius.

Aus diesen Reden, Herr, erlaubet, daß man schließet,
Daß um den Artamen Ihr nicht bloß kommen müsset,
Und daß der Krieg, mit dem ihn Prusias verstrickt,
Die kleinste Ursach sei, die Euch hierher geschickt.

Mein Argwohn will mir zwar bald das Geheimnis zeigen,
Doch glaub' ich, meine Pflicht, Flamin, ist, hier zu schweigen.

Flaminius.

Wär' ich vom Kummer frei, der mir im Herzen steckt,
Ich hätte dir es, Freund, aus Freundschaft längst entdeckt.
Mein Zweck ist Hannibal. Und so viel sollst du wissen,
Daß Prusias ihn wird an Rom ausliefern müssen.
Sieh, darum kam ich her! Was sonst noch möchte sein,
Betrifft alleine mich — —

Flavius.

Wie? dich? Wie? dich allein?

Flaminius.

Weil niemand um uns ist, darf ich mich dir entdecken.
Noch kann uns Hannibal mit Recht viel Furcht erwecken.
Er flieht und ist besiegt. Doch er ist so besiegt,
Daß er den Römern nicht, dem Glück nur unterliegt.
Und hätt' er seinem Glück nicht selber widerstanden,
So läge Rom vielleicht itzt in Karthagos Banden.
Wie leicht wird nicht durch ihn ein König aufgebracht,
Der kühn sich wider Rom sein Schwert zu nutze macht
Und des Senats Befehl mit mindrer Furcht verhöhnet,
Weil ihn ein Held beschützt, den Sieg und Ehre krönet!
Rom hätte dann die Müh', zum Strafen ihn zu ziehn,
Und dieser kann sie itzt durch Vorsicht noch entfliehn.
Durch eben diesen Feind, der sich hier sicher schätzet,
Ward unsrer Adler Heer sehr oft in Furcht gesetzet;
Durch ihn, dem unser Drohn nie Furcht und Mut geraubt,
Dem Rom ist, was es ist, nicht, was man fälschlich glaubt;
Sein Stolz, sein Ruhm, sein Haß, der unversöhnlich wütet,
Ja, selbst sein Unglück macht, daß Rom sich vor ihm hütet.
Und da vor kurzem gar der Ruf bei uns entstand,
Laodicea sei ihm zum Gemahl erkannt,
Ward Rom dadurch betäubt und läßt, den Bund zu stören,
Bald nach Bithynien den Marsch des Heeres kehren
Und holt den Hannibal. Du weißt, wie der Senat
Die Könige verschmäht trotz ihres Thrones hat;
Doch gibt sein Stolz itzt nach — — —
— — — — — — —
Doch glaub' indessen nicht,
Mein zärtlich Lieben sei zur Hindrung meiner Pflicht!

Rom redet itzt durch mich, dem hat es gut geschienen,
Sich gegen Prusias der Schärfe zu bedienen.
Es ist auch nötig — —

Flavius.

Doch sprich, Herr, seit welcher Zeit
Fühlt dein verwundtes Herz schon diese Zärtlichkeit?
Laodicea hat dich doch wohl aufgenommen
Und gleichfalls ihre Glut — —

Flaminius.

Ich seh' den König kommen.
Schweig itzt und hüte dich, daß keinem wissend sei,
Was ich dir itzt entdeckt aus wahrer Freundschaftstreu'!

Anderer Auftritt.

Prusias. Hannibal. Flaminius. Flavius.

Flaminius.

Rom, das dein Thun bemerkt — —

— — — — — — — — — — — — — — —

Rom schicket mich zu dir, damit ich die Gefahr,
Womit ihr Zorn dir droht, dir machte offenbar.
Noch will zu Land und Meer dein Schwert nicht stille liegen
Und sucht den Artamen aufs neue zu bekriegen.
Dies stehet Rom nicht an, so daß dir der Senat
Es, im Vertrauen zwar, Herr, schon verboten hat.
Ein Römer hat es dir geheim entdecken müssen,
Zu was du dich hierbei am besten könnt'st entschließen,
Und daß er's gerne säh', wenn bei erregtem Zwist
Roms Billigkeit und nicht der Krieg die Zuflucht ist.
Es könnte dieser Rat zwar gleich als Herr befehlen,
Jedoch nur mit Verdruß sieht man den Zwang ihn wählen,
Drum schwieg er noch bis itzt mit seinem Machtspruch still
Und glaubte dich bereit, eh daß er spräch': „Ich will!"
Doch nun spricht er's durch mich; wirst du dich noch entbrechen?
Nach deiner Antwort nur wird er dein Urteil sprechen.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Vierter Aufzug.

I. Auftritt.

Laodicea (allein).

Welch froher Hoffnungsstrahl hebt den gefallnen Mut?
So heißt der König denn des Liebsten Flammen gut.
Er, der das Bündnis schloß, sollt' er es selber trennen?
Sollt' ich, vom Laster frei, Flaminen wählen können?
Vom Laster frei? O nein! Mein Wunsch ist Lasters gnung,
Der nach des Vaters Wort: „Sei untreu!" heimlich rung.
Schwör' deinen Wünschen ab, mein Herz! begreife wieder:
Ein solcher Wunsch schlägt mein' und seine Hoheit nieder!
Wen seh' ich? Hannibal?

Anderer Auftritt.

Laodicea. Hannibal.

Hannibal.

Dies endlich ist die Zeit,
Wo alles, alles mir nichts als Beschimpfung dräut.
Beschimpfung! Götter! ach, durch dieses Wort erhitzet,
Vergönn', daß meinen Geist gerechter Stolz besitzet!
Prinzeß, bei der Gefahr, glaub' ich, steht mir es frei,
Ohn' daß ich eitel bin, zu sagen, wer ich sei.
Gedenke, wünsch' ich bloß, gedenk' einmal zurücke
An eines Kriegers Ruhm, verfolgt vom Ungelücke!
Und denkest du an ihn, so wecke deinen Geist,
Daß er verdoppelt itzt mir seine Großmut weist!
Ich will nicht, daß du dich beim Vater sollst bemühen,
Das, was er mir beschwur, anitzo zu vollziehen.
Er schwur mir schmeichelhaft das Glücke deiner Hand.
Das war es, wo mein Herz sein schönstes Labsal fand.
Rom raubt mir ihn und dich. Doch kann ich nicht entdecken,
Wie weit die Streiche sich, die man mir droht, erstrecken.
Belehr' den Hannibal! denn nur von dir allein
Kann er von ihrem Zweck hier unterrichtet sein.
Dein Wort, das uns verknüpft, beleget dich mit Pflichten.
Sprich frei mit mir! In dem sind alle zu entrichten.

Bedenk', es ist dein Herz der unverfälschte Freund,
Der von den Göttern mir noch hier gelassen scheint!
Rom gibt dir einen Mann. Nicht? Sollt' ich nur noch wissen,
Was Rom vom Prusias noch mehr verlangen müssen!
Er flieht und scheuet mich. Und wie es mir heut schien,
Der Bund, der uns vereint, ist eine Last für ihn.
Und ich gesteh' es dir, der Vorsatz bringt mir Schrecken,
Den Furchtsamkeit und Drohn in ihm vielleicht erwecken.
Hielt' zarte Hoffnung nicht, hielt' Rom mich nicht zurück,
Rom, das verhaßte Rom, so sorgt' ich für mein Glück.
Sprich! fürchte nichts! Mein Mund hält deine Huld verborgen,
Die großmutsvoll für mich und meinen Ruhm will sorgen.
Sprich! Wer ist dein Gemahl? Kann ich noch leben? Sprich!
Geht es auf meinen Tod? Wohl gut! Der rettet mich.

Laodicea.

Nein, lebe, Hannibal! Auch ich, ich kenn' die Ehre;
Wenn dein Herz, das mich liebt, auch minder schätzbar wäre,
Dennoch entdeckt' ich dir, wenn feindliches Bemühn
Auf deinen Untergang und Schimpf gerichtet schien'.
Ja, da der Held sein Wohl in meine Hand gegeben,
Und da ich mich für ihn, für ihn verschwur zu leben,
So glaube, daß ein Herz, das so wie meines ist,
An Adel deinem gleich, für dich zu sein beschließt,
Ja, es beschließt, an Mut selbst dir nichts nachzugeben,
Wofern sich wider dich ein Wetter sollt' erheben;
Und wenn der Tod allein dich dafür schützen kann,
So zeig' ich dir's gewiß mit nassen Augen an.
Doch meiner Thränen hat dein Ruhm hier nicht vonnöten;
Die Götter werden mich auch wohl davon erretten.
Und wenn des Schicksals Neid auch unser Band zerbricht,
Vergißt mein Vater doch sich und die Tugend nicht.
Ja, soll Roms Tyrannei auch seine Großmut mindern
Und ihn mit List und Macht, dir treu zu bleiben, hindern,
Sei nur nicht ungerecht, und trau dem Vater du
Als die Verräterei eh alle Laster zu!

Hannibal.

Wohl! Ich versteh' dich schon. Die Hand, die mir gehöret,
Hat für ein Glied aus ihm das stolze Rom begehret.
Da sieh nun, wie dein Wohl sich Rom zu Herzen nahm!
Doch sprich, ich bitte dich, liebst du den Bräutigam?
Mußt du dich itzt vor mir im mindesten nur zwingen?

Entdecke mir dein Herz, ohn' mehr in dich zu dringen!
Prinzessin, rede frei! Schätzt man mich hoch? Wohlan!
Ich bin damit vergnügt, wenn man nicht lieben kann.

Laodicea.

Doch dir gehört mein Herz, und dir nur meine Liebe — —

Hannibal.

Doch ich nehm' es nicht an. Bei solchem Tugendtriebe
Will ich nicht, daß es sich der Pflicht zum Opfer weih'
Und für den edeln Zwang der Preis nur Marter sei.
Nein, Unvergleichliche, mein Recht leg' ich hier nieder
Und schenke dir dein Herz, das mir gehöret, wieder,
Dies klägliche Geschenk, das mir die Tugend gab.
Aus Großmut nahm man mich, aus Großmut steh' ich ab.
Dein Herz ist schon verschenkt, ich hab' es wohl gespüret.
Nun wohl! Es sei verschenkt! Es hat mir nicht gebühret!
Doch hätt' es mir gebührt, Prinzeß, gefiele dir
Mein Herze für dein Herz, wie dein für meines mir,
Ich schenke für dies Glück, das ich nun aufgegeben,
Nicht meine Ruh' noch Müh' noch Mut noch Ruhm noch Leben.
Doch nun ist's nicht mehr Zeit. Ich würd' undankbar sein,
Nähm' mich den Trauertag noch süße Hoffnung ein.
Ich geh' zum Prusias, dem ich zu sagen brenne,
Daß seine Kleinmut nun den Römern folgen könne.
Ich dring' in ihn, bis er mir den Verdacht erklärt,
Den mein gequältes Herz nicht ohne Grund vermehrt.
Jedoch, vielleicht werd' ich von eitler Furcht bekrieget,
Vielleicht ist's unser Band, was ihm am Herzen lieget.
Es sei nun, wie es sei! Ich leg' in deine Hand
Mein Schicksal, das man Rom vielleicht schon zuerkannt.
Gesetzt, ich flöh'. Wohin? wo könnt' ich sicher leben?
Und fliehn, hieß' Rom das Recht, mich zu verfolgen, geben.
Das Laster wird nur kühn, wenn man sich ihm nicht zeigt.
Nun wohl, ich zeige mich; und es erschrickt vielleicht.
Ich mag das übrige nicht vom Geheimnis wissen,
Prinzessin, das ich dir aus deiner Brust gerissen.
Das Bündnis ist entzwei — —

[3. Auftritt.]

— — — — — — — — — —

Flaminius.

Dem Himmel dank' ich dies,
Durch den dein Vater sich der nahen Schand' entriß!
Er läßt den Hannibal doch auch wohl mit mir gehen?
Und hat der König auch auf meine Glut gesehen?

Laodicea.

Flamin, was das betrifft, dein Wünschen findet statt,
Wenn deine Liebe dich nicht selbst zur Hindrung hat.

Flaminius.

Ich sie verhindern? ich?

Laodicea.

Laß dir den Rest entdecken!
Das, was dich hergebracht, will meinen Ruhm beflecken.
Bedenke, daß dem Held, den Rom von uns begehrt,
Daß diesem Helden ich vorhero zugehört.
Mein Wort ließ er zum Pfand der Sicherheit sich setzen,
Und drum verletzt man mich, wenn man ihn will verletzen.
Sein Recht auf mich wird zwar anitzt an dich gebracht,
Doch ein= für allemal, er war mir zugedacht!
Sein Ruhm wird mir allzeit verehrungswürdig bleiben,
Den man ihn täglich sieht durch Tugend weiter treiben.
Drum rette diesen Held, der Preis dafür bin ich!

Flaminius.

Weißt du auch, was du sagst? Mein Amt verbindet mich.
Willst du, daß meine Glut mich schändlich fehlen lasse?
O tödlicher Kunstgriff von deinem schlauen Hasse!
Ich seh' schon, was du suchst — — ja — von dir abzustehn,
Willst du gezwungen mich durch deinen Vorschlag sehn.
Die Hand, die ich so wert, die ich unendlich schätze,
Die bietest du mir an, wenn ich die Pflicht verletze?
So bietst du mir nichts an — —

Laodicea.

Du irrst, du irrest sehr.
Ich hätte doch geglaubt, daß ich dir werter wär'.
Doch sprich, was hindert dich, mir dieses zu entrichten?

Flaminius.

Die Pflicht.

Laodicea.

Die Pflicht? folgt ihr denn so grausamen Pflichten,
Die, wenn sie Raserei ins wilde Herz gebracht,
Noch der Tyrannen Stolz zu heil'gen Pflichten macht?
Wie bald stirbt Hannibal betagt und groß an Thaten?
Und stirbt er unbeschimpft, wird dadurch Rom verraten?
O, welche Pflicht!

Flaminius.

Ihr kennt der Römer Größe doch,
Es schmiegt die ganze Welt sich in ihr göttlich Joch.
Wo ist das Land, das Volk, die uns nicht zitternd ehren?
Nicht als ob von der Furcht der Macht dies Früchte wären;
Der Liebe zu der Pflicht, der, der schreib' man es zu,
Der Pflicht, die ich bei dir schon minder feurig thu'!
Wie leicht betrög' ich Rom! Ich dürft' es falsch erzählen,
So würde Rom gar bald gelindre Mittel wählen.
Doch dadurch raubt' ich ihm, ergriff' ich den Entschluß,
Den Vorteil, daß man ihm Gehorsam leisten muß.
Wer Könige verbirgt, die Rom beleidigt haben,
Will feindlich seine Macht und Freiheit untergraben.
Durch Strafen dauert Rom, die es an den verübt,
Die ein Gesandter ihm für einen Feind angibt.
Dadurch ward unser Wink ein Quell zu Furcht und Schrecken,
Den unser Donner kann in aller Welt erwecken.
Verfolgt es Könige, die kühnlich sich empört,
Und die aus Unbedacht nicht seine Macht verehrt,
So wird durch unsre Macht der Sieg nun ausgeführet,
Davon der größte Ruhm meist dem Bericht gebühret.

Versuch eines Trauerspiels.

Giangir,

oder

Der verschmähte Thron.

1748, den 17. April. *)

Personen.

Soliman, Kaiser.
Roxalana, dessen andere Gemahlin.
Mustafa, Sohn des Solimans von der ersten Frau.
Bajazet, } Söhne von der Roxalana.
Giangir, }
Temir.

Erster Aufzug.

1. Auftritt.

Roxalana.

Mein kühner Streich gelingt. So werd' ich noch regieren —
Ein Thron — — um einen Thron — ja — alles wollt' ich wagen.
Ist nur Mustafa tot, so wird mein Sohn beglückt;
Herrscht er nur erst durch mich, so herrsch' ich bald durch ihn.
Der Kaiser kömmt — — Wie leicht, wie leicht läßt er sich führen!

Anderer Auftritt.

Roxalana. Soliman.

Roxalana.

Und endlich seh' ich doch, daß Soliman mich liebet,
Mich, und in mir auch sich, sein Glück und seinen Ruhm!

*) Zuerst gedruckt in: „Gotthold Ephraim Lessings Theatralischer Nachlaß. Berlin 1786."

Soliman.

Und endlich zwang ich mich. Mein Sohn ist nicht mein Sohn;
Des Blutes zärtlich Band vereint ihn mir vergebens,
Wenn er in wilder Brust Natur und Pflicht ersticket.
Wer seinen Vater kränkt, der kränkt ihn nicht als Kind;
Drum, wenn der Vater straft, straft er als Vater nicht.
Ein graus Gefängnis hält Mustafen schon umschlossen.
Der Frevler — — der! auf mich? — — auf mich den Dolch
zu tragen?
Der Frevler — — Mein Gemahl — — die Schandthat ist
zu groß.
Mustafa, hättst du mich auch hundertmal erwürgt — —
Mustafa, sterbend hätt' ich dir noch vergeben.
Doch mein Gemahl — — doch dich — —

Roxalana.

Verzehrend Angedenken!
Mit heiterm Angesicht und ohne rote Scham
Trug er mir Schandthat an, die, wär' der Himmel nicht
Zur Nachsicht zu geneigt, ihm wäre unzerschmettert
Auf seine Lippen nicht, nicht in den Sinn gekommen.

Soliman.

Die Wohlthat wär' zu groß, wenn von der Allmacht Hand
Ein solcher Sünder stürb'. Der Tod wär' viel zu schön.
Wer allzu schimpflich fehlt, den straft der Fürst der Fürsten
Durch seine Sklaven nur, das sind wir Erdenfürsten.

Roxalana.

Mit Zittern hab' ich dir sein Laster nur entdeckt.
Ob ich dir's sagen soll, ob ich's nicht sagen soll — —
Mein Geist darob verwirrt, bald hätt' er sich entschlossen
(Zum Besten pflegt man sich am spätsten zu entschließen),
Es in Vergessenheit, in deren stummer Nacht
Es keinen ärgern kann, aus kluger Pflicht zu ziehn.
Doch deine Ehre — —

Soliman.

Ja — — recht so — — Ja, meine Ehre
Sei dir noch ferner lieb! O Sohn! o Unglück!
Mein Herz, dir sonst geneigt, fühlt, da ich strafen muß,
Die Strafe hundertfach, die einfach dich befällt.
Mein Herz! verleugne ihn — — so wie er dich verleugnet — —
Ja — — heute wird ihm noch der Kopf herabgeschlagen!

Roxalana.

So hart verfähreſt du? Das hätt' ich nicht geglaubt — —

Soliman.

So haſt du nicht geglaubt, daß ich gerecht verfahr'?

Roxalana.

Wer iſt der rare Held, in dem Natur verſtummet,
In dem das Blut nicht redt, wann allzu ſcharfe Rechte
Geliebte Schuldige, zwar Frevler, doch zugleich
Beim Frevel Kinder noch, zu herben Strafen ziehn?
Willſt du das Wunder ſein? Willſt du allein nicht fühlen,
Als wärſt du mehr als Menſch, was alle Väter fühlen?
Ganz recht! Er hat den Tod — — mehr als den Tod — verdient,
Und die Gerechtigkeit zürnt, wenn er ihr entgeht;
Doch — — Ja, ſein Urteil wird noch heut zurückgerufen.
Muſtafa, fürchte nichts, dein Richter iſt dein Vater!

Soliman.

Du denkſt zu klein von mir. Mein Sohn gilt bei mir viel,
Doch die Gerechtigkeit und du giltſt mehr als er.
Gerechtigkeit und du vertreiben bald den Vater.
Drum, Frevler, fürchte mich, dein Vater wird dein Richter!
Er ahmt der Mutter nach. Die war nicht ſo wie du.
Sie liebte meinen Thron, mich, weil ich ihn beſaß.

Roxalana.

Verfluchter Eigennutz! Ja, Himmel, deine Strafen
Erbitt' ich über mich, die unerhörten Strafen,
Wenn je in meiner Bruſt ein toller Wunſch entſteht,
Der nicht auf den Gemahl, auf ſeinen Thron nur zielt!
Wär' durch des Schickſals Schluß mein Soliman in Hütten,
Aus unbekannter Schoß, im niedern Staub geboren,
Ich wählt' und liebt' ihn doch. Beſäß' er keinen Thron,
Genung, mein Soliman wär' eines Thrones wert.

Soliman.

O, wer ſo edel denkt, kann nicht unedler lieben!
Du ſollſt auch meine Treu' — — du ſollſt ſie heute ſehen — —
Muſtafa — —

Roxalana.

Bringet dir, wenn du ihn nur erblickſt,
Den heuchleriſchen Sohn, bald andre Schlüſſe bei.

Soliman.

Mir? Mir?

Roxalana.

Dem Vater, ja.

Soliman.

Nein, und dem vorzubeugen,
Will ich ihn unverhört zu seinem Tode schicken.
Ich sehe, Temir kommt, laß mich mit ihm allein — —

Roxalana.

Doch meinetwegen, Herr, vergieße nicht sein Blut!
Die Rache treibt mich nicht. Ich will ihm gern verzeihen — —
Wenn du verzeihen kannst, nun wohl, so mag er leben!

Soliman.

Die Großmut spricht aus dir. Dir brächte sie zwar Ruhm,
Doch mir nur Schimpf — — — Nein — Geh!

---

3. Auftritt.

Soliman. Temir.

Soliman.

Nur, Temir, näher her!
Weißt du mein Unglück schon? Hast du mich schon beklaget?
Erkennst du meinen Sohn in jenem Missethäter?
Und kennst du mich in ihm? Beweiset er sein Blut?
O, der verfluchte Sohn, dem nichts — nichts — heilig ist!

Temir.

Ich hätte Flammen eh im tiefsten Meer gesuchet
Und Berge auf der See und Dunkel in der Sonne,
Als in Mustafens Brust der Laster Häßlichkeit.
Bedenke, Soliman, wie kindlich treu er schien!
Wenn hat er dich erzürnt? Ich hab' ihn auferzogen
Und weiß sein biegsam Herz, das Tugend kennt und liebet.
Die Väter malt' ich ihm als Götter auf der Welt,
Durch die der Götter Gott die rasche Jugend zwingt,
Ihr Segen und ihr Fluch sei Gottes Fluch und Segen;
Wer sie mit Ernst verehrt, der habe Gott verehret.
Der Ehen heilig Band, durch das die Welt besteht,
Der Keuschheit streng Gesetz, den Ekel der Natur,

Des Vaters Nebenbuhl, der Mutter Mann zu werden,
Dies alles drückt' ich ihm jung in sein wächsern Herze.
Und diesen Eindruck läßt er ohne Wirkung sein?
Was Wunder, wenn nunmehr die größte Schuld mich trifft?
Was Wunder, wenn der Neid mich ihm nun gleich wird achten?
„Aus seinen Lehren hat er dieses Gift gezogen — —
Den strafe man statt ihm — — der ging aufs Kaisers Tod — —
Mustafa mußte nur sein leidend Werkzeug sein!"
So grausam schimpft er mich. Wirst du es auch nicht glauben,
Der Pöbel glaubt es doch, der stets das Schlimmste glaubet.
Wie, wenn ein junger Baum, der Nutz und Frucht versprach,
Zu unserm Schmerz verdorrt und unsre Hoffnung täuscht,
Der Gärtner leiden muß, so werd' ich leiden müssen — —
Doch Gott soll Zeuge sein - - —

Soliman.

Nein — — Ich will es bezeugen,
Wie viel du Treu' und Fleiß an diesen Baum gewandt!
Wenn ein gepflegter Baum durch innern Wurm verdorrt,
Spricht man den Gärtner los, so wie ich dich losspreche,
Und das unnütze Holz läßt man die Glut verzehren.

Die Matrone von Ephesus.

Ein Lustspiel in einem Aufzuge.*)

Plan.

1. Auftritt.

Die Matrone in der Entfernung schlafend. Ihre Bediente.

2. Auftritt.

Man hört hinter der Szene jemand kommen. Die Bediente fragt. Endlich tritt ein gemeiner Soldat herein, welcher bittet, daß man ihm sein Licht anzuzünden erlaube. Er hat Essen bei sich. Die Bediente bekömmt Appetit.

3. Auftritt.

Der Offizier kömmt und sucht seinen Mann. Er sieht die Matrone, hört ihre traurige Geschichte und verliebt sich. Er nähert sich ihr, und sie erwacht.

4. Auftritt.

Der Offizier schickt den Soldaten weg, um zu sehen, ob der Gehangene noch da ist.

5. Auftritt.

Der Soldat kömmt wieder, erzählt, daß der Gehangene gestohlen sei. Der Offizier will verzweifeln. Die Bediente kömmt auf den Einfall, den toten Mann an die Stelle zu hängen. Die Matrone willigt endlich darein, und da sie sich eben darüber machen, entdeckt der Soldat lachend, daß der Gehangene noch da sei.

*) Zuerst gedruckt in G. E. Lessings Theatralischer Nachlaß. Berlin 1781.

Erster Entwurf.

Personen.

Antiphila, die Witwe. Mysis, die Magd.
Philokrates. Dromo.

---

1. Auftritt.

Mysis. Sie schläft fest! — Lustig! Nun kann ich meinen letzten Biskuit kauen! — Wer doch eine Närrin wäre und weinte sich mit ihr zu Tode! Zwar versprach ich's ihr, aber wie konnte ich mir träumen lassen, daß sie Ernst draus machen würde? — Meinetwegen! — Knack! — Es ist verzweifelt harte — Aber welch Geräusch!

---

2. Auftritt.

Dromo (draußen).

---

3. Auftritt.

Mysis (indem Antiphila schläft). Glücklich, wenn sie so in jenes Leben hinüberschlummert!

Antiphila (die mit dem Kopfe auf dem Sarge ruht, spricht von Zeit zu Zeit im Schlafe). Mysis, ach, Mysis!

Mysis. Hier bin ich; was soll ich? Sie liegen so sehr unbequem. Nehmen Sie doch eine bessere Stellung!

Antiphila. Mysis, ist die Tafel gedeckt?

Mysis. Die Tafel?

Antiphila. Ist aufgetragen?

Mysis. Was aufgetragen?

Antiphila. Der Wein, Mysis, der Wein!

Mysis. Sie spricht im Schlafe! — Ach, wenn sie mir das wachend befehlen wollte! — — Wachen Sie, meine Frau? Sitzen Sie doch lieber so! (Sie gerade setzend.)

Antiphila (erwacht und glaubt gegessen zu haben, eifert deshalb mit Mysis — hört, daß es nur im Traume geschehen, und schläft wieder ein — —).

Mysis. Ich will Oel aufgießen, mich in einen Winkel setzen und auch zu schlafen suchen — — oder wenn Dromo doch wiederkäme! — — Ich glaube wirklich, er kömmt.

---

4. Auftritt.

Philokrates und Dromo.

Dromo. Folgen Sie mir nur! — — Hier bin ich schon wieder, mein Kind, und bringe Gesellschaft mit. Mein Herr hat mir nicht glauben wollen — — Sehn Sie, mein Herr, das ist das Mädchen, und hier schläft die Frau.

Mysis. Leise! Leise! daß sie nicht erwacht —

Philokrates (der sich ihr nähert und sie bewundert — — sie erwacht; er fängt sie an zu loben und sich bei ihr einzuschmeicheln — hört, wie lange sie gefastet, sagt, dieses erinnere ihn, daß er selbst diesen Abend noch nichts gegessen und ihn hungere. Befiehlt dem Dromo, Wein und Essen zu holen und aus seinem Zelte einen Tisch und Feldstühle mitzubringen).

---

5. Auftritt.

Philokrates. Antiphila. Mysis.

Antiphila. Wie? Sie wollen hier Ihre Wohnung aufschlagen?

Philokrates. Haben Sie Mitleid mit mir, schöne Betrübte! es ist mir unterm Zelte zu kalt — bis morgen mit Anbruch des Tages dulden Sie mich immer — —

Antiphila. Sie wollen mich unglücklich machen? Was wird man von mir denken, wenn die Stadt hört, daß ich Sie eine ganze Nacht bei mir geduldet?

Philokrates. Die Folge wird die Stadt schon lehren, wie ungern es geschehen, wenn man Sie demohngeachtet tot bei Ihrem Grab findet! — Wer kein Mitleid mit sich selbst haben will, muß darum nicht aufhören, es mit andern zu haben.

---

6. Auftritt.

Dromo (mit einem Gehilfen, der einen kleinen Tisch bringt).

Philokrates. Brot, Datteln und Wein: das ist die Küche eines Soldaten. (Er bewegt sie zuerst.) Endlich fällt ihm das Orakel bei, daß er die beste Frau bei den Toten finden werde. Er habe immer geglaubt, das Orakel wolle ihn zum besten haben, jetzt sähe er die Erfüllung.

Dromo. Nu, das gesteh' ich, mein Herr kann aus dem Stegreife vortrefflich lügen.

Philokrates (schickt den Dromo fort, nach dem Gehangenen zu sehen).

---

7. Auftritt.

Antiphila. Mysis. Philokrates. Fortsetzung. Antiphila scheint anfangen zu werden.

---

8. Auftritt.

Dromo kömmt mit der Nachricht zurück, daß der Gehangene gestohlen worden sei. Verzweiflung des Offiziers. Erklärung der Witwe.

Dromo. St! St!

Philokrates. Was gibt's? — Komm, faß' an!

Dromo. St! St!

Philokrates. Nun?

Dromo. Pardon für den Toten!

Philokrates. Was soll das? — Was meinst du? —

Dromo. Es hängt draußen noch alles.

Philokrates. Wie? so hättest du mich belogen? und mir diesen Schreck eingejagt? Frevler, das soll dir dein Leben kosten!

Dromo. Vortrefflich! Ist das mein Dank, daß ich durch meine Erfindung die schöne Witwe zur Erklärung gezwungen? Würde sie wohl sonst so bald mit der Sprache herausgegangen sein?

Philokrates. Dromo, du hast recht. — Vergeben Sie ihm, meine Antiphila!

Antiphila. Ihr Götter! welche Beschimpfung! wozu bin ich gebracht worden!

---

9. Auftritt.

Dromo. Mysis.

Dromo. Ich will hoffen, mein Kind, daß Sie mit in den Kauf geht. Ich brauche also nicht lange um Sie zu handeln. — Wenn Sie heiraten will, heirate Sie einen ehrlichen Soldaten! Bleibt er, so tritt sein Vordermann, sein Nebenmann, sein Hintermann an seine Stelle. Bleiben die auch, so ist ein anderer Kamerad gleich bei der Hand. Kurz, wenn Sie einen Soldaten heiratet, so kann Sie eigentlich nicht eher Witwe werden, als bis der Henker die ganze Kompanie auf einmal holt. Und das geschieht so leicht nicht. Wir haben itzt in der Armee ein Weib, das bezieht schon die ganze Kompanie zweimal.

Mysis. Ja, so gut wird's der Zehnten nicht.

Dromo. Soll's Ihr auch wohl so gut werden? — Nein, alsdann möcht' ich doch wohl lieber dein letzter als dein erster Mann sein — —

Mysis. Mache, daß wir ihnen nachkommen!

Dromo. Und diese heilige Stätte verlassen, wo sich ein Beispiel der ehelichen Liebe ereignet hat, o, dergleichen — dergleichen — dergleichen die Welt alle Tage sieht.

Mysis. Grausames, undankbares Geschöpf! Ist es nicht genug, daß ihr uns verführt, müßt ihr uns auch noch verspotten?

Zweiter Entwurf (aus der Hamburger Zeit).

Personen.

Antiphila. Philokrates.
Mysis. Dromo.

Die Szene ist ein Grabmal, in dessen Vertiefung zwei Särge, der eine verdeckt, der andere offen, von einer aus der Mitte des Gewölbes herabhangenden Lampe nur kaum erleuchtet.

1. Auftritt.

Antiphila und Mysis.

(Beide schlafend: Antiphila auf dem offenen Sarge, den Kopf gegen den verdeckten Sarg gelehnt; Mysis zum Fuße des offenen Sarges auf einem niedrigen Steine, die Arme auf die Kniee gestützt, das Gesicht zwischen beiden Händen.)

Mysis (indem sie erwacht). Wo bin ich? (Und um sich sieht.) Ach! noch in dem verwünschten Grabe! — Ich war eingeschlafen. (Gegen die Antiphila sich wendend.) Und sie schläft auch — Schlafen Sie, werte Frau? — Nein, ich will sie nicht wecken. — Wenn sie doch so in jenes Leben hinüberschlummerte und meiner und ihrer Qual ein Ende machte! — Hu! wie schaudert mich! — Die Nächte werden schon kalt. Es muß schlimmes Wetter über uns sein. Wie der Wind durch die Luftlöcher pfeift! Wie der Regen auf das kupferne Dach schlägt! Welche Hohlung! welche Feuchtigkeit hier! — Wenn sie den Schnupfen bekömmt, so mag sie es haben. Ja so, sie will sterben. Ob

man mit oder ohne Schnupfen stirbt, Sterben ist Sterben. — Aber ich, die ich nicht sterben will — (Indem sie aufspringt.) — O, eine Sklavin ist wohl sehr unglücklich! — Horch, welch Geräusch! —

---

2. Auftritt.

Dromo. Mysis. Antiphila.

Dromo (noch von draußen). Holla!

Mysis. Was ist das? Eine Stimme?

Dromo. Holla! Niemand da?

Mysis. Wer sucht hier lebendige Menschen?

Dromo. Will niemand hören?

Mysis. Es kömmt näher.

Dromo. Gleichwohl sehe ich Licht schimmern. — — Ho, ho! das gehet in die Tiefe.

Mysis. Wer muß das sein?

Dromo (indem er hereintritt). Ha! wo komm' ich hin?

Mysis. Ich dacht' es wohl, daß Er sich müßte verirrt haben.

Dromo (erschrocken). Wo bin ich?

Mysis (die auf ihn zugeht). Im Grabe!

Dromo. Was? Grabe? — da habe ich nicht hingewollt.

Mysis. Bei Toten!

Dromo. Toten? — Gott behüte die Toten! Ich will gern niemand stören. (Indem er zurückgehen will.)

Mysis. Nein, guter Freund. — Der arme Tropf fürchtet sich. — So kömmt Er hier nicht wieder weg. (Ihn aufhaltend.) Was will Er?

Dromo. Blitz! ein weiblicher Geist gar! der wird mich quälen!

Mysis. Was will Er?

Dromo. Nichts, gute Geistin, nichts; — so viel wie nichts. — Der Wind blies mir oben meine Laterne aus; fremd bin ich; stockpechfinster ist's; ich wußte nicht, wohin; da schimmerte mir hier so was; da ging ich dem Schimmer nach; ich ging und ging, und auf einmal führt mich mein Unglück dir in die Klauen. — Thu mir nichts, liebes Gespenst! Ich habe es wirklich nicht gewußt, daß du hier dein Wesen hast.

Mysis. Also will Er nichts, wie Sein Licht wieder anzünden?

Dromo. Weiter nichts, so wahr ich lebe! — Wenn ich anders noch lebe. —

Mysis. Nun da! (Ihn auf die Lampe weisend.) Zünde Er an!

Dromo. Ei ja doch! Wie spaßhaft die Gespenster sind! Das ist keine rechte Flamme, das sieht nur aus wie eine Flamme! Das brennt nicht, das scheint nur zu brennen! Das scheint nicht, das scheint nur zu scheinen! Von so einem Gespensterlichte ist ein recht Licht nicht anzuzünden.

Mysis. Geb' Er her! (Nimmt ihm die Laterne und geht, das Licht darin bei der Lampe anzuzünden.)

Dromo. Das bin ich begierig zu sehn! — Wahrhaftig es brennt; ja mir würde es so nicht gebrannt haben.

Mysis. Hier! (Indem sie ihm die angezündete Laterne wieder zurückgibt.)

Dromo. Ein dienstfertiges Gespenst! Es mag wohl auch eine gute Art geben. — Ich danke, ich danke recht sehr.

Mysis. Wie ich nun sehe, so ist Er ja wohl gar ein Soldat?

Dromo. Zu dienen, mein freundliches Gespenst —

Mysis. Aber für einen Soldaten ist Er auch verzweifelt furchtsam.

Dromo. Ja, ich bin nicht Soldat, mich mit dem Teufel zu balgen. Dies gesagt, ohne dich erzürnen zu wollen, lieber Geist.

Mysis. Er ist nicht klug mit Seinem Geiste! Noch leib' und leb' ich.

Dromo. Wie? im Ernst? — Mit Erlaubnis! (Indem er sie mit der flachen Hand hier und da behutsam betastet.) Gewiß, das Ding ist doch ziemlich kompakt. (Geht mit der Laterne rund um sie herum und leuchtet ihr endlich ins Gesicht.) Ei! ein allerliebstes Gesichtchen! Nein, das Gesichtchen gehört wohl keinem Gespenste. Welch ein paar Augen! was für ein Mündchen! was für ein paar Bäckchen! (Indem er sie in den einen Backen kneift.)

Mysis. Nun, was soll das? Weg doch!

Dromo. Ich muß mich ja wohl überzeugen, daß es wirkliches Fleisch ist. — Wahrhaftig, wirkliches Fleisch! Und gesundes, derbes Fleisch! — (Indem er sie auch in den andern kneift.) Wird mir doch wieder ganz wohl ums Herze! — Was sagte Sie denn, mein schönes Kind, ich wäre im Grabe? bei Toten?

Mysis. Das ist Er demohngeachtet doch!

Dromo. Doch? (Sieht sich mit der Laterne um.) — Ach! Särge? — Und was sitzt denn auf dem einen? —

Mysis. St! geh Er nicht zu nahe! Er möchte sie aufwecken.

Dromo. Schläft's nur? Was ist es denn?

Mysis. Es ist meine arme Frau, eine unglückliche junge Witwe.

Dromo. Junge Witwe? Und was macht Ihr denn hier zusammen?

Mysis. Ist das noch zu fragen? Sie hat ihren Gatten verloren.

Dromo. So muß sie sich einen anderen nehmen; aber hier wird sie ihn schwerlich finden.

Mysis. Einen anderen? Sein Glück, mein Freund, daß sie schläft und diese Lästerung nicht hört! Einen zweiten Gatten! O Gott, über die Weiber, die einen zweiten Mann nehmen können!

Dromo. Nun? warum nicht? Einen zweiten, einen dritten, einen vierten — nur nicht alle auf einmal! —

Mysis. Weil ihr Männer es mit den Weibern so haltet! — Nein, weiß Er, daß meine Frau eine tugendhafte Frau ist!

Dromo. Welche Frau wäre das nicht?

Mysis. Sie ist keine von denen, die ihr Herz verschenken und wieder nehmen und wieder verschenken.

Dromo. Gibt es dergleichen?

Mysis. Wer es einmal besessen, soll es ewig besitzen.

Dromo. Ei!

Mysis. Sie hat ihren Mann über alles in der Welt geliebt. —

Dromo. Das ist viel!

Mysis. Und liebt ihn noch über alles!

Dromo. Das ist gar zu viel! Er ist ja gestorben.

Mysis. Drum will sie auch sterben.

Dromo. O geh' Sie, Kind; mach' Sie mir nichts weis!

Mysis. Wie könnte sie einen solchen Verlust auch ertragen? Ihre Verzweiflung ist aufs äußerste gestiegen. Wenn Gram und Hunger töten können, so wird sie es nicht lange mehr machen. Hier neben dem Sarge ihres geliebten Mannes will sie den Geist aufgeben. Schon haben sie alle Kräfte verlassen. Nachdem sie zweimal vierundzwanzig Stunden nichts als gejammert und geweint und geschrieen und die Hände gerungen und die Haare zerrissen, ist sie vor Ermüdung eingeschlafen. —

Dromo. Und schläft ziemlich fest. Gut, Schlaf bringt auf bessere Gedanken. Wenn sie wieder aufwacht, wird alles vorbei sein. Ich kenne das!

Mysis (bitter). Ich kenne das? Was kennt Er denn, Herr Soldat? Er mag viel kennen! — So? ist der Herr auch von den abgeschmackten Spöttern, die an die Treue der Frauen nicht glauben?

Dromo. Ich? behüte! Ich glaube ja an Gespenster — wie Sie gesehen hat, mein Kind —, warum sollte ich an die Treue der Frauen nicht glauben? Ich glaube an alles, was nicht so recht glaublich ist.

Mysis. O, wenn Er in diesem Tone sprechen will, so gehe Er nur wieder! Er war es nicht wert, an diese heilige Stätte zu kommen, wo sich nun bald ein Beispiel der ehelichen Liebe ereignen wird, dergleichen die Welt noch nie gesehen.

Dromo. Noch nie? Sieht Sie, so gibt Sie mir ja gewonnen Spiel! Denn ich denke immer, was nie geschehen ist, das wird auch nie geschehen, das kann gar nicht geschehen. — Ha! was hör' ich?

(Man hört draußen, als in der Entfernung, von verschiedenen Stimmen rufen:)

Wer da? — Patrouille! — Steh, Patrouille!

Mysis. Was ist das?

Dromo. Die Patrouille, und ich bin nicht da! — Ich muß fort, ich muß fort. — — Mein Hauptmann ist ein Teufel.

Mysis. Wo ist Sein Hauptmann?

Dromo. Nicht weit. — Leb' Sie wohl, mein Kind, leb' Sie wohl! Denn Sie will doch nicht etwa auch sterben? — Pfui, sterbe Sie nicht! — (Geht eilig ab und ruft noch zurück.) Wenn ich wieder abkommen kann —

Mysis. O, bemühe Er sich nicht! —

---

3. Auftritt.

Mysis. Antiphila (noch schlafend).

Mysis. Es müssen Truppen in der Gegend eingetroffen sein. — Was es für Männer gibt! Die meisten sind keine Thräne wert; geschweige, daß man mit ihnen sterben wollte. — Aber es ist doch sonderbar, daß die Frau über den Besuch nicht aufgewacht ist! (Sich ihr nähernd.) Wenn sie gar tot wäre! — Nein, das ist sie nicht. — Liebste Frau! (Stößt sie an.)

Antiphila (im Schlafe). Ach — Nein, nein — Weg, weg!

Mysis. Beste Frau! —

Antiphila. Bester Mann! — Wo? wo denn?

Mysis. Sie redet im Schlafe. — — Erlauben Sie, Sie liegen so nicht gut; der Kopf muß Ihnen so noch wüster werden —

Antiphila. Ich liege gut, recht gut. — Bei ihm — auf ihm — recht gut! — O, mein Arm — (indem sie den Kopf erhebt).

Mysis. Er muß Ihnen ja wohl schmerzen, so verwandt Sie damit gelegen. Sie haben ihn ganz wund gedrückt.

Antiphila. O, mein Arm! mein Nacken! — (Sie erwacht vollends.) Ach, Mysis, bist du es? Ist er nicht bei uns?

Mysis. Wer, meine werte Frau?

Antiphila. Er! Er! — Ach, dieser Sarg — (indem sie aufspringt) dieses schaudernde Gewölbe — diese verlöschende Lampe — sie erinnern mich, wo ich bin! wer ich bin! — Und mein Unglück stehet wieder ganz vor mir! — Mysis, Zeugin meiner Verzweifelung! (Sie bei der Hand ergreifend.)

Mysis. Lassen Sie mich, ehe die Lampe verlöscht! Ich will Oel aufgießen — (welches sie thut).

Antiphila. Laß sie verlöschen! — Laß die Sonne und alle Gestirne des Himmels mit ihr verlöschen! — Alles werde um mir so dunkel und nacht, als es in mir ist — Sieh, Mysis! Es wird heller; die Flamme lodert neu auf! — Komm her, wie hast du das gemacht?

Mysis. Ich habe Oel zugegossen und den Dacht gereinigt. —

Antiphila. Kannst du das? O, so wirst du mehr können! Kannst du eine sterbende Flamme erwecken? — Komm, so mußt du mir auch meinen Mann erwecken! — Komm, — gieß neues Leben in seine Adern — reinige seine Nerven von dem Moder der Verwesung — Komm! (Zieht sie gegen den Sarg.) Du mußt, du mußt! — (Sie wieder loslassend.) O, ich Wahnsinnige!

Mysis. Wie jammern Sie mich!

Antiphila. Aus den eisernen Armen des Todes ist keine Rettung. Er ist dahin, unwiederbringlich dahin! — Und doch, je öfterer ich mir es sage, je unglaublicher wird es mir. — Er, er, mein Telamon tot — Sage, Mysis, blühte er nicht noch vor sieben Tagen gleich einer Rose? Als ich ihn vor sieben Tagen verließ, wie verließ ich ihn? Rede, wie du es weißt! Und gestern, wie fand ich ihn wieder? — Reime mir

das zusammen, wenn du kannst! wie ich ihn verließ, und wie ich ihn wiederfand! — Nein, da ist Betrug dahinter! Er ist nicht tot, er ist nicht tot! — Gesteh es mir, Mysis, daß er nicht tot ist! Sage: Er lebt! und nimm deine Freiheit dafür, und nimm mein Geschmeide, nimm alles, was ich habe!

Mysis. Und wenn ich es sagte? —

Antiphila. So wäre es darum doch nicht wahr? So wäre er doch tot? — Wo bin ich denn indes gewesen? Fern über Land und Meer? — Warum holte man mich nicht? — Bin ich weiter als in der Stadt gewesen? Hätte ich nicht den Augenblick hier sein können? Er hätte in meiner Abwesenheit sterben wollen? — Das macht die ganze Sache verdächtig. — Sage, habe ich ihn sterben sehen?

Mysis. Freilich nicht.

Antiphila. Aber ich hätte ihn sehen können? Sage —

Mysis. Allerdings.

Antiphila. So? Ich hätte ihn können sterben sehen? und habe ihn nicht gesehen? — O, so ist er auch nicht gestorben! — Und wo war ich in der Stadt? — Ein neuer Beweis, daß ihr mich betrügt, daß ihr mich zum besten habt! — Wo war ich? In dem Wirbel der leichtsinnigen Welt? Jugendlichen Zerstreuungen, verführerischen Ergötzlichkeiten überlassen? Ich nehme dich selbst zum Zeugen, Göttin Diana, ob mich etwas anderes als dein Fest da beschäftigte. Täglich und stündlich in deinem Tempel, wo ich zu dir betete, dir Hymnen sang, dir opferte und deine Priester beschenkte — Und du hattest indes dies Unglück von mir nicht abgewandt? Du hättest ihn sterben lassen? — O, so wärest du nicht die große Diana von Ephesus —

Mysis. Wo geraten Sie hin, meine Frau! —

Antiphila. Nein, so ist sie es nicht! So will ich nie mehr zu ihr beten, nie mehr ihr Hymnen singen, nie mehr ihr opfern, nie mehr ihre Priester beschenken!

Mysis. Die Göttin wird Ihren Schmerz ansehen und Ihnen verzeihen.

Antiphila. Und laß auch die Göttin nichts beweisen! Sie mag nicht gewollt oder nicht gekonnt haben! — Was hier, hier noch klopft (auf ihr Herz), ist mir glaubwürdiger als alle Götter. Mein Herz, das mit seinem Herze so innig verwandt, so gleich gestimmt, so völlig nur e i n Herz mit ihm war, dies Herz wäre nicht zugleich mit seinem gebrochen? Reiße die Blume am Bache von ihrem Stengel, und ihr Bild

im Wasser verschwindet zugleich. Verdunkle die Sonne, und der Mond hört auf zu scheinen — Nein, nichts kann sich selbst überleben! Und nur mein Herz überlebte sich selbst? überlebte das Herz, in welchem es lebte, durch das allein es lebte? — Widersprich mir das, wenn du kannst! Widersprich mir das, Mysis! — Wie stumm und beschämt du dastehest! Habe ich dich ertappt? — Nun gut, ihr habt mich aufgezogen, grausam aufgezogen. Aber macht auch einmal dem unmenschlichen Scherze ein Ende! — Komm, hilf mir den Sarg aufmachen! Ich wette mit dir, der Sarg ist leer — Telamon ist nicht darin; oder wenn er darin ist, so wird er plötzlich auffahren und mir lachend in die Arme fallen. — Ich werde auch lachen wollen, aber das Weinen wird mir näher sein — Nun, komm doch, Mysis! Wenn er allzu lange so liegt, sich allzu lange so zwingt und verstellt — es könnte ihm schaden.

Mysis. O, lassen Sie dem Leichnam seine Ruhe! Wie oft haben Sie schon den Sarg aufgerissen! — Sie werden ihn sehen und zu Boden sinken. — Wenn ich Ihnen raten dürfte?

Antiphila. Warum darfst du nicht? — Ja, liebe Mysis, rate mir! Ich weiß mir selbst nicht zu raten. — Wie soll ich es machen, daß ich ihn zurückrufe, daß ich ihm nachkomme?

Mysis. Keines von beiden. Jenes ist unmöglich, und dieses —

Antiphila. So bleibt mir nur dieses! — Ja, ich will ihm nach! — Nichts soll mich halten! —

Mysis. Verlassen Sie diesen traurigen Ort, meine Frau! Kehren Sie in Ihre Wohnung zurück! Hängen Sie dort Ihrem Schmerze nach!

Antiphila. Kehre du nur zurück, wenn du willst! Mein Geschäft hier kann deines Dienstes entbehren. Ich erwartete von einer feilen Sklavin nichts anderes — Aber ich? Ich sollte diesen Ort verlassen? Bei allem, was in jener Welt schrecklich und heilig ist, bei ihm, bei dem die Götter zu schwören sich scheuen, — schwöre ich, daß ich nie, nie diesen Ort ohne den Geliebten meiner Seele verlassen will!

Mysis. Ich darf Ihnen nichts verhehlen. Ich besorge, wir werden hier nicht lange ruhig sein. Es müssen Truppen in der Nähe stehen. Eben als Sie schliefen, kam ein Soldat, sein Licht hier anzuzünden. Er sprach von einem Hauptmann, er sprach von Wiederkommen —

Antiphila. Was sagst du? — Ich will niemand sehen. Ich will mich von niemand sehen lassen. — Was wollen sie hier? Ihre Augen an meiner Verzweiflung weiden?

Mysis. Stille! horchen Sie doch, meine Frau! — Hören Sie nichts?

Antiphila. Ich höre reden über uns. — Geschwind, Mysis, lauf; verschließ, verriegle den Eingang!

Mysis. Was würde das helfen? Es sind Soldaten. Kehren sich Soldaten an Schloß und Riegel?

Antiphila. Eile, halte sie ab!

Mysis. Ich?

Antiphila. Sage ihnen, ich sei nicht mehr hier!

Mysis. Werden sie es glauben?

Antiphila. Sage ihnen, ich sei außer mir, ich tobe, ich rase —

Mysis. Desto neugieriger werden sie sein.

Antiphila. Sage ihnen, ich sei schon tot —

Mysis. So wird noch ihr Mitleid zur Neugierde kommen — Mir fällt was ein — Gehen Sie geschwind, werfen Sie sich auf Ihren Sarg, thun Sie, als ob Sie noch schliefen — So dürfen Sie doch nicht mit ihnen sprechen — Ich will suchen, sie so bald als möglich los zu werden.

Antiphila. Das will ich, ja — aber laß dich nicht mit ihnen ein! — Und laß mir keinen zu nahe kommen! — (Sie wirft sich auf den Sarg, in einer nachlässigen, aber vorteilhaften Stellung.)

---

4. Auftritt.

Philokrates. Dromo. Antiphila. Mysis.

Dromo (noch draußen). Nun kommen Sie nur! Sie werden es sehen!

Mysis (indem sie ihnen entgegengeht). Liegen Sie nur ganz stille —

Dromo (im Hereintreten mit einer brennenden Fackel). Sehen Sie! Fürchten Sie sich nur nicht, Herr Hauptmann! —

Philokrates. O, den tapfern Dromo an seiner Seite, wer sollte sich fürchten? — Gib her die Fackel — (nimmt sie ihm).

Mysis. Wer sind Sie? Was wollen Sie hier, meine Herren?

Dromo. Kennt Sie mich nicht mehr, mein schönes Kind? — Sieht Sie, ich bin geschwind wieder da. — Das ist mein

Hauptmann. Ich mußte es ja wohl meinem Hauptmanne sagen, wo ich solange gewesen und was für ein Abenteuer mir hier aufgestoßen. — Nun ist mein Hauptmann, wie Sie ihn da sieht, sehr neugierig und noch mitleidiger als neugierig. Weil er also hörte, daß eine junge Witwe hier für Betrübnis aus der Haut fahren wollte —

Philokrates. Ja — so komme ich, sie zu trösten.

Mysis. Sehr viel Ehre, Herr Hauptmann! — Aber sie will nicht getröstet sein.

Philokrates. O, wenn sie getröstet sein wollte, so wäre sie schon getröstet! Die nicht getröstet sein wollen, denen ist eben der Trost am nötigsten. Die andern trösten sich selbst. — Wo ist sie?

Mysis. Sie schläft.

Dromo. Noch?

Philokrates. Desto besser! So kann ich erst sehen, ob sie des Tröstens wert ist. — Wo schläft sie? —

Mysis. Kommen Sie ihr nicht näher! Sie möchten sie aufwecken.

Philokrates. Ich will sie ruhig wieder einschlafen lassen, wenn sie meine Erwartung betrügt — Laß mich! —

Dromo. Kind, Sie wird einem Hauptmanne doch nicht den Paß verlegen wollen? Komm' Sie hierher zu mir! (Zieht sie beiseite, und Philokrates gehet in die Vertiefung nach den Särgen.)

Mysis. Das sind Gewaltthätigkeiten! — Herr Hauptmann, haben Sie Achtung gegen eine Unglückliche! — Und Er, Herr Soldat — (sie liebkosend) was soll das?

Dromo. Närrchen, laß dich umarmen, laß dich küssen —

Mysis. Herr Hauptmann, dieser Unverschämte —

Dromo. Ich will ja weiter nichts, als mich nochmals überzeugen, daß du kein Geist bist.

Philokrates (voller Erstaunen über den Anblick der Antiphila). Götter! was erblicke ich! — Dromo! —

Dromo (ohne hinzusehen und mit der Mysis beschäftigt). Ist sie hübsch? Hübsche Sklavin, hübsche Frau, das habe ich immer gehört. Häßliche Frauen können nichts Hübsches um sich leiden.

Philokrates (ohne ein Auge von ihr zu verwenden). Dromo! —

Dromo. Bewundern Sie nur, Herr Hauptmann! — Ich habe hier auch mein Teilchen zu bewundern.

Philokrates. Dromo! —

Mysis. Sie wird ohnfehlbar über dieses Geschrei aufwachen.

Dromo. Das ist ohne Zweifel sein Wille.

Philokrates. Wirst du herkommen und mir die Fackel halten?

Dromo (geht). Als wenn ich hier zu sonst nichts gut wäre.

Mysis. Aber, Herr Hauptmann, ich bitte Sie! — Es wird mir hernach alles zur Last fallen. Wenn sie erwacht, so bin ich unglücklich.

Philokrates. Da, Dromo, nimm die Fackel! — Tritt ein wenig damit zurücke! — Seitwärts! So! Nun übersehe ich die ganze göttliche Form! — Sieh doch, Dromo! (der sich nähern will) Nein, nein, bleib nur stehen! — Venus, als sie ihren Adonis beweinte, war nicht rührender.

Mysis. Nun haben Sie Ihre Neugierde gestillt, Herr Hauptmann! — Nun entfernen Sie sich wieder! Verlassen Sie uns!

Philokrates. Was sagst du? — Komm her, glückliche, beneidenswürdige Sklavin! Denn du gehörst ihr zu. — Komm her! wie heißt deine Gebieterin?

Mysis. Antiphila.

Philokrates. Antiphila? Ein lieblicher, schmeichelnder Name! — Wie alt ist sie?

Mysis. Vierundzwanzig Jahr —

Philokrates. Nicht doch, das weiß ich besser. Aber meine Frage war auch so abgeschmackt. Es ist Hebe, die Göttin der Jugend, die keine Jahre zählt. — Und hier neben ihr, in diesem Sarge? —

Mysis. Ruht ihr entseelter Gemahl.

Philokrates. Wie lange hat er sie gehabt?

Mysis. Ins fünfte Jahr.

Philokrates. Wie alt starb er?

Mysis. Im dreißigsten.

Philokrates. Und er liebte sie? Verstehe mich recht: es ist eine Unmöglichkeit, sie nicht zu lieben. — Ich frage: er liebte sie doch so sehr, so innig, mit der Liebe der inbrünstigsten Liebe? —

Mysis. O ja, wie Sie aus ihrer Trostlosigkeit leicht schließen können.

Philokrates. Hat sie Kinder von ihm?

Mysis. Nein.

Philokrates. Nein? (Antiphila wendet sich hier, um ihr Gesicht zu verbergen.) Sieh, sie regt sich! Itzt wird sie erwachen. — Ich zittere vor Erwartung. — Nein, sie legt sich nur anders —

und entzieht uns ihr Antlitz. Das holdseligste Antlitz! — Aber unendliche Reize sind über den ganzen Körper verbreitet. Auch so könnte ich ein Jahr hier stehen und sie anstaunen. — Dieses Haar, so lockicht und wild! — Dieser Hals, mit seiner abfallenden Schulter! — Diese Brust! Diese Hüfte! — Dieser Fuß, so frei über den andern geschlagen! — Dieser Arm, so weiß, so rund! — Diese Hand, so nachlässig im Schoße! — Diese ganze Stellung, so malerisch hingeworfen! — Ach, diese Hand — einen Mund auf diese Hand zu drücken — da sie noch schläft — (Er ergreift sie.)

Antiphila (die auffährt und ihre Hand zurückzieht). Ha! — Wie geschieht mir? (Sich die Augen reibend, als ob sie wirklich erwachte.)

Philokrates (indem er zurückspringt, zur Mysis). Ich bin zu kühn gewesen; verrate mich nicht —

Antiphila. Mysis, wo bist du? — Wer war das? — Wer sprach hier? Wer faßte mich bei der Hand? Warst du es? — Oder träumte ich? — Was ist das für Licht? — Wer ist hier, Mysis?

Philokrates (der ihr wieder näher tritt). Verzeihen Sie, schöne Leidtragende —

Antiphila (springt auf). Götter! —

Philokrates. Erschrecken Sie nicht, fromme Witwe —

Antiphila (auf Mysis zufliehend). Mysis, wo bist du? — Wer darf uns hier stören? — Unglückliche, wen hast du hereingelassen?

Philokrates. Zürnen Sie nicht, großmütige Frau! Die Sklavin ist unschuldig.

Mysis. Gewiß, das bin ich.

Philokrates. Ein glücklicher Zufall hat uns hierher gebracht —

Antiphila (mit niedergeschlagenen Augen). Mein Herr, wer Sie auch sind — Gönnen Sie einer Sterbenden die Ruhe, die man Gestorbenen verstattet!

Philokrates. Besorgen Sie nichts, Beste Ihres Geschlechts! — Ich weiß Ihren Schmerz und die Ursache desselben. Ich verehre Ihre Betrübnis und — teile sie. Ich bin ein Soldat, aber ich weine gern mit Unglücklichen —

Antiphila. Mitleid bringt jedem Ehre. — Aber zum Beweise dieses Mitleids — mein Herr, unterbrechen Sie nicht länger die Totenstille dieser geweihten Stätte — verlassen Sie uns!

Philokrates. Ich hatte gehofft, da mich der Zufall so

wohl geleitet, daß ich mich seiner würde bedienen dürfen. — Ich hoffe es noch. Nein, Madame, Sie können so grausam nicht sein, mich in dieser stürmischen Nacht auszustoßen.

Antiphila. Wie? auszustoßen? Man stößt niemanden aus, den man nicht eingenommen. — Wo kommen Sie her? Wer sind Sie? — Nicht, daß ich dieses alles zu wissen verlangte. Ich will nur sagen, daß ich Sie nicht kenne, daß ich Sie nicht kommen heißen. —

Philokrates. Nein, Madame, ich habe nicht das Glück, Ihnen bekannt zu sein. Aber Werke der Barmherzigkeit muß man auch nicht bloß an Bekannten ausüben. — Ich suche Schirm vor Wind und Wetter. — Das schlechteste Dach ist besser als ein Zelt. — Ich bin von dem Corps des Kritolaus, welches einen Einfall in das Gebiete der Kolophonier gethan. Sie wissen, Madame, wie heftig unser Staat vor kurzem von den Kolophoniern beleidigt worden. Wir haben ihr plattes Land geplündert, ihre Flecken gebrandschatzt und alles, was sich von Vornehmen auf seinen Gärten und Lustschlössern ergreifen lassen, mit uns weggeführt. Gestern sind wir über den Kayster zurückgegangen und haben in der Aue von Larissa das Lager bezogen. Wir hatten Befehl, sobald wir den ephesischen Boden wieder beträten, drei von den mitgeführten Kolophoniern hinrichten zu lassen. Es ist geschehen. Sie sind vor dem Lager aufgeknüpft worden, und mich hat es getroffen, den Richtplatz zu bewachen. Es ist ganz in der Nähe. Morgen mit dem frühsten brechen wir wieder auf — Erlauben Sie, daß ich den Morgen hier erwarte!

Antiphila. Wie, mein Herr? Sie wollten die Nacht hier zubringen? die ganze Nacht?

Philokrates. Ach, sie wird mir kurz genug werden!

Antiphila. Sie bedenken nicht, wo Sie sind!

Philokrates. In einem Grabmale. Aber Grabmal oder nicht Grabmal, es ist ein bedeckter trockner Ort; weiter verlange ich nichts. Ich kann unmöglich in der freien Luft länger dauern. Es würde mir das Leben kosten. — Haben Sie Mitleid mit mir, Madame! Sie haben zwar aufgehört, es mit sich selbst zu haben, aber auch so noch haben es edle Seelen mit andern!

Antiphila. Und wenn Sie doch nur um sich sehen wollten! — Ein finsterer Ort, ohne alle Bequemlichkeit: da ist weder Erleuchtung noch Sitz. —

Philokrates. Erleuchtung? Wenn diese Fackel nur einen

Gegenstand erleuchtet! — Und Sitz? — Zu Ihren Füßen, Madame (feurig) —

Antiphila (sehr ernsthaft). Mein Herr! —

Philokrates (auf einmal kalt). Keine Mißdeutung, Krone der Frauen! — Zu Ihren Füßen — will sagen, auf der Erde. — Die nackte, harte Erde war von je des Kriegers Sitz und Lager. — — Auch wäre dem abzuhelfen. — Geschwind, Dromo, spring in mein Zelt; hole Feldstühle, Tisch, Lichter — lauf! laß dir helfen! — die Fackel laß da! — Oder nimm sie nur mit! — Nein, laß sie da! gib her! — Lauf! Lauf! (Dromo gibt ihm die Fackel und läuft ab.)

---

5. Auftritt.

Philokrates. Antiphila. Mysis.

Antiphila. Nimmermehr, mein Herr; ich geb' es nimmermehr zu. — Es geschieht ohne meine Einwilligung — das heißt Gewalt brauchen, mit Gewalt Besitz nehmen. — Aber Gewalt wider eine Schwache, Unglückliche; — ein Mann sollte sich dieser Gewalt schämen.

Philokrates. Ich beschwöre Sie, Madame —

Antiphila. Ich Sie hinwiederum! Entfernen Sie sich, mein Herr; verlassen Sie mich! — Was würde die Welt sagen! Meine Ehre, mein Name!

Philokrates. Ihr Name, Madame? — Als ob dieser nicht schon durch Ihren grausamen Entschluß über alle Verleumdung erhaben wäre! — Wer wird es wagen, die Tugend zu lästern, der an dem Sarge des Ewiggeliebten das Herz brach? Ihr gewisser Tod, Madame — bei diesem unmäßigen Schmerze, bei dieser gänzlichen Versäumung aller Pflichten der Selbsterhaltung ist er so nahe als gewiß — Ihr gewisser Tod drückt bald ein Siegel auf Ihre Ehre, das — kurz, Madame, ich habe Ihre Erlaubnis; ich kann nicht anders, als sie haben. Daran zweifeln, würde an Ihrer Entschlossenheit ebensosehr als an Ihrer Lebensart, an Ihrer Menschlichkeit zweifeln heißen. — Sie wollen sterben, und ich muß leben, für das Vaterland leben, dessen Knecht ich bin. Ein jedes gehe seinen Weg, ohne das andere zu irren. — Ja, Madame, Sie erlauben mir, diese Nacht hier zu bleiben; Sie erlauben mir, alles hier zu thun, was mir die Sorge für mein Leben

befiehlt: essen, trinken, schlafen — ich bedarf der Pflege. — Aber wie war es denn? davon habe ich ja dem Dromo nichts befohlen. Ich muß ihm nach. — Können Sie glauben, Madame, daß ich heute noch den ersten Bissen in meinen Mund nehmen soll? So geht es uns armen Soldaten. — (Eilig ab.)

---

6. Auftritt.

Antiphila. Mysis.

Antiphila. Mysis, Mysis, das alles ist deine Schuld! Unglückliche! —

Mysis. Meine Schuld? — Warum erwachten Sie? Konnten Sie nicht fort schlafen?

Antiphila. Sollte ich noch seinen verliebten Erdreistungen mich mehr aussetzen?

Mysis. Freilich verlohnte es sich der Mühe, die Augen auf einen Mann aufzuschlagen, den man so entzückt. Die möchte ich sehen, die es hätte unterlassen können. Auch noch am Rande des Grabes ist es gut, einen Anbeter kennen zu lernen, von dessen Aufrichtigkeit man so versichert ist. Er glaubte, Sie schliefen wirklich.

Antiphila. Was spricht die Närrin? — Fort! diesen Augenblick muß ich nicht versäumen. — Laß uns fliehen, Mysis! Er muß uns nicht mehr finden, wenn er zurückkömmt.

Mysis. Fliehen? Ist die Gefahr so groß?

Antiphila. Was ist dir? Was für Unsinn sprichst du? — Gefahr! Ich sehe keine Gefahr; aber nichts soll meine Betrübnis unterbrechen. — Ohne ein Wort weiter, folge mir!

Mysis. Liebste, beste Frau, in dieser späten, finstern Nacht, außer den Thoren der Stadt, wo wollen wir hin?

Antiphila. Es sind mehr Gräber in der Nähe — uns in das erste das beste zu verbergen, bis das Heer aufgebrochen und die Gegend wieder ruhig ist. (Gegen den Sarg gewendet.) Geliebter Schatten, verzeihe dieser kurzen Trennung! — Und nun, Mysis —

Mysis. Aber er wird uns nachfolgen; er kann nicht weit sein; wir werden ihm schwerlich entkommen. Er wird uns zurückbringen. Und sich zurückbringen lassen, wenn man fliehen wollen: wie boshaft wissen Männer das auszulegen! — Fliehen Sie ja nicht, beste Frau! —

Antiphila. So bleib, Nichtswürdige! (Geht.)

Mysis. O, allein habe ich hier nichts zu schaffen! (Im Begriff, ihr zu folgen.)

Antiphila (auf den Stufen des Ausgangs). Götter, es ist zu spät! — Er kömmt schon.

---

7. Auftritt.

Philokrates. Antiphila. Mysis.

Philokrates. Wohin, Madame? wo wollen Sie hin, Schönste? (Antiphila, ohne ihm zu antworten, steigt die Stufen wieder herab und geht nach den Särgen in der Vertiefung.) — Rede du, Mysis! wo wollte deine Gebieterin hin?

Mysis. Sie fliehen, Herr Hauptmann.

Philokrates. Mich fliehen! Mich fliehen! Was sagst du?

Antiphila (die sich kurz umwendet). Nein, mein Herr, nicht Sie fliehen, bloß Ihnen Platz machen, das wollt' ich — das wollte ich! (Indem sie sich wieder dem Ausgang nähert.) Sie bestehen darauf, hier zu übernachten. Ich kann es nicht wehren; meine Bitten sind vergebens. Es sei! was Sie thun sollten, will ich thun.

Philokrates. Madame! — Mysis!

Mysis. Geben Sie mir die Fackel, Herr Hauptmann! Sie ist Ihnen hinderlich.

Philokrates (der ihr die Fackel gibt und die Antiphila bei der Hand ergreift). Und das sollte ich verstatten?

Antiphila (die ihre Hand loswindet). Ich will es hoffen, mein Herr —

Philokrates. Ach, so verzeihen Sie meinem Irrtume, Madame! — Ich hätte nie geglaubt, daß so viel Härte bei so viel Empfindung sein könne. Man ist sonst so mitleidig, wenn man sich selbst unglücklich fühlt. — Ich sehe, Madame, Sie sind bestimmt, in allen Dingen eine Ausnahme zu machen. — Ich bescheide mich; so nachgeben wollen, heißt auf seinem Rechte mehr als jemals bestehen. Ich gehe beschämt, gekränkt, aller Rechte der Gastfreiheit verweigert, auch der verweigert, die der Tiger einem verirrten müden Wanderer, der in seine Höhle schlafen kömmt, nicht immer versagt — Aber genung, ich gehe — und gehe voll Bewunderung —

Antiphila. Ich erlasse Sie, mein Herr, der Bewunderung; erweisen Sie mir nur dafür Gerechtigkeit!

Philokrates. Hier ist Gerechtigkeit und Bewunderung eines.

Antiphila. Ich fühle alles Beleidigende dieser (etwas höhnisch) verbindlichen Wendung — Und doch (sanft) schmerzt es mich, so verkannt zu werden. Ich bitte, treten Sie an meine Stelle —

Philokrates. Nein, Madame, ich gehorche Ihrem Befehle, ohne mich selbst zu fragen, was ich an Ihrer Stelle thun würde.

Antiphila. Die Götter wissen es, wie gern immer unser Dach den Fremdling, den Schutzlosen aufgenommen! Ganz Ephesus nannte Kassandern den Gastfreien. — Aber wer fordert in einem Grabmale das Gastrecht?

Philokrates. Kassander? — Wen nennen Sie da, Madame?

Antiphila. Wen sonst als ihn?

Philokrates. Ihren Gemahl? — Aber doch nicht Kassandern, des Metrophanes Sohn?

Antiphila. Des Metrophanes Sohn.

Philokrates. Des Metrophanes Sohn, den Phylarchen?

Antiphila. Den Phylarchen.

Philokrates. Den Phylarchen? den großmütigen bei allen Bedürfnissen des Staats sich selbst erbietenden Liturgen?

Antiphila. Ihn! eben ihn!

Philokrates. Und dieser Kassander ist tot? Und dieser Kassander war Ihr Gemahl?

Antiphila. Und Sie haben ihn gekannt?

Philokrates. Ob ich ihn gekannt habe, diesen tapfersten, edelsten, besten aller Männer von Ephesus?

Antiphila. Besten aller Männer! Dies war er! — war er! (Indem sie sich wendet und mit gerungenen Händen nach den Särgen geht.)

Philokrates (der ihr folgen will). Ob ich ihn gekannt?

Mysis (ihn zurückhaltend). Ein Wort, Herr Hauptmann! —

Philokrates. Was willst du, Mysis?

Mysis. Im Vertrauen, Herr Hauptmann! — Sie können doch lesen?

Philokrates. Warum nicht?

Mysis. Geschriebenes und in Stein Gehauenes?

Philokrates. Beides.

Mysis. Und haben ein gut Gedächtnis, Herr Hauptmann?

Philokrates. So ziemlich. Aber mach' ein Ende! Was willst du?

Mysis. Nun, so wette ich, daß Sie unseren Toten nicht gekannt haben —

Philokrates. Aber du hörst es ja —

Mysis. Sondern daß Sie bei dem Scheine Ihrer Fackel das Epitaph draußen über dem Eingang gelesen haben.

Philokrates. Verleumderin! — Aber, liebe Mysis, wette, was du willst; du sollst alles gewinnen: nur sei mir nicht zuwider — unterstütze mich —

Mysis. Nur frisch! das Eisen glüht; folgen Sie ihr —

Philokrates (der ihr in der Vertiefung nachgeht). Ob ich Kassandern gekannt? Wir thaten zusammen unsern ersten Feldzug. In so feurigen Jahren knüpft gemeinschaftliche Gefahr die zärtlichsten Freundschaften. Die unsere ward durch meinen Aufenthalt an dem persischen Hofe unterbrochen. Darauf entstand dieser Krieg mit den Kolophoniern. Ich mußte zu meinem Phalanx, ohne Kassandern vorher umarmen zu dürfen. Und indes — indes hat ihn die grausame Parze abgefordert! O ich Unglücklicher! — Doch mein Schmerz, Madame, hat kein Recht, sich neben dem ihrigen zu äußern.

Antiphila (sich langsam mit Empfindung gegen ihn wendend). Ach! Sie waren sein Freund! — Ich kenne die Rechte der Freundschaft sowie die Rechte der Liebe. Liebe ist nichts als die innigste Gattung der Freundschaft. Welcher Empfindung könnte sich die Freundschaft vor den Augen der Liebe zu schämen haben? — Nein, mein Herr, ersticken Sie nichts, bergen Sie nichts, was Ihrem Herzen so rühmlich ist: nicht diese Thräne (indem Philokrates die Hand vor die Augen führt und das Gesicht von ihr abwendet), die Sie dem Andenken eines Mannes opfern, der uns beiden so wert war!

Mysis. O, liebste Frau, nun dulden Sie den Herrn ja nicht länger! Seine Betrübnis würde der ihrigen nur mehr Nahrung geben! Wir brauchen niemand, der uns noch wehmütiger macht, als wir schon sind.

Philokrates. Woran erinnerst du deine Gebieterin? — Doch kann ich dir nicht Unrecht geben. — Ich gehe —

Antiphila. Ach, mein Herr, entziehen Sie mir den Freund des Geliebten meiner Seele nicht so schnell! — Diesen geht nichts an, was ich dem Unbekannten sagte. — Er war Ihr Freund! Sie allein können meinen Verlust schätzen wie ich allein den ihrigen.

---

8. Auftritt.

Dromo (mit einigen Stücken von dem Befohlenen). Antiphila. Philokrates. Mysis.

Dromo. Hier bin ich, Herr Hauptmann. Das andere ist droben vor dem Eingange, wo ich es niedersetzen lassen. Komm, Mysis, hilf mir es herunterbringen!

Mysis. Nicht so schnell, Herr Landsknecht! Es streitet sich noch, ob ihr werdet Quartier hier machen dürfen.

Philokrates. O Dromo, welche Entdeckung habe ich gemacht! — der Entseelte, der hier ruhet, den diese Göttliche beweinet — war mein Freund, der erste Freund meiner Jugend.

Dromo. Was plaudert denn die also? — So ein Freund wird uns doch nicht die Thüre weisen? — Komm, komm, laß dich die Mühe nicht verdrießen! (Er zieht sie mit fort, und nach und nach bringen sie das Befohlene herunter und in Ordnung.)

Philokrates. O Sie, noch kürzlich die Wonne meines Freundes! O Schönste, Beste — wie kann ich die Freundin meines Freundes anders nennen als meine Freundin! — Wenn und wo ich auch seinen Tod vernommen hätte, würde er mir das Herz durchbohrt haben. Aber hier, aber itzt — da ich es sehe, mit diesen unglücklichen Augen es selbst sehe, wie viel er verloren, in Ihnen verloren —

Antiphila. Wenigstens zu verlieren geglaubt. Denn seine Liebe zu mir war so groß, so unsäglich —

Philokrates. Nicht größer, nicht unsäglicher als Ihr Wert! — In welcher Verzweiflung muß er gestorben sein! Ich durfte sicher sein Herz nach dem meinigen beurteilen. Was ich empfinde, das in meinem vorgehen würde, das ging alles in seinem vor. Das Licht des Tages verlassen, ist schmerzlich; schmerzlich ist es, sich vielleicht selbst verlassen müssen, aufhören, sich zu fühlen, sich sagen zu können: Das bist du! das gilt dir! — Aber was ist alles das gegen den Schmerz, ein Wesen zu verlassen, das wir mehr als das Licht des Tages, mehr als uns selbst lieben? — Doch welche Reden, die ich führe! Ist das die Zusprache, die Sie, Schönste, von mir erwarten? Ich sollte Oel in Ihre Wunde gießen und reiße sie von neuem auf — Ich Unbesonnener!

Antiphila. Nein, mein Herr, nein! — Solche Wunden weigern sich aller Linderung. Nur in ihnen wühlen, ist Wollust.

Philokrates. Allerdings, allerdings! — Doch mir ver-

verbieten Geschlecht und Stand und Bestimmung, solchen wollüstigen Gedanken nachzuhängen. Allen ziemt nicht alles. Dem Mann, dem Krieger ist eine Thräne vergönnt, aber kein Strom von Thränen, der unverkleinerlich nur aus so schönen Augen über so zärtliche Wangen rollt. — Wo denkt er hin, der Soldat, der sich durch Bejammerung eines verstorbenen Freundes weichherzig macht? Er soll gefaßt sein, jeden Augenblick ihm zu folgen; er soll gefaßt sein, dem Tode unter allen Gestalten, auch den gräßlichsten, entgegenzugehen, und er weinet ob der sanftesten dieser Gestalten, die seinen Freund in die Arme nahm und vorantrug? — Nicht der Tod, sondern der Tod mit Unehre ist das einzige, was ihm schrecklich sein soll. Dort durfte es mich schaudern, bei den schimpflichen Pfählen, an welchen die unglücklichen Kolophonier hangen. — — — —

Der Leichtgläubige.

Ein Lustspiel in fünf Aufzügen.*)

Personen: Woldemar, der Leichtgläubige. Siehe den Charakter des Sparkish in The country wife, p. 5, p. 11–15, p. 23—25, 25—28, p. 31, p. 33—36, p. 46, p. 53. Courtal, sein ergebener Freund; der Charakter des Harcourt in der englischen Komödie. Eine junge Witwe, die Versprochene des Leichtgläubigen. Charakter der Alithea. Lisette. Johann, Bedienter des Woldemar. Die Szene auf dem Landgute der Witwe, nicht weit von der Stadt.

Akt I. Sz. I. Die junge Witwe. Lisette. Sie erwartet den Woldemar. Heute soll ihre Verbindung mit ihm zustande kommen. Sie bekennt, daß sie eben nicht die größte Liebe gegen ihn hege; sie würde lieber den Bewerbungen des Courtals Gehör gegeben haben, wenn sie anders eine gewisse Erbschaft, ohne die Verbindung mit ihm einzugehen, antreten könnte. Sie macht seinen Charakter, in welchem sie an der Seite seines Herzens viel Gutes entdeckt. — Sz. II. Johann und die Vorigen. Johann kömmt voran und meldet seinen Herrn, welcher zugleich einen guten Freund mitbringe, den er die Ehre haben wolle, ihr vorzustellen. Die junge Witwe geht ab, sie zu empfangen. — Sz. III. Lisette. Johann. Nunmehr sagt Johann, daß dieser gute Freund Courtal sei, der in wenig Tagen das ganze Herz seines Herrn zu gewinnen gewußt habe. Er macht von dieser geschwinden Freundschaft eine lächerliche Beschreibung und fährt fort: „Das war bei alledem kein Wunder; denn mein Herr ist ein guter leichtgläubiger Narr. Aber nunmehr, Lisette, kömmt das rechte Wunder! Courtal hat auch mich zu gewinnen gewußt.

„Lisette. Das heißt, er hat dich bestochen.

---

*) Zuerst gedruckt in: Th. W. Danzel, „Gotthold Ephraim Lessing, sein Leben und seine Werke“.

„Johann. Pfui! Bin ich ein Mensch, den man bestechen kann? Bestechen! Nicht durch Geld, sondern durch wichtige Gründe der Vernunft, durch gültige Ueberführungen seiner mehr als güldenen Beredsamkeit hat er sich meines Herzens versichert; indem er mir nämlich zu überlegen gab, daß der Dienst bei einem Leichtgläubigen weit gefährlicher sei, als er dann und wann vorteilhaft sein könne. Denn für einmal, da er sich nicht betrogen zu sein glauben würde, wenn er es wirklich wäre, würde er es zehnmal zu sein glauben, wenn er es nicht wäre.“ — Kurz, er gibt der Lisette zu verstehen, daß er nur so lange in Woldemars Diensten sein werde, als er dem Courtal nützlich sein könne, und ladet sie auf eine feine Weise ein, ihre Bemühungen mit den seinigen zu verbinden, daß die Witwe dem letztern zuteil werde. Sie ist es zufrieden, worauf sie sich wegbegeben, weil sie die Herrschaft kommen sehen. — Sz. IV. Woldemar. Courtal. Die junge Witwe. Siehe zum Teil die Szene p. 12, welche aber dahin geändert werden muß, daß Courtal durchaus nicht zugestehen will, daß ihn die junge Witwe bereits kenne. Er will ihr von dem Woldemar als eine durchaus unbekannte Person vorgestellt sein, und sie mag sagen, was sie will, er glaubt es doch nicht, daß sie ihn bereits gesehen. Er läßt sie endlich unter einem schicklichen Vorwande allein, damit sie, wie er glaubt, näher bekannt werden sollen. — Sz. V. Courtal und die junge Witwe. Nunmehr gesteht er ihr seine List (zum Teil die Sz. p. 13). Er erklärt seine Liebe, und sie erteilt ihm abschlägliche Antwort. — Sz. VI. Woldemar kömmt wieder. Siehe die Szene p. 14, welche aber so schließen muß, daß die Witwe voller Verdruß über die Leichtgläubigkeit des Woldemar und die Zudringlichkeit des Courtal fortgeht; sie wollen ihr beide nachgehen; indem aber kömmt Lisette, welche den Woldemar zurückwinkt. — Sz. VII. Lisette. Woldemar. So falsch sie bereits gegen ihn gesinnt ist, so sehr redet sie ihm doch noch nach dem Maule. Sie erzählt ihm, mit welchem inbrünstigen Verlangen ihre Gebieterin seiner Ankunft entgegengesehen, wie viel Gutes sie von ihm gesprochen, was für Lobsprüche sie selbst ihm bei Gelegenheit erteilt. Und Woldemar ist ein so guter Narr, daß er ihr bei jedem kleinen Umstande, der ihm schmeichelt, ein neues Geschenk macht, bis er ihr endlich nichts mehr zu schenken hat, worauf sie kurz abbricht und sich ihm empfiehlt. Woldemar geht dem Courtal nach.

Akt II. Sz. I. Courtal. Woldemar. Courtal stellt sich untröstlich über den Zorn der Witwe und verlangt inständig, daß er ihn wieder mit ihr aussöhnen soll. S. p. 25. — Sz. II. Die Witwe. Courtal. Woldemar. Siehe die Szene p. 25, welche sich aber damit schließen muß, daß die Witwe verlangt, Courtal solle sich sogleich wieder nach der Stadt begeben. Sie versichert, daß er ihr ein jedes andre Mal kein unangenehmer Gast sein werde, besonders wenn ihre Verbindung mit dem Woldemar vorbei sei und er alle Hoffnung auf ihre Liebe verloren habe. Hiermit geht sie wieder ab, nachdem Courtal ihr zu gehorchen versprochen. — Sz. III. Woldemar. Courtal. Courtal ist zwar entschlossen, fortzugehen, hat aber den festen Vorsatz, bei der ersten Gelegenheit wieder zu kommen. Er nimmt also von dem Woldemar Abschied und wünscht ihm alles Glück. Woldemar ist ganz gerührt und beklagt den ehrlichen Courtal. Ehe er ihn verläßt, bittet er ihn, ihm einen Advokaten aus der Stadt herauszuschicken, welcher die Ehestiftung machen solle. Und dieses bringt den Courtal auf einen Einfall. Er schlägt seinen Bruder vor, erinnert aber gleich voraus, daß sich Woldemar an seiner großen Aehnlichkeit mit ihm nicht stoßen solle. Woldemar ist es zufrieden und geht ab. — Sz. IV. Courtal. Johann.

Zum „Leichtgläubigen“.

Charakter des Sparkish, p. 5. 6. Sein Betragen gegen seine Liebste und dessen lächerliches Vertrauen in seinen Freund Harcourt, p. 12. Daß er sie mit ihm allein läßt, damit er sehen soll, daß sie Witz habe, p. 13. Er muß zugleich ein witziger Kopf sein wollen. Sein Betragen in der Komödie, p. 23. Wenn man ihn bereden lassen, daß etwa eine neue Aktrice oder das oder jenes Stück gespielt werde, so kann es einen geschickten Abgang abgeben, und er kann betrogen wiederkommen. Wie bereit er ist, seinen Nebenbuhler mit seiner Liebsten auszusöhnen, p. 25. Daß er ausdrücklich haben will, seine Liebste solle seinen Nebenbuhler zum Zeichen der Versöhnung küssen, p. 28.

Der gute Mann.

In fünf Aufzügen.*)

Herr Triffel, der gute Mann. Frau Triffel, dessen zweite Frau. Flora, dessen Tochter von der ersten Ehe. Valer, Liebhaber der Flora. Thimant, ein zweiter Liebhaber, von ungestümem Charakter und ehemaliger Liebhaber der Cynthia, welche als eine verkleidete Mannsperson unter dem Namen Phylanders vorkömmt. Lisette, Mädchen der Frau Triffel.

Actus primus. Sc. pr. Lisette. Thimant. Thimant ist unwillig; er bereut es, dem Rate der Lisette gefolgt zu sein, welcher darin bestanden, daß er sich erst bei der Frau Triffel beliebt machen solle, ehe er um die Tochter anhalte, weil sie alles bei ihrem Manne vermöge. Er sagt, er habe die Kokette dadurch verführt, zu glauben, daß er mehr in sie als in ihre Stieftochter verliebt sei. Lisette versichert unterdessen, daß sie ihrer Frau seine eigentlichen Absichten deutlich genug entdeckt habe, obgleich mit einer Wendung, die ihr freilich ihre falsche Meinung nicht ganz werde benommen haben. — Sz. II. Lisette. Thimant. Frau Triffel. Sie kömmt dazu, und Lisette erinnert sie an den gethanen Vorschlag, den Herrn Thimant die Flora heiraten zu lassen, damit er desto öfterer und ungezwungener um sie, die Frau Triffel, sein könnte. Sie antwortet darauf als eine Kokette, die ihre Liebhaber gern mit niemanden teilen möchte, und geht mit einem zweideutigen Bescheide ab. — Sz. III. Lisette. Thimant. Thimant will über die wenige Hoffnung verzweifeln, um so mehr, da er erfahren, daß Valer vielleicht noch heute das Jawort erhalten werde. Er bedauert es endlich, sich überhaupt eingelassen und seine erste Geliebte, die

*) Zuerst gedruckt in: Danzel, Lessing, I.

Cynthia, aufgegeben zu haben. Er habe sich als ein Narr zwischen zwei Stühle gesetzt und werde nun für seine Narrheit büßen. Lisette verspricht ihm, ihr möglichstes zu thun und wenigstens seinen Nebenbuhler bei dem Herrn Triffel verhaßt zu machen, indem sie diesen bereden wolle, daß Valer in seine Frau verliebt sei. Sie schickt den Thimant fort. — Sz. IV. Lisette. Flora. Flora macht der Lisette Vorwürfe, daß sie nur immer dem Herrn Thimant bei ihr das Wort zu reden suche, und versichert sie, daß sie durchaus von ihm als einem Liebhaber nichts wissen wolle, und zwar aus Ursachen, die sie wohl wüßte, die sie aber itzt nicht sagen wollte. Lisette sagt, sie wolle sich gar nicht mehr in ihre Heirat mengen, und geht ab, den Herrn Triffel aufzusuchen. — Sz. V. Flora. Valer. Versicherungen der Treue von beiden Seiten. Gute Hoffnung von Seiten des Vaters und Furcht von Seiten der Stiefmutter. Valer entdeckt ihr seinen Einfall, diese auf eine Art zu beschäftigen, daß sie nur an ihre eigenen Sachen denken könne. Der verstellte Phylander nämlich solle die Rolle mit ihr fortspielen, die er auf dem letzten Balle angefangen habe. — Sz. VI. Phylander. Flora. Valer. Man erfährt, wer dieser Phylander ist. Sie verspricht beiden, alles über sich zu nehmen, und hofft, die Frau Triffel dadurch vollkommen nach ihrem Willen leiten zu können. Sie gehen ab, und Phylander oder Cynthia verspricht, die Frau Triffel recht ernstlich anzugreifen.

Actus secundus. Sc. pr. Triffel und die Frau Triffel. Siehe die vierte Szene des zweiten Aufzugs im Double-dealer. — Sz. II. Die Vorigen. Flora und Valer. Ebendaselbst p. 33. Herr Triffel nimmt die Flora mit weg. — Sz. III. Valer und Frau Triffel. Siehe die fünfte Szene des zweiten Akts. — Sz. IV. Phylander. Frau Triffel. Valer. Phylander, welcher dazu kömmt, hilft der Frau Triffel die Liebe des Valers zu ihr ausreden und versichert, daß, wenn sie lieben ein Verbrechen sei, so habe sich ein ganz anderer als Valer dieses Verbrechens schuldig gemacht. Er selbst nämlich, wobei er seine Liebeserklärung anbringt. Er sagt sachte zu dem Valer, er solle sie beide nur allein lassen, so wolle er die Sache schon wieder aufs reine bringen. — Sz. V. Phylander. Die Frau Triffel. Eine verliebte Szene, in welcher sich die Frau Triffel sehr bloßgibt und in der dasjenige vorkömmt, was in der fünften Szene des dritten Akts erzählt wird, p. 47. — Sz. VI. Herr Triffel.

Phylander. Die Frau Triffel. Herr Triffel beklagt sich, daß seine Tochter nicht von dem Valer ablassen wollte und nur immer ihren Eid vorschütze. Die Frau Triffel gibt ihr recht und redet ihm die Liebe des Valers aus. Siehe die dritte Szene des vierten Akts, p. 61. Sie und Phyl. gehen ab. — Sz. VII. Herr Triffel und Lisette. Lisette schraubt ihn, daß er sich den Argwohn so leicht ausreden lassen. Sie geht mit dem Vorsatz ab, es dem Thimant zu hinterbringen, daß auch diese List nicht glücklich ausgeschlagen sei.

Actus tertius. Sc. pr. Phylander. Sie entdeckt ihre Liebe gegen den Thimant, so ungetreu dieser auch ist. Sie zweifelt an einem glücklichen Ausgang ihrer Rolle und ist ungewiß, ob Thimant auch sie noch lieben werde, wenn er schon von der Flora abgewiesen würde. — Sz. II. Phylander. Herr Triffel. Frau Triffel. Siehe die sechste Szene des dritten Akts, p. 48. — Sz. III. Die Vorigen und ein Bedienter mit einem Briefe. Sieh die siebente Szene des dritten Akts, p. 50. — Sz. IV. Phylander. Herr Triffel. Frau Triffel. Siehe die achte Szene des dritten Akts, p. 50. — Sz. V. Herr Triffel. Thimant. Thimant ist hitzig, weil er von Lisetten erfahren, daß nichts anschlagen wolle. Er wirft dem Triffel das niederträchtige, kriechende Bezeigen gegen seine Frau auf das Bitterste vor und sagt es gerade heraus, daß er das ganze Haus beschimpfen wolle, wenn er seine Absicht nicht erreiche. — Sz. VI. Flora zu den Vorigen. Auch gegen das Frauenzimmer bezeigt er sich noch sehr aufgebracht. Flora aber gibt ihm verschiedene anzügliche Reden wegen seiner verlassenen Liebsten, die ihn vollends erbittern. Er gesteht es, daß ihn ein Korb von der Flora bei weitem nicht so ärgern würde, wenn er nicht dadurch bei seiner ersten Geliebten zu schanden würde. Flora geht ab. — Sz. VII. Triffel und Thimant. Nach einigen Bitterkeiten gehen sie gleichfalls auseinander.

Actus quartus. Sc. pr. Phylander und Frau Triffel. Siehe die zweite Szene des vierten Akts, p. 59. — Sz. II. Phylander. Frau Triffel. Herr Triffel. Herr Triffel kömmt, sich bei seiner Frau über das grobe Bezeigen des Thimant zu beschweren. Siehe die dritte Szene des vierten Akts, p. 61. — Sz. III. Zu ihnen Thimant. Weil Thimant kömmt, geht Herr Triffel ab, um nicht neue Grobheiten von ihm zu hören, und nimmt den Phylander mit. Thimant bleibt mit der Frau Triffel allein, der er ihre

Wahrheit recht derb sagt, worauf er fortgeht. — Sz. IV. Frau Triffel. Sie ist erzürnt gegen den Thimant und will zur Stärkung den Brief des Phylander noch einmal lesen und merkt, daß sie ihn ihrem Mann gegeben hat. — Sz. V. Phylander. Frau Triffel. Sie entdeckt Phylandern diesen Irrtum, und weil sie den Herrn Triffel mit dem Briefe in der Hand kommen sehen, so gehen sie plötzlich ab. Siehe die achte Szene des vierten Akts, p. 68. — Sz. VI. Herr Triffel, der den Brief liest. Siehe die neunte Szene des vierten Akts, p. 68. — Sz. VII. Zu ihm Frau Triffel. Siehe die zehnte Szene ebendaselbst, p. 69. — Sz. VIII. Phylander. Herr Triffel. Siehe die elfte Szene daselbst, p. 70. Der Mann geht ab, die Frau zu versöhnen, Phylander einige Augenblicke danach gleichfalls.

Actus quintus, Sc. pr. Herr Triffel und Frau Triffel. Er stellt sich wieder so zufrieden und entschuldigt sich, so üble Gedanken von ihr gehabt zu haben. Er bittet sie zugleich zum Beweise, daß sie ihm vergebe, um die Einwilligung zu der Verbindung seiner Tochter mit dem Valer. Sie erteilt sie, und er geht ab, wegen der Ehestiftung bei seinem Advokaten alles in Ordnung zu bringen. — Sz. II. Frau Triffel und Phylander. Sie lachen über die Einfalt des Mannes und vertiefen sich so weit, daß sie Phylander umarmt, indem Herr Triffel unversehens wieder zurückkömmt. — Sz. III. Herr Triffel. Frau Triffel. Phylander. Siehe die siebente (?) Szene im vierten Akt, p. 67. — Sz. IV. Zu ihnen Valer und Flora. Ihre Verbindung wird bestätigt, und der Vater hat mit seiner Tochter die Szene, die Sir Paul in der dritten Szene des vierten Akts, p. 61, mit der Cynthia hat. — Sz. V. Zu ihnen Thimant und Lisette. Lisette will ihn nicht hereinlassen. Er wirft ihr vor, um wie viel Geschenke sie ihn durch eine eitle Hoffnung gebracht, und indem er dem Hause sehr bittre Wahrheiten sagt und sich glücklich schätzt, mit einer Familie nicht verwandt zu sein, wo der Vater ein Narr, die Frau eine Buhlschwester und die Tochter ohne Zweifel nichts Bessers sei, bezeigt er seine Reue, Cynthien verlassen zu haben. Phylander gibt sich zu erkennen, und das Stück schließt.

Der Vater ein Affe, der Sohn ein Geck.

In fünf Aufzügen.*)

[1.]

Der Baron von Modisch, ein Stutzer aus der alten Zeit, zärtlich, affektiert, von seiner Person und seinem Geschlechte eingenommen. So alt er ist, so viel Sorgfalt wendet er noch auf seine Schönheit. Er würde um wie viel kein Glas Champagner über sein Gesetztes trinken, aus Furcht, daß ihm ein Blätterchen in seinem Gesichte auffahren möchte. Jede Miene ist bei ihm nach der Tabulatur, und er nimmt sich wohl in acht, sein Gesicht durch das Lachen nicht zu verzerren. Er lacht nie als über seine eigenen Einfälle oder über die Einfälle eines Frauenzimmers. (Siehe den Charakter des Lord Freth im „Double-dealer" und besonders die vierte und fünfte Szene des ersten Akts.)

Der junge Baron von Modisch, ein junger Wildfang nach der neuesten Mode: frech, flatterhaft, zu allen Ausschweifungen geneigt und dabei voll von einer närrischen Meinung von sich selbst, von seiner Schönheit, seinem Witze, seiner Lebensart.

[2.]

Baron von Modisch, ein Stutzer aus der alten Zeit, zärtlich, affektiert u. s. w.

Der junge Baron von Modisch, dessen Sohn, ein Stutzer nach der neuesten Mode, flatterhaft, frech u. s. w.

Herr von Gutherz, ein alter Freund des Barons, welchem er schon seit langer Zeit versprochen hatte, ihre Kinder miteinander zu verbinden.

Fräulein Melissa, dessen Tochter.

Dorant, Liebhaber der Melissa, ein rechtschaffener Mann u. s. w.

Heinrich, Henri, Bedienter des jungen Barons.

Lisette, Mädchen der Melissa.

*) Zuerst gedruckt in: Danzel, Lessing.

Actus primus.

Sz. I. Dorant und Lisette. Ganz früh. Der junge Baron ist des Abends vorher angekommen. Dorant will verzweifeln und schämt sich selbst, von der Liebe so weit gebracht zu sein. Er zeigt ihr den Brief der Melissa, den sie ihm des Tages vorher geschrieben und worin sie über seine ernsthafte Gemütsart spottet. Lisette entschuldiget Melissen. Sie müsse ihrem Vater gehorchen, obgleich dieser der gutherzigste Mann von der Welt sei. Sie hätte sich nicht weigern können, den jungen Baron wenigstens erst zu sehen, eh sie ihn ausschlüge. Sie erzählt ihm die lächerliche Ankunft des jungen Barons und seine ersten Komplimente. Der Charakter des Vaters wird eingeschoben. Noch könne sie nicht sagen, ob Melissa mit dem Sohne zufrieden sei. Wenigstens sei sie sehr früh und verdrießlich aufgestanden. Sie kleide sich bereits an. Sie höre sie kommen. Dorant begibt sich weg. — Sz. II. Melissa. Lisette. Lisette wundert sich, daß Melissa mit ihrem Anputze bereits fertig sei. Sie habe eben kommen und sie ankleiden wollen. „Sie sind zu simpel gekleidet für heute, gnädiges Fräulein. Haben Sie es vergessen, was Sie für eine Eroberung an diesem Tage zu machen haben? Oder glauben Sie sie schon gestern abends gemacht zu haben?" — Melissa will in den Garten gehen, den schönen Morgen zu genießen und ihren Gedanken nachzuhängen. — — Was für Gedanken? — Wenn ein Frauenzimmer keine vor ihrer Vermählung haben will, so weiß ich nicht, wann sie welche haben soll. Lisette will sie wegen des Barons ausforschen, aber Melissa bleibt unergründlich. — Sz. III. Der junge Baron. Melissa. Lisette. Der Baron kömmt auf Melissen zugesprungen: „So früh, schönstes Fräulein?" Sobald er ihr aber in das Gesicht sehen kann und ihre ernsthafte Miene gewahr wird, springt er zurück. Er glaubt, sie nehme es übel, daß er sie zu einer Zeit überrasche, da sie an ihre Schönheit vor dem Nachttische noch nicht die letzte Hand geleget. Er bittet tausendmal um Vergebung und versichert sie, deswegen keinen nachteiligen Eindruck zu befürchten. Sie geht verdrießlich ab. — Sz. IV. Der junge Baron. Lisette. Er will auf einem ziemlich freien Fuß mit ihr konversieren. Das deutsche Frauenzimmer von Stande sei noch viel zu gezwungen, und ein Galanthomme könne kaum bei einem Kammermädchen à son aise sein.

Die beiderseitige Ueberredung.

Ein Schäferspiel.*)

Erster Aufzug.

1. Auftritt.

Thestylis. Sylvia.

Sie begegnen sich beide sehr früh. Thestylis ist von ihrem Liebhaber bestellt, und Sylvien lockt die Schönheit der Natur so früh heraus. Jene fängt an, die Liebe zu preisen, und diese die Sprödigkeit. Es gelingt beiden, daß die eine die andere überredet. Die verliebte Thestylis wird geneigt, spröde zu werden, und die spröde Sylvie wird geneigt, zu lieben. Sylvie verläßt ihre Gespielin nachdenkend.

---

2. Auftritt.

Thestylis (allein).

Sie bestärkt sich in ihrem Vorsatze, spröde zu sein. Sie macht sich mancherlei Einbildungen, durch eine allzu offenherzige Liebe ihrem Schäfer, dem Damon, Anlaß zur Kaltsinnigkeit gegeben zu haben. Sein jetziges Verweilen selbst bringt sie auf den Verdacht, daß er sie nicht mehr so feurig liebe als anfangs, da er ihre Zuneigung noch nicht kannte.

---

3. Auftritt.

Thestylis. Damon.

Er kömmt. „Bist du schon da, liebste Schäferin?“ „Ja,“ sagt Thestylis, „aber nicht für dich.“ Sie thut auf einmal so

---

*) Zuerst gedruckt in der Lachmannschen Ausgabe von Lessings Werken.

unbekannt, daß Damon erstaunt. Endlich glaubt er, sie scherze, um ihn für das Verzögern zu strafen, wovon er so gut als möglich Ursachen angibt. Sie wird spöttisch und geht fort. Damon ihr nach, sie zu besänftigen.

Erster Zwischenraum.

Der Tanz eines Satyrs, welcher dem abgehenden Paare spöttische Mienen nachmacht, als ob er sich über ihren Zwist erfreute.

Zweiter Aufzug.

1. Auftritt.

Sylvia.

Erster Aufzug.

1. Auftritt.

Thestylis. Sylvia.

Thestylis.

Wie, Sylvia, so früh?

Sylvia.

Wie, Thestylis? Auch du
Verschmähst für jungen Tau die süße Morgenruh?

Thestylis.

Wann uns die Liebe weckt, so ist kein Schlaf so süße,
Der nicht auf ihr Gebot die Augen fliehen müsse.
Wahr ist's, daß auch der Schlaf durch manchen Traum erfreut,
Doch lieber als der Traum ist mir die Wirklichkeit.
Ich eilte, meinen Freund an diesem Quell zu treffen:
Er hat mich her bestellt und wird mich doch nicht äffen?
In seinem Arme sei der junge Tag verscherzt!
Wer weiß, wie bald ihn uns ein Ungewitter schwärzt.
Dann jagt uns Sturm und Blitz in die betrübten Hütten,
Wo Lieb' und Lachen fehlt, von Müttern nicht gelitten.

Allein was treibt denn dich so zeitig auf die Flur?
Gewiß die Liebe nicht.

Sylvia.

Die Schönheit der Natur.

Thestylis.

Ja, ja, sie ist sehr schön. Allein man sieht sie immer,
Und was man immer sieht, verlieret seinen Schimmer.

Sylvia.

Du bist sehr ungerecht, doch wie Verliebte sind:
Sie macht ihr Gegenstand für alles andre blind.
Ach, welche Thorheit ist's, sein Herz der Lieb' ergeben
Und, allem abgelebt, für sie allein nur leben!
Euch lacht und lebt kein Lenz; euch glüht kein Morgenrot;
Für euch sind Flur und Wald und Thal und Echo tot;
Euch streut ein dichter Baum umsonst die kühlen Schatten.

Samuel Henzi.

Ein Trauerspiel.

Erster Aufzug.

1. Auftritt.

Henzi. Wernier.

Henzi (kömmt in tiefen Gedanken und wendet sich plötzlich um).
Wer folgt mir? Liebster Freund, bist du's? — Wen suchst du?
— — Mich?
Du folgst mir nach? — — Warum?

Wernier.

Und warum wundert's dich?
Hat mich nicht Henzi stets mit offnem Arm empfangen?
Nur jetzo fragt er mich, was ich ihm nachgegangen?
Ich sah erstaunt, daß er so früh aufs Rathaus ging,
Sich mit sich selbst besprach, das Haupt zur Erde hing;
Ich sah, daß Zorn und Gram so Blick als Schritt verrieten,
Ob sie der Neugier gleich sich zu entfliehn bemühten.
Der Anblick drang ans Herz — — Was quält den edlen Geist?
Ich floh ihm nach und seh' — —

Henzi.

Was?

Wernier.

Daß es ihm verdreußt.
Ach! bin ich nicht mehr wert, sein Unglück mit zu tragen?
Ist er nicht Freunds genug, mir's ungefragt zu sagen?
Hab' ich's an ihm verdient, daß er so grausam ist
Und mir den süßen Weg zu gleichem Gram verschließt?
Bedenke, wie wir da uns brüderlich umfaßten,
Als wir, zu patriot'sch, die Hassenswerten haßten,
Als unterdrücktes Recht, als unser Vaterland

Den zu bescheidnen Mund kühn, doch umsonst entband.
Bern seufzet noch wie vor. Die Helden sind vertrieben;
Doch ist ihr bester Teil in dir zurückgeblieben.
Bern sieht allein auf dich. Bern hofft allein von dir
Freiheit und Rach' und Wohl. Drum, Henzi, gönne mir
Das unermeßne Glück, wenn dich die Nachwelt nennet,
Daß sie mich als den Freund von ihrem Schutzgott kennet!
Wie aber? — — Schweigst du noch? — — Du siehst mich
traurig an?
O, daß mein schwacher Geist dich nicht erraten kann!
O, könnt' ich göttlich itzt in deine Seele blicken
Und, was du mir verhehlst, dir unbewußt entrücken!
O, stünde mir dein Geist so frei wie dein Gesicht,
Und schlöss' ich dann daraus, was jede Miene spricht!
Ich gäbe, könnt' es sein, dein Mißtraun zu bestrafen,
Mein Leben zehnmal hin, dir Ruhe zu verschaffen.
Zu meiner Rache dann erführst du nimmermehr,
Wer dir den Dienst gethan, daß ich, dein Freund, es wär'.
Ja, Henzi, könntest du dich nicht erkenntlich zeigen,
Ich weiß, es schmerzte dich, wie mich dein Stilleschweigen.
Erwäge, gestern schon wichst du mir listig aus
Und flohst, mich nicht zu sehn — — o Gott! — — in
Dücrets Haus.
So mußte Dücrets Haus dich von dem Freund befreien?
So hattest du mich mehr als dieses Haus zu scheuen?
Des Scheusals unsres Staats? Warum nahm Bern ihn ein?
Wird ihm Bern heiliger als Genf und Frankreich sein?
Doch — — du kehrst dich von mir? Du willst mich — —
auch nicht sehen.
Freund! — — Henzi! — — noch umsonst? — — Henzi!
Vergebnes Flehen?
Sprich! Sage, was dich quält! Warum beschwer' ich dich?
Was suchst du hier so früh? Wie? Du verlässest mich?
Wie? Soll ich dich etwan — — soll ich dich knieend bitten? — —

Henzi.

O Gott! o welcher Kampf! Was hat mein Herz gelitten!
O Freund, dein edler Geist ist größres Glücke wert,
Als daß zu seiner Pein er meine Pein erfährt.
Was nutzt mir's, daß mein Freund mit mir gefällig weine?
Nichts, als daß ich in ihm mir zweifach elend scheine.
Frei, fröhlich, ungequält hab' ich dir sonst gedeucht;

Denn sich verstellen, ist bei kleinen Uebeln leicht.
Warum hast du in mich itzt tiefer blicken müssen
Und mir der Freudigkeit erborgte Larv' entrissen?
O, wär' es selbst vor mir, wornach du fragst, versteckt!
Liebt' ich dich weniger, hätt' ich dir mehr entdeckt.
Du weißt es Zeit genug, wenn du es dann wirst wissen,
Wann wir, steht Gott uns bei, die Frucht davon genießen.
O Bern! o Vaterland! — — — doch schon zu viel gesagt!
Freund, habe nichts gehört! — — Freund, habe nichts gefragt!
Noch warte, bis der Tag — — nur dieser Tag vergangen,
Und morgen, liebster Freund — —

Wernier.

Wär' ich für Gram vergangen.
O Bern? O Vaterland? Ja, ja, dein großer Geist,
Für Bern erzeugt, weiß nicht, was mindre Sorge heißt.
Wie selig, Henzi, ist's, fürs Vaterland sich grämen
Und sein verlaßnes Wohl freiwillig auf sich nehmen!
Doch sei nicht ungerecht und glaube, daß in mir
Auch Schweizerblut noch fließt und wirket wie in dir!
Teil' deine Last mit mir! Kann ich gleich minder fassen,
So kann ich doch wie du für Bern mein Leben lassen.
Nicht morgen, heute noch eröffne mir die Bahn,
Worauf ich unter dir Bern und dich rächen kann!

Henzi.

O, sage nichts von mir! Enterbt von Amt und Ehre,
Ertrüg' ich mein Geschick, wann's einzig meines wäre.
Wär' jedes Amt im Staat mit einem Mann bestellt,
Der dienen kann und will, ich spräch' als jener Held:
Glückselig Vaterland, du kannst mich nicht versorgen,
Der Helden sind zu viel! und bliebe gern verborgen.
Allein, wann Eigennutz den kühnen Rat belebt,
Und wann den Grund des Staats die Herrschsucht untergräbt;
Wann, die das Volk gewählt zu seiner Freiheit Stützen,
Den anvertrauten Rang gleich strengen Zeptern nützen;
Wann Freundschaft statt Verdienst, wann Blut für Würde gilt;
Wann der gemeine Schatz des Geizes Beutel füllt;
Wann man des Staates Flehn, der sie aus Gunst erkoren,
Der nur aus Nachsicht fleht, empfängt mit tauben Ohren;
Wann, wer der Freiheit sich das Wort zu reden traut,
Zum Lohn für seine Müh' ein schimpflich Elend baut;
Freiheit! wann uns von dir, du aller Tugend Same,

Du aller Laster Gift, nichts bleibet als der Name,
Und dann mein weichlich Herz gerechten Zorn nicht hört:
So bin ich meines Bluts — — ich bin des Tags nicht wert.

Wernier.

Jetzt red'te Henzi! Freund, ich fühl' es, was er sagte.
O, wer gleich Bruto denkt, sich auch gleich Bruto wagte!
Freund, du verstehst mich schon. Doch, sieh hier meine Faust!
Gönn' ihr den süßen Stoß, wann du vor Blut dich graust!
Glaub' mir, noch heute kann ich hundert Brüder finden,
Wann du — — wann Henzi nur sich will mit uns verbinden.
Du weißt, was jetzt den Rat mit bangem Warten quält.
Vielleicht, daß dieser Streich geschwind und glücklich fällt.
Vielleicht, daß das Geschick, das noch den Wütrich stützet,
Zum Wohl des Vaterlands verschworne Helden schützet.
Denn noch ist nichts entdeckt, als was ein dunkles Blatt
Von Mannschaft und Gewehr kaum halb verraten hat.
Sobald man Freiheit! Bern! als ihre Lösung höret,
Muß ich der erste sein, der das Geschrei vermehret.
O, hört' ich's heute noch! Und Henzi rief' mit mir!
Und Bern wär' heut noch frei, und frei gehorcht' es dir!
Warum kenn' ich sie nicht und trage gleiche Bürde,
Daß mir des Staates Wohl wie ihnen sauer würde,
Daß ich auch einst mit Ruhm zu'n Kindern sagen kann:
„So sauer ward es mir! mein Leben wagt' ich dran,
Daß ich euch, mein Geschlecht, als Freie könnte küssen.
Seid stark und laßt dies Glück auch euer Kind genießen!"

Henzi.

Du willst sie kennen?

Wernier.

Ja.

Henzi.

So kenn' sie dann in mir!

Wernier.

O, red'te Henzi wahr!

Henzi.

Kenn' sie in mir!

Wernier.

In dir?
Und hast mir nichts gesagt? Mußt' ich in deinen Augen
Der Freiheit sonst zu nichts, als sie zu wünschen, taugen?

Freund, ungerechter Freund! — — Doch ich vergess' es schon,
Du hast mir's noch entdeckt. Freund, hier nimm deinen Lohn!

(Er umarmt ihn.)

Doch eile, lehre mich, wer, wo sind deine Glieder?
Sind sie des Hauptes wert? Sind's meiner würd'ge Brüder?
Wie weit ist's? Ist ihr Zweck mehr, als Bern zu befrein?
Doch, du regierst das Werk, wie kann's zu tadeln sein?
Vergib dem ekeln Stolz, der gern nichts wagen möchte,
Als was ihm Ruhm und Bern die alte Hoheit brächte!

Henzi.

Besorge nichts, auch uns ist nicht die Ehre feil.
Auch unser Endzweck ist nichts Schlechters als Berns Heil.
Der Gott des Vaterlands, der unsern Schwur vernommen,
Von dem, von dem allein uns Glück und Sieg muß kommen,
Der dreimal mächt'ge Gott straf' uns und unser Kind,
Wenn sein allsehend Aug' uns eigennützig findt;
Wann wir die Tyrannei nur darum rächen wollen,
Daß unsre Brüder sie in uns vertauschen sollen;
Wann nach vollbrachter That — — doch so weit komm' es nie,
Sind wir so rasend frech, dann mehr zu sein als sie.
Fuetter, Richard, Wyß, die ehrenvollen Namen,
Der unverfälschte Rest vom freien Schweizersamen,
Die weder Stand noch Glück zum Pöbel niederdrückt,
Den Freiheit kaum so lang, als sie neu ist, entzückt,
Die sind's und andre mehr, die heut im Rat es wagen,
Den ungerechten Dienst ihm drohend aufzusagen.
Sieh, darum bin ich hier. Ich führ' für sie das Wort — —

Wernier.

Und morgen zieht ihr dann aus Bern vertrieben fort.
Wie? mehr vermögt ihr nicht? Ohnmächtiges Beschwören!
Euch, nur im Drohen stark, wird keine Otter hören!
Ja, führe nur das Wort! donnre wie Cicero!
Du weißt es, wie er starb, vielleicht stirbst du auch so.
Den Wütrichen das Recht keck unter Augen setzen,
Gibt unglücksel'gen Stoff, daß sie's nur mehr verletzen.
Besinn dich, wie es ging, nun ist's das fünfte Jahr — —
Nein, wenn der Nachdruck fehlt, so unterlaßt's nur gar!

Henzi.

Auch diesen haben wir. Bewehrt zum nahen Streite,
Steht uns bei Tausenden das Landvolk treu zur Seite.
Fuetter wacht am Thor und läßt es heut noch ein;

Denn länger als den Tag soll Bern nicht dienstbar sein.
Ich selbst kann tausend Mann mit Flint' und Schwert bewehren,
Die bei dem ersten Sturm sich mutig zu uns kehren.
Und zweifelst du, wann uns der Ausbruch nur gelingt,
Daß nicht Berns bester Teil zu unsrer Fahne dringt?
Doch alles wird man eh als dieses Aeußre wagen.
Den Fleck des Bürgerbluts kann kein Schwert rühmlich tragen.
Drum wollte Gott, der Rat vernähm' uns heute noch —
Denn heute noch ist's Zeit — und linderte sein Joch
Und gönnte sich den Ruhm, der keinen König zieret,
Daß er ein freies Volk durch freie Wahl regieret.
Dies macht Regenten groß, kein angemaßtes Recht,
Kein menschenähnlich Heer, von Gott verdammt zum Knecht.
Freund, kann es möglich sein, daß die sich glücklich schätzen,
Die unverschämt sich selbst an Gottes Stelle setzen?
Daß der vor Scham nicht stirbt, der überzeugt kann sein,
Kein Herz räumt ihm die Ehr', die er sich raubet, ein?

Wernier.

So weit denkt kein Tyrann. Er schätzt sich gnug verehret,
Wann sich ein scheuer Blick vor ihm zur Erde kehret.
Doch welche Lust, o Freund, erfüllt mein bebend Herz,
Empfindbar dem allein, der mit gerechtem Schmerz
Für Bern in Thränen floß und flehte Gottes Rechte,
Daß sie uns einen Held zum Rächer rüsten möchte!
Hier steht er dann in dir. Aus Ehrfurcht nenn' ich dich
Nun nicht mehr meinen Freund.

Henzi.

Freund, so beschämst du mich?

Wernier.

Nun wohl, komm, eile dann, den Helden mich zu zeigen!
Wo sind sie? — Komm! — Du bleibst? — Du schweigst? —
Was sagt das Schweigen?

Henzi.

Freund, dies verlange nicht!

Wernier.

Wie? Komm doch! Soll ich nun
Den Schwur, den sie gethan, nicht dir und ihnen thun?

Henzi.

Ich trau' dir ohne Schwur.

Wernier.

Allein ich will sie sehen.

Henzi.

Du wirst, wenn du sie siehst, erzürnt von ihnen gehen.

Wernier.

Fuetter, Richard, Wyß — — die sollten's, sprachst du, sein.
Sind sie es nicht?

Henzi.

Sie sind's, doch sind sie's nicht allein.
Es hat ein Ungeheu'r sich unter uns gedrungen,
Der flücht'ge Rottengeist, verflucht von tausend Zungen.
Und nach Verdienst verflucht; den nicht die Sorg' um Staat,
Den Rach' und Grausamkeit uns zugeführet hat;
Der die Tyrannen haßt, nur um Blut zu vergießen,
Und den, o hart Geschick! wir doch erhalten müssen.
Sieh, das macht meinen Gram. Ich scheu' den tollen Geist,
Der uns vielleicht mit sich in sein Verderben reißt.

Wernier.

Wer ist's?

Henzi.

Er, der, wohin er kam, die Ruhe störte,
Der jüngst mit frecher Stirn dein Kind zur Eh' begehrte.

Wernier.

Wer? Dücret?

Henzi.

Eben der.

Wernier.

Der ehrenlose Mann?
Was geht Fremdlingen Bern und unsre Freiheit an?
O, speit ihn aus von euch, daß er die beste Sache,
Die besten Bürger nicht durch sich verdächtig mache!
O, speit ihn aus von euch! Nehmt mich an seine Statt,
Der mindre Bosheit zwar, doch gleiche Kühnheit hat!
Wer wird sich lieber nicht zur Sklaverei bequemen,
Wenn er die Freiheit soll von Dücrets Händen nehmen?
O, heute stoßt ihn noch — —

Henzi.

Und so verlangst du wohl,
Daß er uns heute noch mit Bern verraten soll?
Sonst wär' es längst geschehn — —

Wernier.

O, dem ist vorzubeugen.
Mein Arm lehrt ihn geschwind ein ewig Stilleschweigen.

Henzi.

Nur gleich getötet! Freund, wenn wir selbst uneins sind — —
Doch, hör' ich recht? Er kömmt! Verlaß mich! Geh! Geschwind!
Ich hab' ihn her bestellt. Ich will dich wiederfinden.
Geh! und laß deinen Zorn die Klugheit überwinden!

Anderer Auftritt.

Henzi. Dücret.

Henzi.

Er hat ihn doch gesehn.

Dücret.

Ha! Alles steht uns bei.
Hat Henzi Mut genug, so sind wir morgen frei.

Henzi.

Ein Geist wie du hat stets die Vorsicht ausgeschlagen.
Was wüßtest du auch mehr, als tollkühn dich zu wagen?
An Mute fehlt mir's nicht. Doch an Bedacht fehlt's dir.

Dücret.

O, an Bedacht! Doch sprich, war Wernier nicht hier?
Vertraust du dich dem auch?

Henzi.

Kann ich mich dir vertrauen,
So kann ich doch wohl auch auf einen Berner bauen.

Dücret.

Trau, Henzi, traue nur, bis du verraten bist!
Was hilft's, ein Berner sein, wenn man ein Sklave ist?
Ich kenn' ihn mehr als du. Er ist dem Rat gewogen,
Sonst hätt' er längst mit mir ein festes Band vollzogen.
Warum nimmt er mich nicht zu seinem Tochtermann?
Weil er den Feind des Rats in mir nicht lieben kann.
Denn so klein bin ich nicht, daß eine tolle Liebe
Den Haß der Tyrannei aus meiner Brust vertriebe.
Er hebt vielleicht sein Kind für einen Ratsherrn auf — —

Henzi.

O, laß der frechen Zung' nicht allzusehr den Lauf!
Scheu mich in ihm! Er ist mein Freund!

Dücret.

Das kann man hören,
Die Wahrheit würdst du mir sonst nicht zu sagen wehren.

Henzi.

Er haßt den Rat und dich. Nur haßt er dich noch mehr.
Doch schweig davon — — Kommt bald Wyß und Fuetter her?
Ich habe vieles noch mit ihnen zu beschließen — —

Dücret.

So wird auch dieser Tag wohl ungebraucht verfließen.
Es ist gnug überlegt. Wag', was man wagen muß,
Und kröne durch die That des langen Zauderns Schluß!
Komm mit mir aus der Stadt, das Landvolk zu verstärken,
Und zeige dich die Nacht mit blut'gen Wunderwerken:
Erschrecke, morde, brenn', vertilge Kind und Haus
Und lösch' mit Feu'r und Schwert Berns Schimpf und Knechtschaft aus!
Du schütterst? — — Feiger Mann — —

Henzi.

Nur feig zu Grausamkeiten.
Geh, Untier, deine Wut soll mich vom Recht nicht leiten!
Weißt du, ob Gott nicht selbst an unsre Freiheit denkt,
Er, der der Großen Herz wie Wasserbäche lenkt,
Daß sich der harte Rat auf unser Flehn erweichet
Und dann am größten wird, wann er dem Bürger gleichet?
Verdienen sie den Tod, so hat Gott seinen Blitz.

Dücret.

Auf so was Kleines sieht er nicht vom hohen Sitz.
Er hat, von Sorgen frei, Tyrannen zu bestrafen,
Empfindlichkeit und Wut und Stahl und Faust erschaffen.

Henzi.

Schweig, Lästrer! Ich erweis' an dir sonst mit der That,
Warum er, was du nennst, allein erschaffen hat.
Bist du nicht hassenswert?

Dücret.

Nun wohl, man mag mich hassen,
Darf sich mein freier Geist nur nicht gebieten lassen.
Ich bin schadlos genug. Sei du die Lust der Welt
Und dien', gerechter Mann, so lang es dir gefällt!

Henzi.

Fein höhnisch! Dienst du nicht, wenn du den Lastern dienest?

Dücret.

Wie lehrreich! Dienst du nicht, wenn du dich nicht erkühnest?
Was soll dir dann die Macht?

Henzi.

Durch sie Bern zu befrein,
Den Rat zu nötigen, groß und gerecht zu sein.
Er bleibe, was er ist, wann er uns nicht mehr drücket,
Wann Dienst und Regiment zum gleichen Teil beglücket,
Wann er als seinen Herrn erkennt das Vaterland
Und ist nur, was er ist, des Volkes Mund und Hand.
Wie gern wird Bern alsdann in ihm sich selber lieben — —

Dücret.

Und er die Tyrannei nur etwas feiner üben.
Du hast Verstand genug zu einem Rädelsmann,
Doch Tugend allzuviel.

Henzi.

Die man nie haben kann.

Dücret.

Wer ist je ohne Blut der Freiheit Rächer worden?
Wer sich zu dienen scheut, der scheu' sich nicht, zu morden!
Die Not heißt alles gut. Sie hebt das Laster auf,
Und bald wird's Tugend sein, folgt Glück und Sieg nur drauf.
Wer Unkraut tilgen will, darf der die Wurzel schonen?
Sie wird die güt'ge Hand mit neuer Mühe lohnen.
Drum soll die Nachwelt auch durch uns geborgen sein,
Und wollen wir in uns auch unser Kind befrein,
So muß die Tyrannei und der Tyrann erliegen;
Denn nur durch dessen Tod ist jene zu besiegen.
So denkt Fuetter, Wyß, so denkt Richard und ich,
Und deine Gütigkeit scheint allen hinderlich.
Sieh, Henzi, dieses Blatt läßt dir die Namen wissen,
Die alle diese Nacht durch uns erkalten müssen.
Nimm! Lies es! Folget mir, geht heute nicht in Rat,
Weil er ohndem Verdacht, obgleich auf uns nicht, hat.
Lies nur, doch laß dich nicht der Namen Menge schrecken!
Ihr schneller Tod wird uns die Freiheit auferwecken.
Was wagt man — —

Henzi (liest).

Steiger? Wie? Der soll der erste sein?
Der Redlichste des Rats? Das geh' ich nimmer ein.
Soll das gerechte Haupt der Glieder Frevel büßen?
Ihn hat Freundschaft und Blut dem Vaterland entrissen.
Er kann Berns Vater sein. Bern seufzet noch um ihn.
Drum laß uns ihn dem Schimpf, sein Herr zu sein, entziehn,

Dücret.

Wohl! durch den Tod.

Henzi (zerreißt das Blatt).

Da nimm die unglücksel'ge Rolle
Und sage deiner Brut — —

Dücret.

Daß Henzi dienen wolle?
Daß ihm des Feindes Blut wie seines kostbar ist?
Daß er des Staates Wohl um Steigers Wohl vergißt?

Henzi.

Ja, Rasender! (Geht zornig ab.)

---

3. Auftritt.

Dücret.

Er geht? Henzi! Henzi! Verräter!
Ha! Deiner Weichlichkeit schein' ich ein Missethäter?
Wer? Steiger? Steiger findt an Henzi seinen Freund?
Er soll dem Tod entfliehn? Er? Mein geschworner Feind?
Aus Rache gegen ihn hat Dücret sich verschworen — —
Und sollt' er Henzis Brust mit ihm zugleich durchbohren — —
Die Rache sei vollführt! Und weh dem Hindernis!
Ha, Steiger! nur Geduld! die Rach' ist allzusüß! (Geht ab.)

Anderer Aufzug.

1. Auftritt.

Dücret. Fuetter. Richard. Wyß.

Dücret.

Kommt, Freunde! Uns vereint gemeinschaftliche Rache.
Kämpft, wenn ihr kämpft, für Bern, doch auch für eure Sache!
Der Tag ist endlich da. Und — — wär' er schon vorbei!
Und stürzte Nacht und Tod die lange Tyrannei!
Ich seh' gerechte Scham durch eure Wangen dringen.
Doch, kann die Scham allein die Freiheit wiederbringen?
(Fuetter sieht ihn zornig an.)
So! zeiget allgemach des Zornes edle Spur!

Fuetter.

Schweig! diesen edlen Zorn reizt deine Frechheit nur.
Wahr ist's, wir schämen uns der ungeerbten Ketten,
Doch schämen wir uns mehr, mit Schimpf uns zu erretten.
Des unterdrückten Staats großmüt'ge Rächer sein,
Sich für das Vaterland und nicht für sich befrein,
Verwegne Richter nur, nicht das Gericht abschaffen,
Den Mißbrauch ihres Amts und nicht ihr Amt zu strafen,
Ist ein zu heilig Werk, als daß ein Geist wie du,
Voll Rach' und Eigennutz, ein Feind gemeiner Ruh',
Ein Fremdling, der sich uns nur schrecklich sucht zu machen,
Es würdig unternähm' —

Dücret.

Dein Stolz ist zu verlachen.
Denn gleichwohl braucht ihr mich.

Fuetter.

So braucht ein Arzt das Gift,
Das außer seiner Hand nur häm'sche Morde stift.

Dücret.

Das Gleichnis ist gewählt! Auch Henzi würd' es loben,
Der nur von Tugend träumt und läßt Tyrannen toben.
Doch lieber sprich mit Ernst als oratorisch schön,
Den Helden minder gleich, die auf der Bühne stehn
Und auf des Sittenspruchs geborgte Stelzen steigen,
Dem Volk die Tugenden im falschen Licht zu zeigen.
Sprich ungekünstelt! Sprich! Was habt ihr bis anitzt
Der Freiheit eures Berns, auf das ihr trotzt, genützt?
Hab' ich das Schwerste nicht stets auf mich nehmen müssen?
Denn ihr könnt weiter nichts, als raten, zweifeln, schließen,
So tugendhaft ihr seid, so durstig nach der Ehr';
Und eine Heldenthat erfordert etwas mehr.
Hab' ich das Landvolk nicht zu unserm Zweck verlenket?
Hat euch nicht meine List manch mächtig Glied geschenket?
Vielleicht wär' euer Mut zwar ohne mich gleich groß,
Doch wär' er ohne mich zum mindsten waffenlos.
Zur Kühnheit in der Brust gehört auch Stahl in Händen,
Was dem entflieht, muß dann ein donnernd Rohr vollenden.
Geht! schickt den kühnsten Held ohn' dieses in den Streit:
Die Feigheit zielt; er fällt. O weibisch tapfre Zeit!
Jedoch, was brauch' ich viel zu meinem Ruhm zu sagen?
Wer seine Thaten rühmt, will keine größern wagen.

Nur darum seht ihr mich mit neid'schem Hochmut an,
Daß ich kein Bürger bin, doch mehr als er gethan.
Ein großes Herz muß sich an keinen Undank kehren.
Beschimpfet ihr mich gleich und wünscht mich zu entbehren
Und nennt mich eures Ruhms gewisses Hindernis,
Die Strafe wär' zu hart, wann Dücret euch verließ'.
Er kennet seinen Wert. O, möchtet ihr ihn kennen
Und ihm der Treue Lohn, euch zu erretten, gönnen!
Für alle seine Müh', für alle die Gefahr
Verlangt er statt des Danks, man stell' ihn größrer dar.
Für Bern und seinen Schwur wünscht er Glück, Blut und Leben,
Ja, dem dies alles weicht, die Tugend aufzugeben.
Sie, die nur allzuoft den ihr geweihten Geist
Von großen Thaten ab zu kleinen Skrupeln reißt;
Die selten Helden schafft, doch öfters sie erstickef,
Noch eh der kühnen Faust ein nützlich Laster glücket;
Die sich für Blut entsetzt, auch wann es büßend fließt,
Und der ein Heldenmord die größte Schandthat ist:
Die opfr' ich für euch auf. Was ihr abscheulich schätzet,
Das überlaßt nur mir, der sich für nichts entsetzet!
Folgt mir! Geht nicht in Rat und spart euch auf die Nacht,
Eh das verlangte Recht euch ihm verdächtig macht!
Was sollen Recht und Flehn bei einem Wütrich nützen,
Der seine Laster muß mit neuen Lastern stützen?
Gnug, daß er unbereut, zum Sterben unbeschickt,
Sein Unrecht und den Tod in einem Nu erblickt.

Wyß.

Wahr ist's, wir sind der Welt ein strafend Beispiel schuldig.
Man dient schon halb mit Recht, murrt man bloß ungeduldig,
Wagt sich die feige Faust selbst an den Fessel nicht,
Der, wann er brechen soll, mit Blut gebeizt nur bricht.
Laßt, Freunde, länger nicht euch einen Fremdling treiben
Und in des Mietlings Hand des Staates Wohlfahrt bleiben!
Sein Beispiel schimpfet uns — —

Dücret.

Zwar ist der Schimpf sehr klein,
Doch möcht' er euch ein Sporn, mich so zu schimpfen, sein!

Richard.

Schweig, Dücret! Gnug, wir sind aus unserm Schlaf erwachet.
Zorn, Rach' und Wut entbrennt. Du hast sie angefachet.
Dein Ruhm ist Neides wert, und dieser gnüge dir!

Des Werkes schwerern Teil, den übernehmen wir.
Von uns, von uns nur will sich Bern befreien lassen.
Steh ab! Es möchte dich statt alles Dankes hassen.
Wir sind uns selbst genug. Es zeige diese Nacht,
Ob uns die Tugend nur zu feigen Bürgern macht,
Ob sie das Rachschwert nie in fromme Hände fasset,
Ob sie des Wütrichs flucht und seinen Tod doch hasset!
Ihr wißt es, Blut und Glück verbindet mich dem Rat.
Doch Blut und Glück gehört zu allererst dem Staat.
Sein Wink, sein Wohl sei uns die heiligste der Pflichten,
Und soll man Faust und Stahl auf einen Vater richten.
Umsonst hegt ein Tyrann mit mir verwandtes Blut,
Ich thue das an ihm, was er am Staate thut;
Er unterdrückt sein Recht, ich will sein Blut verspritzen.
Flieht von entheiligten, sonst frommen Richtersitzen!
Kommt, Wyß, Fuetter, kommt!

Fuetter.

Wohin, erhitztes Paar?

Richard.

Wohin die Freiheit ruft, in rühmliche Gefahr.
Kommt, lasset nur den Rat noch heute sicher wüten,
Des künft'gen Morgens Glück soll alles froh vergüten.

Fuetter.

Hat Dücret doch gesiegt? Und werdet ihr ihm gleich?
Pflanzt er durch grobe List auch seine Wut in euch?
Ihr seid des Haupts nicht wert, das uns der Himmel schenket,
Das nur auf Freiheit sinnt, da ihr nur Rache denket.
Euch kennet Henzi nicht, und euch verkenn' auch ich.
Nennt mich nicht euer Glied! dies Bündnis schimpfte mich.
Geht! raset, mordet nur und stürzet eure Brüder,
Sind es Tyrannen gleich, mitsamt dem Staate nieder!
Doch wißt, ich werd' es sein, der euch dem Rat entdeckt
Und eurer blinden Wut gewißre Grenzen steckt.
Der Staat versprach in euch sich edle freie Bürger
Und findet im voraus leichtsinn'ge Brüderwürger?
Welch Bubenstück, hebt ihr die Freiheit also an,
Ist schrecklich gnug, das er von euch nicht fürchten kann?
Nein, ewig drücke den der Knechtschaft Schand' und Bürde,
Der seine Freiheit nur zu Lastern brauchen würde!
O Freiheit, welcher Schimpf! o Henzi, welche Qual
Steht deiner Tugend vor — —

Dücret.

Spar' auf ein andermal
Sein unschmackhaftes Lob! Vielleicht wird's bald geschehn,
Daß ihr ihn unverlarvt, wie ich ihn sah, könnt sehn.
Geschicht es nicht zu spät, so dankt es einzig mir!
Du drohst uns mit Verrat, doch — — zittre selbst dafür!
Vielleicht — — ich zweifle nicht — — Wir sind wohl schon verraten.

Fuetter.

Ha! Einem Dücret träumt von lauter Missethaten.
Geh nur, steck' andere mit deinem Mißtraun an!
Wer thäte so was? — — Doch, vielleicht hast du's gethan?
Du nur — —

Dücret.

Ist das mein Dank, wann ich euch hinterbringe,
Daß Steiger selbst vielleicht in Eur Geheimnis dringe?
Daß ein treuloses Glied den schweren Schwur verlacht
Und Mitgenossen sich, die ihr nicht kennet, macht;
Daß es mit jedermann den großen Vorsatz teilet,
Der schon von Haus zu Haus, von Ohr zu Ohren eilet;
Daß es der Strafe trotzt, die es auf den Verrat
Mit euch selbst festgesetzt, mit euch beschworen hat.

Richard.

Er trotzt der Strafe! Wie? Wer ist's? Du mußt ihn nennen.
Es soll nur eines sein, ihn töten und ihn kennen.
Er soll dem Himmel eh als unsrer Straf' entfliehn.
Wer ist es?

Fuetter.

Wer?

Wyß.

Wer ist's?

Dücret.

Hier kömmt er! strafet ihn!

(Geht ab.)

Anderer Auftritt.

Henzi. Fuetter. Richard. Wyß.

Henzi.

Bin ich noch euer Freund? — — Bestürzt euch diese Frage,
So gönnt mir, daß ich euch als Freund die Wahrheit sage!
Der große Tag ist da, der Bern und euer Wohl
Mit Bitten oder Macht stets billig richten soll.

Doch wünsch' ich, blieb' er nur so lange noch entfernet,
Bis ihr, was Tugend sei, was eure Pflicht, gelernet!
Noch kennt ihr beides nicht. Und wünschet, frei zu sein?
Wißt, Pflicht und Tugend nur muß dieses Glück verleihn.
Ein Lasterhafter kann zwar ohne Herrscher leben,
Stolz ohne Ketten gehn, vor keinem Richtstuhl beben;
Doch alles dieses ist der Freiheit kleinster Teil.
Nur gleichgeteilte Sorg' um das gemeine Heil,
Nur fromme Sicherheit, rechtschaffen ungezwungen,
Nicht unbelohnt zu sein und nie zur Lehr' gedrungen,
Der Wahrheit, die man fühlt, nicht die der Priester sehn
Und für uns sehen will, freimütig nachzugehn,
Nur unverfälschtes Recht, wenn ärmre Bürger bitten,
Nur ungestörte Wahl gleichgült'ger Mod' und Sitten,
Nur unbeschimpfte Müh', die nicht statt Lohns Genuß
Der Großen faulen Bauch mit sich ernähren muß,
Nur schmeichelhafte Pflicht, fürs Vaterland zu streiten,
Statt eines Königes herrschsücht'gen Eitelkeiten,
Um die ein rasend Schwert eh tausend Bürger frißt,
Als er ein einzig Wort in seinem Titel mißt:
Nur dieses, Freunde, macht der Freiheit schätzbar Wesen,
Für die schon mancher Held den süßen Tod erlesen.
Sagt denn, ob man bei ihr die Tugend missen kann,
Die ihr so kühn verletzt, als kühner kein Tyrann?
Ist denn der Blutdurst auch zu einer Tugend worden?
Und ist es Bürgerpflicht, die Bürger zu ermorden?
Ein Vorsatz gleicher Art steht nur Rebellen an.
Seid ihr Rebellen? Wohl! Geht, sucht euch euren Mann!
Für Helden hielt ich euch, die für den Riß sich stellen,
Von diesen ward ich Haupt und kein Haupt von Rebellen.

Richard (spöttisch).

Gewiß ein feiner Griff! hört und bewundert ihn!
Daß man Vorwürfe macht, Vorwürfen zu entfliehn.
Ist denn die Untreu' auch zu einer Tugend worden?
Welch Laster ziert uns mehr, verraten oder morden?

Henzi.

Was sagst du? — — Solchen Spott verstehet Henzi nicht.
Ich hör' es allzuwohl, daß Dücret aus euch spricht.
War's ihm noch nicht genug, ins Laster euch zu stürzen?
Müßt ihr auf seinen Trieb auch Henzis Ehre kürzen?
Scheint der, der für sich nichts und alles für den Staat
Und eure Rechte thut, euch fähig zum Verrat?

Wie? oder ist bei euch, wer sich ein Missethäter
Zu werden scheut — — ist der sogleich auch ein Verräter?
Noch reuet mich es nicht, was ich im Zorn gethan.
Der Zorn war tugendhaft. Er stünd' euch allen an.
Die unglücksel'ge Roll' riß ich in hundert Stücken.
O, möcht' ein Gleiches mir mit euren Herzen glücken!
Riss' ich die Wut heraus, noch eh sie Wurzel schlägt,
Noch weil der seichte Geist der Menschheit Spuren hegt!
Jedoch auch die sind hin. Sonst würdet ihr erblassen
Und nicht den, der euch straft, das, was er strafet, hassen.
Wann eure Wut nur Blut, nur Blut der Bürger sucht,
So sucht nur meines erst, der sie und euch verflucht!
Eh Steiger sterben soll — —

Fuetter.

Was Rolle? Steiger? Sterben? —
Versteht ihr was hiervon?

Wyß.

Genug, uns zu verderben.
Welch schrecklicher Verdacht dringt mit Gewalt in mich!
Je mehr ich ihn bestreit', je mehr bestärkt er sich.
Hört ihr, wie Steiger ihm so sehr am Herze lieget — —

Fuetter.

Wie? Zweifl' ich länger noch, ob er, ob Dücret trüget?
Nein, deine Tugend, Freund, zerstreuet den Verdacht;
Dein Herz ward uns zum Glück, nicht zum Verrat gemacht.
Man malt die Unschuld oft in fürchterlichen Zügen.
Wo nichts zu tadeln ist, ist dennoch Stoff zum Lügen.
Allein erkläre dich! Wer dürst nach Bürgerblut?
Wir, deine — ?

Henzi.

Güt'ger Gott! So schöpf' ich wieder Mut?
So find' ich noch in euch die tugendhaften Freunde?
Des Lasters Feinde zwar, doch stets menschliche Feinde.
So war es Dücret nur, der mit verfluchter Hand
Die blut'gen Urtel schrieb, die mich auf euch entbrannt?
So hab' ich Steigers mich vergebens angenommen? — — —
Mein Zorn verlöscht so schnell, so schnell er erst entglommen.
Erkennet nun, wie wert mir eure Tugend ist,
Erkennt es und verzeiht — —

Fuetter.

Ha! welche Teufelslist!
O Freunde! ließen wir so schimpflich uns betrügen? — —

Doch wie? — — Zorn und Verdacht scheint noch in euch zu siegen?
Seid ihr noch nicht gewiß, daß Dücret Zwietracht spinnt,
Daß Henzi redlich ist, daß wir verraten sind?

Richard.

Nicht der, des böser Sinn am Unglück sich ergötzet,
Der Redlichkeit und Wort für nichts als Worte schätzet,
Nicht der allein verrät, auch der, dem Pflicht und Freund
Auf seine Heimlichkeit ein Recht zu haben scheint,
Der aus blöder Begier, sich alle zu verbinden,
Auch alle läßt den Weg, uns zu verderben, finden.

Henzi.

Genug! ich höre schon, worauf dein Eifer geht.
Wahr ist's, ich war zu schwach. Ein Freund hat mich erfleht.
Ich hab' ihm unsern Zweck — —

Fuetter.

Du hast — —

Wyß.

O Lasterthaten!

Henzi.

Hört mich!

Richard.

Wir hören's schon. Wir sind — —

Wyß.

Wir sind verraten!

Fuetter.

So hast du Wort und Schwur — —

Henzi.

Die hab' ich nicht verletzt,
Weil ihr dies neue Glied selbst eurer würdig schätzt.
Ein Mann von alter Treu', in Glück und Sturm geübet,
Der nur die Tugend mehr als seine Freiheit liebet,
Sonst alles für sie wagt und für euch wagen wird — —

Fuetter.

Ja, wenn im Urteil sich die Freundschaft nie geirrt,
So wär' dein Fehl vielleicht — —

Wyß.

Kannst du ihn noch vertreten?

Henzi.

Wer so wie ich gefehlt, Freund, hat es nicht vonnöten.

Wyß.

Wie? Nicht vonnöten? Ei, du tugendhafter Mann,
Der schlechter als ein Weib den Mund regieren kann!
Verführer, was wirst du uns noch bereden wollen,
Wann du verraten willst und wir nicht murren sollen?
„Ein Freund hat mich erfleht!“ O, träfe der Verrat
Nur unser Glücke mehr und weniger den Staat!
So könnte noch dein Blut für deinen Frevel büßen,
So wär' er größer nicht, als wir die Strafe wissen.
Doch einem Feind des Staats wär' dies mehr Gnad' als Pein;
Ein Leben voller Schimpf muß seine Strafe sein.
Die Enkel werden dich noch mit Entsetzen nennen,
Für deren Freiheit wir nun nichts als sterben können.
Denn wer steht uns dafür, daß dein unwürd'ger Freund
Kein gleicher Schwätzer ist, daß er es treuer meint?

Henzi.

Er selber steht dafür! Jedoch ich seh' ihn kommen,
Und eurem Vorwurf ist zugleich die Kraft benommen.

---

3. Auftritt.

Wernier und die Vorigen.

Fuetter, Richard, Wyß (zugleich voller Erstaunen).

Wie, Wernier?

Henzi.

Wie nun? Umarmt ihr euren Feind?
Was ändert euch so schnell? Flieht ihn! Er ist mein Freund!
Flieht ihn, er ist wie ich ein Schwätzer und Verräter,
Ein Feind des freien Staats, ein Schaum der Uebelthäter!
Flieht ihn! Er ist mein Freund; wie wär' er tugendhaft?

Wyß.

O Henzi, quäl' uns nicht, wir sind genug gestraft!
Die Tugend haben wir in dir und ihm gekränket.

Richard.

Sieh, wie man irren kann, wenn man zu eifern denket!
Das Feuer riß uns hin, und mit sich selbst entzweit,
Sieht allezeit die Furcht, was sie zu sehen scheut &c.

Das befreite Rom.*)

Erster Akt.

1. Auftritt.

Forum.

Brutus (allein).

Er entdeckt in kurzen Worten seine Verstellung, die ihm zur Last zu werden anfängt.

2. Auftritt.

Zwei Römer kommen dazu, die sich von der Tyrannei des Tarquinius unterreden. Sie werden den Brutus gewahr, kehren sich aber nicht an ihn, weil sie ihn für einen Unsinnigen halten. Sie erwähnen der letzten Frevelthat des Tarquinius an der Lucretia.

3. Auftritt.

Lucretia erscheinet, von einer Menge Pöbel begleitet, und zwei Sklavinnen. Sie ist wütend, erzählt dem Volke ihre Schande, ersticht sich vor den Augen desselben und wirft den Dolch unter das Volk, mit dem Ausruf: „Meinem Rächer!" Wird sterbend abgeführt.

4. Auftritt.

Brutus ergreift den Dolch, da sich keiner ihn aufzuheben wagen will. Die Menge lacht, daß er in seine Hände gefallen, bedauert aber das Schicksal der Lucretia.

*) Zuerst gedruckt im „Theatralischen Nachlaß".

Zweiter Akt.

1. Auftritt.

Brutus' zweideutige und prägnante Spöttereien über den Dolch und die That, die damit verübt worden, gegen Verschiedene aus dem Volke.

---

2. Auftritt.

Es kommen die Liktores, das Volk auseinandergehen zu heißen. Das Volk treibt sie aber weg.

---

3. Auftritt.

Brutus fährt mit seinen bedeutenden Possen fort.

---

4. Auftritt.

Tarquinius mit Liktoren erscheint selbst. Der Pöbel fliehet auseinander und läßt den Brutus auf dem Platze allein. Der König triumphiert über diese Furcht. Er läßt sich mit dem Brutus ein, und er hört ihn als einen Narren an. Der Pöbel steht von ferne. Brutus ersticht ihn und geht rasend ab. Tarquinius wird sterbend abgeführt.

Dritter Akt.

1. Auftritt.

Collatinus erscheint und redt an das Volk von seinen Ansprüchen auf den erledigten Thron.

---

2. Auftritt.

Eine andere Menge kommt hereingestürzt und ruft: „Freiheit! Brutus!"

Collatinus. Wie lange soll dieser Rasende noch die Stadt verwirren!

Brutus. Hört mich, ihr Römer! ich bin kein Rasender, kein Wahnwitziger.

Er deklamiert wider die Könige, und Collatinus muß sich entfernen.

---

3. Auftritt.

Publicola erscheint, den man als den Gemahl der Lucretia annehmen muß. Brutus trägt ihm die Regierung auf, nicht als König, sondern als Berater des Volks. Er erklärt, daß er sie nicht selbst annehmen könne, weil ihn seine Verstellung dazu untüchtig gemacht.

---

4. Auftritt.

Die tanzenden Salier kommen herein, und einer prophezeit die künftigen Schicksale Roms, womit das Stück schließt.

Weiber sind Weiber.

Ein Lustspiel in fünf Aufzügen

von

G. E. L.

Me. — Optuma faemina. — — Ev. Ubi ea est? quis ea
Est nam optuma? - - — — — — — —
— — — — — — — —
Nam optuma nulla potest eligi; alia alia
Pejor — est — — —

Plautus (Aulularia).

Berlin 1749.*)

Personen.

Seltenarm.
Hilaria, } Seltenarms Töchter.
Laura, }
Lisette, Kammerjungfer.
Segarin, Kapitän, } Liebhaber.
Wohlklang, Musikus, }
Labrax, Naturalienhändler.

Erster Aufzug.

1. Auftritt.

Hilaria. Laura. Lisette.

Lisette. Nu ja. Solchen Männern glauben Sie noch die geringste Treue schuldig zu sein? Es ist nun beinahe drei Jahr, daß sie wider Wissen und Willen ihrer Weiber davongegangen sind. Sie haben zwar Zeit gehabt, daß sie gegangen sind, wenn sie nicht wollten in Verhaft genommen werden. Aber hätten denn die Schufte von Ehemännern Ihnen seit

---

*) Zuerst gedruckt im „Theatralischen Nachlaß".

der Zeit nicht einige Nachricht geben können? Keinen Hund, keinen Buchstaben haben Sie mehr von ihnen gesehen. Ist denn daraus nicht offenbar, daß sie sich ihres Rechts gutwillig begeben haben? Das Beste ist, meine lieben Madames, daß Sie nicht viel an den Schurken verlieren. Sie können abkommen. Beide können sie abkommen. Ich habe sie zwar nicht selber zu kennen die Ehre gehabt, das wissen Sie. Aber nach Ihrer eigenen Beschreibung, so ist der eine ein Verschwender, der andere ein Verthuer gewesen. Der eine hat sein Geld verspielt, der andere hat es in Pharao verloren. Der eine hat seine Frau versäumt, der andere hat sie brache liegen lassen. Der eine hat es mit anderen Weibern gehalten und der andere mit seines Nachbars Weibe. Kurz, es sind Brüder dem Leibe und der Seele nach gewesen. Den einzigen Unterscheid ausgenommen, daß der eine seiner Frau wenigstens allen Willen gelassen, der andere aber gegen die seinige noch dazu ein rechter unsinniger Wüterich gewesen ist. Der Unterscheid ist gleichwohl groß genug, daß Sie wenigstens, Laura — — — Aber Sie lassen mich auch ganz alleine reden. Stehe ich denn auf der Kanzel? Darf denn niemand dazwischen reden? Warum reden Sie nicht, Madame Laura — — Madame Hilaria — — Aber was? Das ist ein artiger Anblick — — Sie lachen. Und Sie weinen. Warum lachen Sie, Madame Hilaria? Warum weinen Sie, Madame Laura? Nun sehe ich, daß es unmöglich ist, zweien Herren zu dienen. Soll ich mit Ihnen lachen? Soll ich mit Ihnen weinen? Soll ich vielleicht lachen und weinen zugleich?

Hilaria. Mache, was du willst!

Lisette. Ich werde also weder lachen noch weinen. Denn ich habe zu beiden noch keine Ursache. Aber entdecken Sie mir doch den Grund Ihres Kummers!

Laura. Den Grund meines Kummers? Lisette kann noch fragen? Er ist euch sowohl als mir bekannt. Einen Mann, einen liebenswürdigen Mann vermissen und in Gefahr sein, ihn auf ewig zu vermissen — — — ach! kann man meine Thränen unbillig schelten?

Lisette. Also haben Sie wohl Ihren Mann geliebt? Das ist das erste, was ich höre. Sie sind sehr verschwiegen damit gewesen. Und ich wette, Leander hat es selbst nicht gewußt. Ein liebenswürdiger Mann — — bei dem das Zanken das tägliche Brot gewesen ist. Der es nicht einmal bei dem Zanken hat bewenden lassen. Entweder Leander ist nicht

so arg gewesen, als Sie und andere mir ihn beschrieben haben, oder — —

Laura. Nicht so arg? Man kann ihn nimmermehr so arg beschreiben, als er gewesen ist.

Lisette. Und doch weinen Sie um ihn?

Laura. Es war ein Teufel von einem Manne.

Lisette. Und doch weinen Sie um ihn?

Laura. Unmöglich kann es ihm in der Welt wohl gehen.

Lisette. Der liebenswürdige Mann!

Laura. Aber das betrübt mich eben, daß ihn vielleicht Gott meinetwegen itzo heimsucht. Wer weiß, wo er itzo ist; wer weiß, wie übel es itzo ihm geht! Ach, mein allerliebster Leander! Ich vergebe dir alles, was du mir zu viel gethan hast. Deine Uebereilung, deine Trunkenheit — — —

Lisette. Weinen Sie nur, Madame, weinen Sie! Vielleicht straft Sie der liebe Gott, daß er wiederkömmt, und alsdann werden Ihre Thränen billig sein. Wenn Ihre Thränen noch Thränen des Verdrusses und des Andenkens, wie viel Sie bei ihm ausgestanden, wären — — —

Laura. Ach, Lisette, hört er denn auf, deswegen mein Mann zu sein, weil er mich übel gehalten hat?

Lisette. Aber Ihre Verbindlichkeit hört auf, ihn zu lieben. Sagen Sie, was Sie wollen, ich sehe es allzuwohl, Ihre Thränen sind Weiberthränen, das ist, Thränen ohne Ursache, oder aufs höchste Thränen des Eigensinnes.

Laura. Ihr seid eine Närrin, Lisette. Was würden die Leute sagen — —

Lisette. Und also weinen Sie nur, die Leute zu hintergehen? Ihre Thränen sollen der Welt das glaublich machen, was Ihre Aufführung gegen Ihren Mann doch so deutlich widerlegt hat? Und dazu, Sie sind sehr thöricht, daß Sie nach dem Ruhme einer treuen und außerordentlich treuen Frau so geizen. Dieser Ruhm ist itzo in den Augen der Welt sehr klein. Denn diese teilt sich nur in zwei Haufen. Der eine hält diese Tugend bei einem Frauenzimmer für lächerlich und abgeschmackt, der andere für falsch und erdichtet. Der eine glaubt sie nicht, und der andere achtet sie nicht. Wir müssen uns itziger Zeit durch ganz andere Eigenschaften beliebt machen.

Laura. Es ist schlimm genug, daß die Tugend so wenig geachtet wird.

Lisette. O, die Tugend, die keinen anderen Grund hat als ein W a s w e r d e n d i e L e u t e sagen, die verdient diesen

Titel sehr wenig. Von Gott und Rechts wegen sollten Sie lachen, Madame Laura, und sich freuen, daß Sie eines Mannes los seien, den Sie selbst nicht genug tadeln können. Und wenn ja eine von Ihnen beiden weinen wollte, so würde es an Sie kommen, Madame Hilaria. Denn Männer, die sich ihrer Weiber wegen ruinieren, sind jetzt sehr rar. Sie möchten wohl keinen seinesgleichen wieder finden.

Hilaria. Das kann schon wahr sein. Aber ich weinen? ich! Was hätte ich das Ursache? Mein Mann war eine ehrliche Haut, ob er gleich auch seine Fehler hatte. Und dafür war er eine Mannsperson. Ich war ihm rechtschaffen gut. Ich bin ihm auch itzo noch gut, so gut, als man einem Manne in seiner Abwesenheit sein kann. Aber was hülfe mir meine Betrübnis? Er kömmt nicht wieder; nun gut, so mag er wegbleiben. Wenn es ihm an einem Orte besser geht, als es ihm hier gehen würde, warum sollte ich es ihm nicht gönnen? Unterdessen kann ich mir kaum ein unschuldiges Vergnügen mit meinen närrischen Freiern machen.

Lisette. O, die hat Ihr Herr Vater so ziemlich verjagt. Und es ist Ihnen noch der einzige Herr Segarin übrig geblieben.

Hilaria. Das ist es eben, was mir noch einigen Verdruß machen könnte, wenn ich nur im geringsten dazu aufgelegt wäre. Ein Frauenzimmer wie ich nur e i n e n Freier zu haben? Das kränkt; das ist unerträglich. Und wo sich nicht bald wieder neue bei mir melden, Schwester, Schwester, so wirst du deinen Herrn Wohlklang am längsten gehabt haben. Glaubst du nicht, daß ich reizend genug bin, ihn dir abspenstig zu machen?

Laura. O Hilaria, was verrätst du vor ein niederträchtiges Gemüt! Ist das die Treue, die du deinem Manne an dem heiligen Altare geschworen? Ueberlegst du denn gar nicht, was die Welt von dir sagen wird?

Hilaria. O, ich sage von der Welt, was ich will, und die Welt hat eben das Recht über mich.

Lisette (zu Laura). Aber gleichwohl scheint es, als ob Ihnen der Verlust des Herrn Wohlklangs etwas nahe gehen würde, trotz der Liebe gegen Ihren abwesenden Mann?

Laura. Eure Reden quälen mich; schweigt, Lisette!

Hilaria. Aber ich möchte nur ewig wissen, was unseren klugen Vater auf den närrischen Einfall gebracht hätte, alle unsere Freier abzuweisen und just die zwei schlechtesten zu be-

halten, die er mit der ungegründetsten Hoffnung von der Welt schmeichelt. Ein närrischer Musikus und ein abgedankter holländischer Kapitän — — —

Lisette. Er hätte sie für sich nicht besser wählen können. Diese zwei Leute besitzen, was er nicht besitzt, und er besitzt, was sie nicht besitzen. Ist es denn also sehr zu verwundern, daß sie so wohl miteinander zusammenstimmen? Ihr Herr Vater hat Geld, und das fehlt beiden. Ursache genug, sich vor seiner Töchter Freier auszugeben. Bei dem einen lernt er dafür singen, weil er es trotz der Natur, die ihm Ton und Gehör versagt hat, lernen will. Und der andere erzählt ihm dafür seine Schlachten und Heldenthaten, weil er durch die Bewunderung fremder Tapferkeit den Mangel der seinigen zu ersetzen glaubt.

Hilaria. Schweig, Lisette! Da kömmt er gleich. Er braucht seine Lobrede eben nicht mit anzuhören.

---

2. Auftritt.

Hr. Seltenarm und die Vorigen.

Hr. Seltenarm. Ha! hier sind sie. Ich will ganz säuberlich mit ihnen verfahren; vielleicht richten die guten Worte mehr aus als die bösen — — Nu, ihr ungeratnen Töchter, werdet ihr bald aufhören, euerm Vater zu widersprechen?

Lisette. In der That, mein Herr, Ihre Anrede ist sehr verbindlich.

Hr. Seltenarm. Nicht wahr, Lisette? (Sachte zu ihr.) Höre, ich habe immer sonst gegen sie das Rauche herausgekehrt. Allzuscharf kann nicht gut thun. Ich will's einmal in der Güte mit ihnen versuchen.

Lisette. Schon recht, schon recht!

Hr. Seltenarm. Bedenkt doch, daß euch eure Mutter neun Monate unter ihrer Brust mit großer Gefahr und Angst getragen hat! Und ihr Widerspenstigen wollt mir's so belohnen?

Lisette. Höflich genug, wahrhaftig!

Hr. Seltenarm. Glaubt ihr, ihr Brotfresser, die ihr nichts verdienen könnt, daß ich euch noch länger in meinem Hause leiden werde?

Lisette. Sie werden allzu gütig, Herr Seltenarm.

Hr. Seltenarm. Ich thu' es mit Bedacht. Ich thu' es

mit Bedacht. Ich habe euch schon mehr als einmal gedroht, euch aus meinem Hause zu stoßen, mich eurer ganz zu entziehen, wann ihr mir nicht folgen wollt. Meiner Gütigkeit habt ihr's einzig und allein zu verdanken, daß ich diese Drohung itzo nicht wiederhole. Aber glaubt gewiß, ich erfülle sie!

Lisette. Was vor ein Ueberfluß väterlicher Liebe!

Hr. Seltenarm. Ihr gottlosen Kinder — — Lisette, ist's so recht?

Lisette. Mehr als zu recht.

Hr. Seltenarm. Wollt ihr mich denn noch vor der Zeit unter die Erde ärgern? Gott wird euch strafen, gebt acht! — Ist das gelinde, Lisette?

Lisette. O, vortrefflich!

Hr. Seltenarm. Bedenkt doch, daß ungehorsame Kinder verflucht sind!

Lisette. Wie zärtlich!

Laura. Sie beschuldigen uns des Ungehorsams? Wie könnten wir Ihnen mehr gehorsam sein, als wenn wir denjenigen Männern treu verbleiben, die Sie uns selbst gewählt haben?

Hr. Seltenarm. Schweig, du Scheinheilige! Habe ich denn nicht oft genug gesagt, daß die Herren Konsistorialräte fast alle meine guten Freunde sind und daß ich eure Ehescheidung augenblicklich erlangen kann?

Hilaria. Ehescheidung? Warum sollten wir von unsern Männern geschieden werden, mit denen wir doch auf das allerfriedlichste leben, die uns in drei Jahren nicht die geringste saure Miene gemacht haben, die uns in der Zeit haben thun lassen, was wir nur selber gewollt? Wenn man ja Männer haben muß, so sind dieses die besten. Je weiter von uns, je besser für uns.

Hr. Seltenarm. Ei sieh! Kannst du bei deinem Witwenstande so gleichgültig sein? Dahinter muß was stecken. Beinahe komme ich auf die Gedanken — — Nu, nu, ich will's gewiß erfahren, ich will's gewiß erfahren.

Hilaria. O, ich will Ihnen alles selbst sagen, was Sie nur von mir erfahren können. Sie wissen, daß ich mich mit meinem Manne, so lange wir beisammen gewesen sind, sehr wohl vertragen habe. Warum sollte ich mich nun ohne sein Verschulden seiner entziehen?

Hr. Seltenarm. Ohne sein Verschulden? Ist er nicht zum Bettler worden? Ist er nicht davongegangen?

Hilaria. An dem Ersten könnte ich wohl selbst unschuldiger Weise Ursache haben. Und mit seinem Weggehen hat er mir nun eben auch keinen großen Verdruß verursacht. Es fehlt mir ja in seiner Abwesenheit an nichts, und ich habe über nichts zu klagen als über Ihr ungestümes Anhalten, mich, da ich den ersten Mann noch habe, dem anderen schon zu überlassen. Ein ganz anderes wäre es, wenn er gestorben wäre, oder wenn ich gewiß wüßte, daß er mich gänzlich vergessen habe. So lange als eines von beiden nicht ist, so lange — — — —

Hr. Seltenarm. Mag der Vater singen und sagen — — es wird doch nichts draus.

Hilaria. Es ist gut, daß Sie mich der Mühe, es selbst zu sagen, überheben.

Hr. Seltenarm. Wenn er aber nun gestorben wäre? He!

Hilaria. O alsdann — — alsdann werde ich mein Herz ohne Bedenken an einen anderen schenken, und zwar an den, der mir am besten gefiele, nicht aber an den, den Sie mir vorschreiben würden — — (Geht ab.)

---

3. Auftritt.

Hr. Seltenarm. Laura. Lisette.

Hr. Seltenarm. Das ist brav!

Laura. Ach Gott, wie leichtsinnig ist meine Schwester! Nein, mein liebster Leander, du magst sein, wo du willst, es mag dir gehen, wie es gehe, ich will allezeit als eine treue und rechtschaffene Frau an dir handeln. Gott lasse mir nicht die traurige Nachricht von deinem Tode erfahren! Mit Kummer und Traurigkeit würde ich den übrigen Rest meiner Tage zubringen. Und die größte Wohlthat, die mir der Himmel alsdann erzeigen könnte, wäre, das Ende meines elenden Lebens zu beschleunigen, um mit dir in jenem Leben bald wieder vereinigt zu sein. (Geht ab.)

---

4. Auftritt.

Hr. Seltenarm. Lisette.

Lisette. Herr — — —

Hr. Seltenarm. Nu — — —

Lisette. Unmöglich sind alle beide Ihre Töchter.

Hr. Seltenarm. Warum das?

Lisette. Ja, ja. Aufs höchste können Sie nur von einer Vater sein.

Hr. Seltenarm. Narre, sie sind ja alle beide von meiner Frau.

Lisette. Daran zweifle ich nicht. Aber müssen sie denn deswegen alle beide von Ihnen sein?

Hr. Seltenarm. Von wem sonst?

Lisette. Wenn ich Ihre Frau gewesen wäre, so könnte ich Ihnen nähere Nachricht geben. Laura und Hilaria sind von so unterschiedener Gemütsart, daß sie ohnmöglich einen Vater haben können.

Hr. Seltenarm. Meine Frau kann sich wohl mit der einen an jemanden versehen haben, daß sie also ihrem Vater nicht hät nachschlagen können.

Lisette. So? erstreckt sich das Versehen auch bis auf die Seele? Das ist das erste, was ich höre.

Hr. Seltenarm. Ja, sie sind ja auch bei alledem einander noch ziemlich gleich. Du siehst ja, daß sie alle beide ihren Männern treu und mir ungehorsam bleiben wollen. Die Gottlosen!

Lisette. Aber der einen ihr Leichtsinn und der anderen ihre Betrübnis, wie sind denn die miteinander zu vergleichen?

Hr. Seltenarm. O, was sich nicht vergleichen läßt, das — — läßt sich nicht vergleichen. Aber Lisette, laß uns doch auch von unsrer Sache etwas reden!

Lisette. Was ist das vor eine Sache?

Hr. Seltenarm. Je, unsere Sache — — —

Lisette. Ich weiß nicht, was Sie wollen.

Hr. Seltenarm. Je, Närrchen — — —

Lisette. Ha! ha! aus dem Närrchen merke ich bald, was es sein soll. Nein, damit schweigen Sie nur vor itzo stille — —

Hr. Seltenarm. Aber bist du nicht ein dummes Tier? — —

Lisette. Das sind allerliebste Karessen — —

Hr. Seltenarm. Alberne Hure, ich meine es ja nicht so arg — —

Lisette. O, immer besser und besser!

Hr. Seltenarm. Nu, das ist wahr. Dümmer, alberner und närrischer kann wohl auf der Gotteswelt kein Mädel sein, als du bist. Du siehst ja, daß alles zu deinem Besten sein soll. Ich bin dem Aase so gut, und gleichwohl — — —

Lisette. Und gleichwohl nennen Sie mich ein Aas.

Hr. Seltenarm. Je, soll denn alles bei dir komplimentiert

sein? Ich rede, wie mir's ins Maul kömmt. Die Komplimente, der hundsföttsche Quark — —

Lisette. Kömmt Ihnen der auch ins Maul?

Hr. Seltenarm. Ach, mache keine Possen! Sieh, wir könnten so hübsch miteinander leben, als ich nimmermehr mit meiner Frau gelebt habe. Ich wollte dich zu meiner Ausgeberin machen — —

Lisette. Und der Einnehmer wollten Sie bleiben. Für das Amt bedank' ich mich.

Hr. Seltenarm. Ach, du willst mich nicht verstehen. Aber nimm doch nur dein bißchen Verstand zusammen, siehst du denn nicht, daß du dir selber im Lichte stehst? Wann du fein meine Töchter selbst zu einer neuen Heirat bereden wolltest, so bliebst du ja hernach alleine im Hause — —

Lisette. Und das mag ich eben nicht.

Hr. Seltenarm. So? Du hättest die ganze Wirtschaft alsdann selber zu führen, und ich wollte dir es nicht übel nehmen, wann du dir einen Pfennig dabei sammeltest. Ich wollte dir sogar deinen Lohn verdoppeln — —

Lisette. So? Das ist, wenn ich mich itzo nur manchen Tag nicht satt essen kann, so wollten Sie mich wohl alsdann ganze Wochen hungern lassen, und wenn ich itzo ganze Monate auf meine Bezahlung warten muß, so wollten Sie mich alsdann wohl ganze Jahre lauern lassen.

Hr. Seltenarm. Bist du nicht ein gottloses Rabenaas! Mir solch Zeug ins Gesichte zu sagen! Wenn es auch wahr wäre, muß mir es denn der alb — — Aber ich will dir's dasmal noch verzeihen. Komm her, küsse mir die Hand dafür!

Lisette. Geduld einen Augenblick, ich will nur erst Ihre Töchter dazu holen. (Sie thut, als wollte sie weggehen.)

Hr. Seltenarm. Bist du rasend? Bleib da! Bleib da!

Lisette. Soll ich Ihnen die Hand nicht küssen? Ich thue alles, was ich thue, gern vor aller Welt.

Hr. Seltenarm. Und ich nicht. Wer weiß, was meine Töchter denken könnten, wenn du mir die Hand küßtest.

Lisette. Sollten sie etwas dabei denken können? Aber könnte ich denn auch nicht etwas dabei gedenken, daß ich es nicht in Gegenwart Ihrer Töchter thun soll?

Hr. Seltenarm. Desto besser, wenn du was dabei gedenkst, wann du nur das Rechte gedenkest. Aber schweig, laß dir nichts merken, Herr Wohlklang kömmt — —

Lisette. Ha, ha! Ihr Herr c. d. e. f. g.

---

5. Auftritt.

Hr. Seltenarm. Lisette. Hr. Wohlklang.

Hr. Wohlklang. Nun, mein Herr, werden die Entschließungen Ihrer Frau Tochter bald mit unseren Absichten harmonieren? Wie lange soll noch diese mir so widrige Dissonanz anhalten? Wann wir Virtuosen uns sonst einer Dissonanz bedienen, so geschieht es aus keiner anderen Absicht, als die übereinstimmenden Töne besser ins Gehör fallen zu lassen. Aber diese übereinstimmenden Töne, wann werden sie mich einmal ergötzen?

Hr. Seltenarm. Ich habe ihr alleweile was vorgespielt, sie will aber nicht danach tanzen. Mein lieber Herr Wohlklang, ob ich Sie gleich gerne zu meinem Schwiegersohne haben möchte, denn Sie sind doch noch ein ziemlich braver Kerl, so weiß ich doch nicht — — —

Hr. Wohlklang. O, lassen Sie den Mut nicht sinken! Hat Orpheus durch seine Leier den Pluto und Cerberus bewegen können, warum sollte ich denn nicht ein eigensinniges Weibsbild durch die bezaubernden Striche meines Bogens bändigen können?

Lisette. Sie müssen sich auf Ihre Fiedel sehr viel einbilden.

Hr. Seltenarm. Ach nu, das könnte er auch schon mit Recht thun. Denn, bei meiner Treu', ich sag' es, ohne Sie zu schmeicheln, Sie sind ein Kerl, der es, hol' mich der Teufel, mit manchem Kantor annehmen könnte.

Hr. Wohlklang. O Sie — —

Hr. Seltenarm. Nein, nein, Sie können mir gewiß glauben.

Hr. Wohlklang. Aber ein Kantor — —

Hr. Seltenarm. Nu, nu, freilich sind es meistens geschickte Leute, gleichwohl aber sind Sie auch kein schlechter Tropf.

Hr. Wohlklang. Aber erlauben Sie mir! Ich wüßte nicht, wie man mich mit einem Kantor vergleichen könnte.

Hr. Seltenarm. Ei, ei! Ich sage ja auch nur, Sie würden es mit manchem annehmen. Sie sind ein bißchen gar zu bescheiden.

Hr. Wohlklang. Aber mein Gott, die Kantores sind ja meistens die unwissendsten Leute in der Tonkunst.

Hr. Seltenarm. Ho! ho! Herr Wohlklang, besinnen Sie sich! Besinnen Sie sich! Sie wollen gar zu hoch heraus.

Lisette. Es ist auch wahr! Bedenken Sie doch, was

das sagen will: ein Kantor! Ich habe wohl welche gekannt, die einen Hals hatten, daß die Kirche davon erschütterte, und die einen Takt schlagen konnten, daß die Schüler Beulen und Löcher im Gesichte und auf dem Kopfe davontrugen.

Hr. Seltenarm. Ja, ja, und der Kantor, bei dem ich in meiner Jugend sollte singen lernen — —

Hr. Wohlklang. Ach, mit Ihrem Kantor! Sie haben ja meine Symphonieen und Konzerte gehört. Können Sie denn daraus nicht zur Gnüge urteilen, daß ich ein Virtuose bin? Wann ich sagte, daß ich in einer Kapelle in ganz Europa jemals dergleichen gehört hätte, so müßte ich's als ein ehrlicher Mann lügen.

Hr. Seltenarm. Nu, nu, was Ihre Symphonieen anbelangt, die will ich nicht tadeln. Ich glaube, sie werden sie im Himmel nicht besser haben.

Hr. Wohlklang. Und meine deutliche, gründliche und überzeugende Lehrart — — —

Hr. Seltenarm. Ah, die — die — — Davon weiß ich am besten zu sagen. Wenn ich bedenke, was ich vor ein unwissender Kerl vordem in der Musik gewesen bin, und wie weit Sie mich in kurzer Zeit gebracht haben — — Der Henker! — — — Ich muß mich schämen, — — drum denke ich nicht einmal gerne daran — — Ich wußte nicht einmal, wie viel Töne waren — — Weißt du's, Lisette?

Lisette. Ich? Ich mag's nicht wissen.

Hr. Seltenarm. Ach, daß Gott! Auch nicht, was eine Tertie ist?

Lisette. Auch nicht.

Hr. Seltenarm. Pfui, schäme dich! Aber weißt du denn, wie viel Vierteil auf ein Ganzes gehen?

Lisette. Wissen Sie, wie viel zehn Gebote sind?

Hr. Seltenarm. Auch das weißt du nicht? Du bist ja dümmer als ein Vieh. Ja, nu sieh, so sind die Leute, die die Musik verachten. Herr Wohlklang, was geb' ich Sie, Sie sollen mein ganzes Haus informieren. Mich und meine Töchter, Knechte und Mägde — — —

Lisette. Hund und Katze — —

Hr. Seltenarm. Denn ich glaube nicht, daß es ein ehrlicher Hausvater vor Gott und der Welt verantworten kann, wenn er die Seinigen in einer solchen erbärmlichen Unwissenheit stecken läßt. Was verlangen Sie? sagen Sie — —

Hr. Wohlklang. Sie dürfen sich ja nur gütigst an das

erinnern, was wir längst unter uns abgeredt haben. Alle meine Geschicklichkeit steht Ihnen alsdann umsonst zu Dienste.

Hr. Seltenarm. Nu, das gefällt mir. Ich gebe so nicht gerne viel Geld aus. Sie sollen mein Schwiegersohn werden, es mag kosten, was es will. Und du, Lisette, da du künftig freie Stunden in der Musik bekommen sollst, erzeige dich erkenntlich! Ich weiß, daß du bei meinen Töchtern schon was ausrichten kannst, wann du nur willst. Mach', daß sich Laura je eher je lieber zum Zwecke legt!

Hr. Wohlklang. Und Lisette hat uns bis itzo noch nicht beigestanden?

Lisette. Nein, mein Herr.

Hr. Wohlklang. Ei! ei!

Hr. Seltenarm. Ha! itzo ist mir was eingefallen. Die List wird gehen. Adieu, ich muß gleich Anstalt dazu machen.

Lisette. Gut Glück dazu!

---

6. Auftritt.

Lisette. Hr. Wohlklang.

Hr. Wohlklang. Wie kömmt's, daß Lisette durch ihre Stimme unser Chor noch nicht verstärken will?

Lisette. Wie kömmt's, mein Herr, daß Sie ihr noch keine Ursache dazu geben?

Hr. Wohlklang. Keine Ursache? Habe ich sie nicht ofte genug darum gebeten?

Lisette. Bitten? Ja, ja, es kann dann und wann eine Ursache sein, aber hier — —

Hr. Wohlklang. Nu? Was soll ich denn durch die Ursache verstehen?

Lisette. Durch diese Ursache sollen Sie verstehen die größte Ursache, die nur in der Welt sein kann; die Ursache, warum Leute groß, verständig, gelehrt heißen, warum sie in Kutschen fahren, da sie könnten zu Fuße gehen; die Ursache, warum häßliche Mägdchen schön werden; die Ursache, warum die Herren Musici komponieren, die Diebe stehlen, die Advokaten Advokaten sind, die Dichter singen, die Bettler weinen, die Aerzte Wind machen, die Taschenspieler hexen, die Juden Christen und die Christen Juden werden, kurz, die Ursache aller Ursachen — — die Hauptur—ur—ursache — — Verstehen Sie es nun?

Hr. Wohlklang (beiseite). Wenn ich's nur verstehen wollte! (Zu Lisetten.) Aber was soll ich mir aus dem Geschwätze nehmen?

Lisette. Es thut mir leid, mein Herr, daß Sie sich nichts draus nehmen, und zugleich, daß ich Ihnen in Ihrer Sache also unmöglich die geringsten Dienste leisten kann. Leben Sie wohl!

---

7. Auftritt.

Segarin. Lisette. Wohlklang.

Segarin. Nein, nein, Lisette, bleib da! Dich eben hab' ich gesucht. Oder, mein Herr Musikus, steht's Ihnen etwa nicht an? Ich habe auch guten Rat vonnöten und kann ihn aus eben der Quelle mit so gutem Rechte holen als Sie.

Hr. Wohlklang. O, die Quelle ist an gutem Rate sehr vertrocknet. Sie werden wenig Trost bei ihr finden.

Lisette. Ja, mein Herr Kapitän, aber nur für Leute, wie der Herr Wohlklang ist.

Segarin. Das dachte ich. Denn Sie, Herr Musikus, sind gar nicht der Mann, der mit Frauenzimmern umzugehen weiß.

Hr. Wohlklang. O mein Herr Kapitän, wollten Sie nicht die hohe Gnade für mich haben, mich mit einem etwas vorzüglicheren Titel zu beehren? Ein Musikus, ein simpler Musikus ist etwas gar zu wenig Bedeutendes. Der Titel eines Virtuosen — — —

Segarin. Gut, gut, daß Sie von den Titeln anfangen. Ich habe Ihnen einen scharfen Text darüber zu lesen. Herr Kapitän, Herr Kapitän schlechtweg ist durchaus kein Titel, der mir ansteht. Es ist mancher schlechter Kerl Kapitän gewesen. Ich aber stamm' aus einem alten adligen Geschlechte. Also wird sich's ganz wohl schicken, daß Sie mich künftig den Herrn Kapitän von Segarin nennen.

Hr. Wohlklang. O, ganz unterthänigster Diener, mein Herr Kapitän von Segarin! Sie haben nur zu befehlen — —

Segarin. Und Sie nur zu bitten, mein Herr Virtuose — — Aber erweisen Sie mir doch die Gefälligkeit und lassen Sie mich mit Lisetten allein!

Hr. Wohlklang. Von Herzen gern. Ich empfehle mich Ihnen, mein Herr Kapitän.

Segarin. Adieu, Herr Musikus!

Hr. Wohlklang. Gehorsamster Diener, mein Herr Kapitän.

Segarin. Adieu, Herr Musikus, adieu!

Hr. Wohlklang. O, verzeihen Sie, ich hab' es aus der Acht gelassen — — Ich bin Dero unterthänigster Knecht, mein Herr Kapitän von Segarin.

Segarin. Das war was anderes. Leben Sie wohl, mein Herr Virtuose, leben Sie wohl!

---

8. Auftritt.

Segarin. Lisette.

Segarin. Lisette, es ist mir eingekommen, ich muß Hilarien heute noch zu meiner Frau haben, oder sonst mag ich sie gar nicht.

Lisette. Das ist Ihnen eingekommen? Es kommt einem doch manchmal wunderlich Zeug ein. Aber erlauben Sie mir eine kleine Frage: ist es Ihnen im Wachen oder im Traume eingekommen?

Segarin. Närrische Frage! im Wachen.

Lisette. Sie haben also wachend geträumt! Desto schlimmer! Ihr Gehirn muß sich in sehr übelm Zustande befinden.

Segarin. O das Gehirn, das Gehirn! Wann in mir das Herz gesund ist, was frag' ich nach dem Gehirne! Zu was ist das einem Soldaten viel nütze? Die Natur hätte von Rechts wegen einen Soldaten aus lauter Herz machen sollen. Aber im Ernste, Lisette, wir haben ja beinahe noch den ganzen Tag vor uns; du müßtest im Kuppel nicht viel gethan haben, wann du so eine Kleinigkeit nicht in sechs bis sieben Stunden zustande bringen könntest. Ich bin nun schon einen Monat hier.

Lisette. Das weiß ich, leider!

Segarin. Wann ich Bergen op Zoom belagert hätte, so würde ich nicht so lange haben davor liegen müssen. Und eine Frau soll mich so lange aufhalten? Wenn es noch eine Jungfer wäre! Und auch bei der würde eine monatliche Belagerung schon ziemlich romanenhaft sein. Ich muß also einen Sturm wagen, einen Generalsturm. Du indessen, Lisette, sollst versuchen, ob du sie zur Kapitulation bewegen kannst.

Lisette. Ich denke, Sie wollen stürmen? Wie ich aber sehe, so wollen Sie es auch in der Güte versuchen.

Hegarin. Ach, das schickt sich für dich nicht, über meine Maßregeln zu kritisieren. Kurz, versprich mir deinen Beistand, und ich verspreche dir — —

Lisette. Das hat Sie der Geier gelernt, mich gleich bei dem schwächsten Orte anzugreifen. Was versprechen Sie mir?

Hegarin. Ich könnte dir alsbald ein paar Dutzend Dukaten geben — — —

Lisette. Nu, nur her, nur her — —

Hegarin. Aber das wäre eine Kleinigkeit für deine Dienste.

Lisette. O, Ihre Dienerin würde mit dieser Kleinigkeit schon zufrieden sein.

Hegarin. Einen Ring vor etliche fünfzig Pistolen und ein Paar Ohrgehänge von gleichem Werte — —

Lisette. Von dergleichem Schmucke bin ich eine sehr große Liebhaberin.

Hegarin. Aber ich müßte mich schämen, dir ein so schlechtes Geschenk gemacht zu haben.

Lisette. Und ich würde mich gar nicht schämen, es anzunehmen.

Hegarin. Nein, höre, Lisette! Ich verspreche dir etwas, was allen diesen Bettel bei weitem übertrifft.

Lisette. So?

Hegarin. Das Allerkostbarste, was ich dir nur geben könnte.

Lisette. Sie machen mich neugierig.

Hegarin. Etwas Unschätzbares.

Lisette. O, sagen Sie —

Hegarin. Was aller Welt Schätze nicht bezahlen würden.

Lisette. Nu, was denn?

Hegarin. Rate einmal!

Lisette. Etwa Haus und Hof — —

Hegarin. Pfui!

Lisette. Ein Rittergut?

Hegarin. Pfui, sag' ich!

Lisette. Etwa den Stein, womit man Gold machen kann?

Hegarin. O, rate besser!

Lisette. Eine Tinktur, ewig zu leben?

Hegarin. Was wäre das?

Lisette. Etwa ein Wasser, wodurch man zeitlebens schön bleibt?

Segarin. Was vor Kleinigkeiten!

Lisette. O, Sie wollen mich zum besten haben. Nichts Kostbareres wüßte ich in der That nicht.

Segarin. Nun, so höre — — — meine ewige Gewogenheit!

Lisette. O, gehen Sie mit dem Bettel! er ist nicht einmal so viel wert als die Dutzend Dukaten, die Sie mir zuerst anboten. Ich sehe schon, alle meine Hoffnung sowohl bei Ihnen als Herr Wohlklangen ist vergebens. Leben Sie wohl und wagen Sie Ihren Generalsturm! ich werde mich in die Festung ziehen, Ihren Feind zu verstärken.

---

9. Auftritt.

Segarin.

Das Ding sieht übel aus. Wo ich nicht bald meine Heirat zustande bringe, so kann ich meinen neuen Charakter nicht länger unterstützen. Segarin, Segarin, wenn aus dem gnädigen Herrn wieder ein Schuhputzer werden sollte! Daß man sich auf das verzweifelte Glück nicht verlassen kann! O Glück! o Segarin! (Geht ab.)

(Ende des ersten Aufzugs.)

Anderer Aufzug.

1. Auftritt.

Labrax.

Herr Seltenarm hat mich zu sich rufen lassen. Was werde ich bei ihm sollen? Sollte er mir etwa von meinen ostindianischen Seltenheiten was abkaufen wollen? Aber er ist ja sonst kein Liebhaber von Naturalien. Doch es kömmt einem reichen Manne manchmal wunderlich Zeug ein. Ich habe sie zu mir gesteckt. Ein kleiner Gewinst würde mir sehr wohl zu statten kommen. Denn sonst hätte ich heute wider meinen Willen Fasttag. Wer sollte es glauben, daß ein Mann, der sich's in der Welt so sauer hat werden lassen, gleichwohl zuletzt kaum sein Brot haben sollte? Ich kenne Ost- und Westindien besser als mein Vaterland. Ich habe

die Welt in ihren unbekanntesten Winkeln durchstrichen, und ich wünschte mir nur von dem Golde, das ich habe graben, von den Perlen, die ich habe fischen, und von den Edelsteinen, die ich habe suchen sehen, nur — nur — nur den zehnten — — ach Narre — — nur den zehntausenden Teil. Aber was hilft mir meine Kenntnis? meine Erfahrung? Zieht man mich deswegen anderen vor? Gefehlt! Man zieht die unwissendsten Leute mir vor. In dem nahegelegenen kleinen Städtchen war jüngst eine Accisebedienung offen. Ich meldete mich. Ich ward abgewiesen. Und es erhielt sie ein Kerl — — ja, ich lasse mir den Kopf abhauen — — wenn er jemals einen Elefanten oder ein Krokodil gesehen hat, oder wenn er weiß, wie der Kaffee wächst oder der Zucker gebaut wird. Nun sage man einmal, ob es dem Staate nicht zu unaussprechlichem Nachteile gereicht, wenn seine Aemter mit dergleichen Leuten besetzt werden. O Zeiten! O Sitten! Doch vielleicht würde es mir auch besser gehen, wenn ich die ganze Welt umschifft wäre. Vielleicht ist das die einzige Ursache, warum es mit meiner Versorgung nicht recht fort will! Ach, daß ich niemals Gelegenheit darzu gehabt habe! Doch — — —

Anderer Auftritt.

Labrax. Hr. Seltenarm.

Hr. Seltenarm. Gut, Herr Labrax, gut, daß Sie gleich gekommen sind; Sie sind ein Mann, der die Welt kennt und weiß, wie man es anstellen muß, wenn man was verdienen will.

Labrax. Ja, mein Herr, das weiß ich; aber gleichwohl ist mein Verdienst sehr schlecht. Es sind viele, die meine Raritäten besehen, aber wenige, die sie kaufen wollen. Ich wollte wünschen, mein Herr, daß Sie von der letzteren Sorte sein möchten. Zum Exempel diese Venusmuschel, durch wie viel Hände ist sie nicht schon gegangen und immer wieder in die meinigen bewundert, aber unbezahlt zurückgekommen!

Hr. Seltenarm. Lassen Sie stecken, lassen Sie stecken! Davon brauche ich itzo nichts. Ich — —

Labrax. Aber betrachten Sie nur ihre Schönheit! Ich versichere Sie bei meiner Ehre, um einer gewissen Gleichheit willen hat mir einst ein junger Kavalier zehn Dukaten vor eine dergleichen bezahlt. „O, ich will tausend Spaß damit

haben!" sagte er. „Heute speise ich bei der Gräfin von Ernstlich. Ich werde sie auf dem Teller um die Tafel gehen lassen. Ich sehe schon im voraus, wie die eine rot wird, die andre, weil sie wegen der Schminke nicht rot werden kann, die Serviette vor das Gesichte hält, diese sie schleunig aus den Händen wirft, jene eine unschuldsvolle Miene dabei macht, als ob sie nichts als eine Muschel sähe. O, die Lust soll mir meine zehn Dukaten reichlich ersetzen!" Und der Kavalier hatte recht; betrachten Sie nur, mein Herr! Hahaha!

Hr. Seltenarm. Ja, ja, es ist kurios genug. Aber — —

Labrax. Ha! Ha! Ich merk' es, ich merk' es. Sie wollen was Ernsthafteres haben. Hier hab' ich — — —

Hr. Seltenarm. Nein doch! Von Ihren Siebensachen mag ich gar nichts sehen. Lassen Sie mich reden und hören Sie, was ich will — — — Ja, aber wo fang' ich an? Welches sag' ich ihm zuerst? Daß er Geld verdienen kann? oder daß ich ihn zu einem Schelmenstreiche brauchen will? Doch ich will ihn vorher ein wenig ausholen — — Sind Sie ein ehrlicher Mann? Antworten Sie!

Labrax. Beinahe sollte ich aus der Frage schließen, daß Sie daran zweifelten.

Hr. Seltenarm. Ei nein, Narre, antworten Sie fein kurz und gut! Mit einem Worte: Ja oder Nein! Sind Sie ein ehrlicher Mann?

Labrax. Zum Henker! das dächte ich.

Hr. Seltenarm. Soll das so viel heißen als Ja oder Nein? Sie könnten wohl wer weiß was von sich denken. Muß es denn wahr sein? Antworten Sie, wie ich es haben will: mit Ja oder mit Nein, so kann ich doch wissen, woran ich bin! Ich frage Sie noch einmal: sind Sie ein ehrlicher Mann?

Labrax. Ja!

Hr. Seltenarm. Sind Sie einer?

Labrax. Ja! Ja!

Hr. Seltenarm. Sind Sie einer?

Labrax. Beinahe sollte ich glauben, daß Sie es lieber sähen, wenn ich sagte, ich wäre ein Schelm!

Hr. Seltenarm. Wenn Sie also ein ehrlicher Mann sind, so packen Sie sich nur wieder Ihrer Wege! Die verzweifelten ehrlichen Leute! Wenn man sie braucht, so findt man sie nicht, und wenn man sie mit Laternen suchte; wenn man sie aber nicht braucht, so stößt man allerorten an einen

an. Gehen Sie nur, gehen Sie! Wir werden nichts miteinander anfangen können. Pfui über so einen Dummkopf, der die ganze Welt, und ich weiß nicht, was noch mehr will gesehen haben und nicht einmal die unnütze Tugend zu rechter Zeit an Nagel zu hängen gelernt hat! Ihre närrische Antwort bringt Sie um einen Gewinst von etlichen Dukaten.

Labrax. Ei, mein Herr, erzürnen Sie sich nicht! Ihre Frage war zu verfänglich, als daß ich anders darauf hätte antworten können. Sagen Sie mir nur ohne Scheu, mit was kann ich die etlichen Dukaten verdienen? Denn meine Redlichkeit ist nicht von der bäuerschen, groben und unbiegsamen Art. Sie ist gefällig, verbindlich, kurz, in die meisten Sättel gerecht.

Hr. Seltenarm. Ja, wenn ich sie nun just auf einen Sattel setzen wollte, dem sie nicht gerecht wäre? Nein, nein, mit der Redlichkeit kann ich itzo nichts zu thun haben. Deutsch zu reden, ich brauche itzo einen Mann, der gar keine besitzt, und dessen Gewissen einen und den anderen unerlaubten Streich verdauen kann.

Labrax. Ohne mich zu rühmen, Herr Seltenarm, daß ich alle diese Eigenschaften besitze, so glaube ich doch, Sie werden an mir Ihren Mann finden können.

Hr. Seltenarm. Sie glauben es, und ich glaub' es nicht. Sie sind ja ein ehrlicher Mann. Widerrufen Sie denn Ihr Geständnis?

Labrax. O, was vor ein innerlicher Kampf von Gewinnsucht und Ehre, von Philosophie und Hunger! Der Sieg ist zweifelhaft. Beide Teile streiten noch mit gleichen Kräften und mit gleichem Glück. Aber wie — — — was empfind' ich — — — Die Gewinnsucht wird matt — — sie weichet — — die Ehre dringt nach — — Itzo wird sie fliehen — — sie fliehet. Die Ehre verfolgt sie mit siegrischen Waffen, aber der Hunger — — der Hunger kämpft noch und wird bald beiden den Sieg schwer machen. Aber wie?

Tarantula.

Eine
Possenoper im neuesten italienischen Gusto oder Geschmack,
aufgesetzt von
einem reisenden Liebhaber der Musik und Poesie
bei Eröffnung des Operntheaters
in Teltow.

Teltow an der Tyber*) 1749.

Imprimatur.
Leopoldo di Villati,
Poeta di sua Maestà.**)

Vorrede.

Ich gebe meine Arbeit vor nichts weniger als vor ein Meisterstück aus; doch bin ich überzeugt, daß wahrhaftig große Kenner der Musik und Poesie ungemeine und seltne Schönheiten darinnen finden werden. Willst du nun, mein Leser, bei mir vor einen wahrhaftig großen Kenner der Musik und Poesie gelten, so — — — sapienti sat. Lebewohl! Was ich dir sonst sagen könnte, wirst du teils schon auf dem Titel gelesen haben, teils kannst du es in jeder Vorrede finden, und insoweit verweise ich dich auf die, die vor mir geschrieben haben. Lebe nochmals wohl!

Inhalt.

Ich war zwar erst in Willens, dieser meiner Oper keinen Inhalt vorzusetzen; denn ich glaubte, das Vergnügen, etwas Unerwartetes zu finden, fiele dadurch weg. Weil ich aber hernach fand, daß man ihn noch in keiner gedruckten Oper weggelassen habe, und nicht ohne Grund befürchtete, man

*) Erst hat Lessing geschrieben „Leipzig". Gleichwohl ist die Oper in Berlin gemacht.

**) Zuerst gedruckt im „Theatralischen Nachlaß".

möchte mein Stück vor unvollkommen halten, wenn er einzig bei mir fehlte, so habe ich mich endlich entschlossen, bei der Mode zu bleiben. Der Inhalt meiner Tarantula wäre also kürzlich dieser — — — Doch den Augenblick fällt mir ein entsetzlicher Skrupel bei. Könnte nicht ein boshafter Spötter sagen, die Opernschreiber müßten wohl den Inhalt vorsetzen, weil man sonst unmöglich aus der Oper selbst klug werden könne? Der Geier! so einen Vorwurf mag ich meinem Singspiele nicht gerne machen lassen. Ich will also den Inhalt so lange lieber zurückhalten, bis ich mich bei dem Herrn V. darüber Rats erholen kann.

Musik, Balletts und Verzierungen sind alles von meiner eignen Erfindung. Man sieht also wohl, daß ich dazu geboren bin, dem deutschen Operntheater aufzuhelfen.

Personen des Singespiels.

Olibrio, ein närrischer Musikus.
Polinello, ein alter Medikus.
Lominte, des Polinello Tochter.
Lisette.
Octavio, der Lominte Liebhaber.
Marelli.
Ein Chor Kranker.
Des Polinello Hausgesinde.

Wann es möglich sein wird, will ich auch unserm ehrlichen Schulmeister allhier, Claus Steffen, eine Rolle geben.

Erster Aufzug.

1. Auftritt.

Das Theater stellt den Platz vor des Herrn Polinello Hause vor. Es treten auf ein Chor Kranker und Olibrio. Unter den Kranken kann man allerhand beliebige wunderbare Figuren aufführen: Leute mit Buckeln, mit Stelzen, ohne Hände und Füße, wo möglich auch ohne Kopf. Will man was recht Besonderes machen, so kann man einige in Betten auf den Schauplatz tragen oder sie durch den Himmel mit Stricken herniederlassen, weil doch wahrscheinlich ist, daß es um das Haus eines großen Arztes sehr gedränge sein müssen. Bei

dieser Gelegenheit wäre also das Flugwerk auf eine sehr natürliche Weise anzubringen. Die Kranken singen folgendes, und Herr Olibrio, welcher mitten inne stehen muß, schlägt den Takt.

Chor.

Preiset! Preiset unsern großen Arzt!
Der durch Pulver, Pillen, Harzt
Uns kurieret
Und dem Tod entführet.

Man merke, daß die Kranken hin und wieder in dem Singen Fehler machen müssen, damit die Wahrscheinlichkeit, wider welche man bisher in den Opern so vielfältig verstoßen hat, desto besser beobachtet werde. Uebrigens wird man wohl thun, wenn man das Chor etliche zwanzigmal wiederholen läßt; denn ich besorge, der erste Aktus möchte etwas kürzer geraten als die übrigen zwei. Nach dem Chore folgt, wie billig, ein Recitativ.

Olibrio.

Was hat man nicht vor Müh' mit deutschen Kehlen,
Die, wenn sie's hundertmal gehört,
Doch hundertmal noch fehlen!
Ihr Ochsen, lernt doch einmal singen,
Sonst wird mir's wenig Ehre bringen!
Zumal du Esel da — —

Einer von den Kranken.

Je, Herr — — ich — — stott — — re — — ja.

Olibrio.

Nu, dasmal mag es sein,
Doch morgen stellt euch wieder ein!
Denn was kann billiger wohl sein,
Als daß ihr euern Arzt mit Singen preiset,
Der seine Kunst an euch beweiset? (Die Kranken gehen ab.)

Anderer Auftritt.

Olibrio. Polinello.

Polinello.

Mein lieber Herr Olibrio,
Ich bin entsetzlich froh,
Daß man durch Ihr Bemühn

Mir so viel Ehr' erzeigt
Und auf der Gasse gar von meinem Ruhm nicht schweigt.

Olibrio.

Ich thue nichts als meine Schuldigkeit
Und bin bereit,
Noch mehr zu thun,
Sobald ich werd' in Ihrer Tochter Armen ruhn.

Polinello.

Ei, das hat seine Richtigkeit.
Sie sind mein Schwiegersohn,
Wenn es der Teufel schon
Mit aller Teufelhaftigkeit
Verwehren und verhindern sollte.

Olibrio.

Doch wann erscheinet denn der Tag,
Wo mich mit zärtlichem Entzücken
Die Venus wird beglücken?
Der Tag, der dreimal sel'ge Tag,
Den Sie so oft verschoben haben?
Erschein'! Erschein'! Ich sterbe,
Vor langem Harren sterb' ich noch.
Vergeblich Harr'n! So herbe
Forse il morir non è.
Doch ja, er kömmt, der Tag,
Da ich dir zeigen mag,
O grausame Lominte,
Ch'io nacqui sol per te.

Bei der ersten Wiederholung dieser vortrefflichen Aria will ihm Polinello ins Wort fallen, Olibrio winkt ihm aber. Bei der anderen Wiederholung will er abermals reden, Olibrio aber schlägt ihn aufs Maul. Sobald er beschlossen, sagt er ganz hastig

Olibrio.

Zum Henker, lassen Sie mich doch
Erst meine Arie zustande bringen!

Polinello.

Wer wird denn einerlei so oftmals singen?
Ich habe ja wohl noch,
Gott Lob und Dank, gesunde Ohren.

Olibrio.

Allein, wie leicht geht nicht ein Wort, ein Ton verloren?
Und jedes Wort und jeder Ton
Ist in den Opern Goldes wert,
Zumal wenn man mich hört.

Polinello.

Nu, nu, ich glaub' es schon,
Erzürnen Sie sich nicht, Herr künft'ger Schwiegersohn!
Es möchte Kind und Enkeln schaden.
Der Zorn fährt in die Waden;
Und in den Waden steckt's, wie wir es Aerzte wissen.
Doch, wenn Sie's nicht erwarten können
Und gar so sehr vor Liebe brennen,
Nun gut, so sollen Sie als Braut
Noch heute meine Tochter küssen.
Topp! heute sind Sie noch getraut!

Olibrio.

Noch heute? heut? o himmlisch Licht!
O, welche Götterwollust werd' ich fühlen!
(Gegen das Orchester.)
Verdammt! Ihr Herren, konnt't ihr nicht
Die Zeilen arioso spielen?
Sie waren's, dächt' ich, wohl noch wert.
Doch wird Lomintens Grausamkeit
Auch ihres Vaters Willen weichen?
Sie liebet seit geraumer Zeit
Den Herrn Octavio.

Polinello.

Hoho!
Der soll sie nicht erschleichen!
Mein lieber Herr Octavio,
Laß er sich raten, mach' er's so — — (Er wischt sich das Maul.)
Und geh' er seinen Gang!
O geh' er! geh' er! großen Dank!
Was? so ein Narre soll mein Kind — —?
Gleich will ich zu ihr gehen.
Sie sollen's sehn, Sie sollen's sehen — — (Will gehen.)

Olibrio.

Geduld, weil wir beisammen sind,
So lassen Sie uns erst ein klein Duetto singen!

Polinello.

O, ein Duetto ist zu schwer,
Das würd' ich nicht zusammenbringen.

Ich danke Gott, daß ich mit Müh' und Not kann ein Recitativ singen. Ehe ich durch Sie so eine große Liebe zur Musik bekam, konnte ich gar nicht singen. Es hat sich aber doch seitdem ein wenig gegeben. Nicht wahr? Ja — itzo bin ich schon so ein ziemlicher Operiste. Drum habe ich auch in meinem Hause ganz weislich verordnet, daß kein alles gesungen wird. Es klingt noch einmal so gut. Ich singe auch meistentheils bei den Kranken, wenn ich Arzeneien verordne. Es haben mich zwar einige ausgelacht, aber die Narren wissen nicht, daß ich es nur deswegen thu', damit man doch einen wahrscheinlichen Grund angeben könne, warum in dieser Oper alles gesungen wird. Den Grund pflegen die Herren Opernschreiber sonst immer zu vergessen.

Olibrio.

Doch schämen Sie sich nicht,
So viel ohn' Reim und Takt zu sprechen?

Polinello.

Nu, nu, das müssen Sie nicht rechen,
Was man so incidenter spricht.
Ich geh', Sie sollen sehen, was ein Mann
Und was ein Vater kann.

Olibrio.

Ich werde Sie begleiten.

Polinello.

O, lassen Sie's nur sein; es hat nichts zu bedeuten!
Sie haben doch
Ein Wort wohl im Vertrauen noch
Dem Auditorio ins Ohr zu sagen?

Olibrio.

Nein, dasmal nichts.

Polinello.

O, das ist zu beklagen.

Olibrio.

Allein Sie haben es um das Duett gebracht. (Gehn ab.)

3. Auftritt.

Lominte. Lisette.

Lisette.

So kommen Sie doch fort,
Der Schauplatz bleibt ja ledig!

Lominte.

Nu, nu, Lisette, gnädig!
Entläuft uns denn der Ort?
Ich kann beinah vor Schmerz und Traurigkeit nicht fort.
Ich sorg', ich sorg', mein Vater wird mich zwingen.

Lisette.

O, zwingen mag er immerhin,
Nur lassen Sie sich nicht bezwingen!

In der Musik ist der Unterscheid von zwingen und bezwingen ganz vortrefflich ausgedruckt. Und die Koleratur, die auf der Syllebe **be** liegt, ist ausnehmend schön. Man darf sich nicht etwa daran stoßen, daß es eine Zeile aus dem Recitativ ist. Einem Meister steht so eine Freiheit schon frei.

Der gute Schöps, denkt er denn, daß ein Mägdchen sich
Nichts wünscht, als einen Mann,
Der trefflich geigen kann?

Geige hin und geige her,
Du geigest dennoch hinterm Steg;
Flavio,
Onicio,
Olibrio,
Du kriegst nimmermehr
Meine Jungfer weg!
Geige hin und geige her!

Da lob' ich mir den Herrn Octavio.
Er geiget auch ein bißchen vor das Haus,
Doch macht er nicht sein Handwerk draus.
Und haben wir ihm nicht schon unser Wort gegeben?

Lominte.

Ja, sonder ihn kann ich nicht leben. (Sie weint erschrecklich.)

Lisette.

Sie sollen ja auch nicht.
Es liegt Lisettens Ehre dran,

Daß sie es halten kann,
Was sie verspricht.
Wer wird denn gleich so schrecklich weinen?
Ein bißchen gehet wohl in einer Oper an.
Man muß nicht gar zu ängstlich scheinen
Um einen leid'gen Mann.
Doch st! da kommt er selbst mit seinem Diener an.

---

4. Auftritt.

Es wäre zwar nicht nötig, daß man das Theater hier veränderte, doch weil es schon ganzer drei Auftritte durch einerlei geblieben ist, so erfordern es die Regeln einer in omnibus numeris absoluten Oper. Man wird derohalben den Ort zwar selbst beizubehalten, doch einige andere Auszierungen desselben anzubringen und besonders den Prospekt zu ändern belieben. Variatio delectat.

Octavio. Marelli. Lominte. Lisette.

Catilina.

Ein Trauerspiel des Herrn von Crébillon.

Aus dem Französischen übersetzt von G. E. L.

Berlin 1749.

Erster Aufzug.

I. Auftritt.

Catilina. Lentulus.

Catilina.

Hör' auf, Furcht vors Geschick, das mich bedroht, zu tragen!
Je mehr Gefahr ich seh', je mehr kann ich mich wagen;
Bei Näherung des Schlags, wovor ihr alle bebt,
Wird mein Mut nicht geschwächt, nur doppelt stark belebt.
Glaub' mir, was braucht's, daß du vor einem Freund dich zwingest?
In deines Herzens Grund dring' ich mehr, als du dringest,
Und kann den Lentulus nicht ohne Mitleid sehn,
Wie nah des Stolzen Tod, wie nah er dir mag gehn.
Der Römer Wüterich, die Vaterlandesliebe
Verstellt sich trügrisch dir in bange Freundschaftstriebe.
Du machst dir blindlings nur mein Wort zu deiner Pflicht,
Doch den unsel'gen Hang mißbrauch' ich ferner nicht.
Der Scipionen Ruhm treibt dich zu reinern Thaten;
Was sie beschützten, will ihr Enkel nicht verraten.
Das Prätoramt, das dich zum Glied des Rats erklärt,
Hat der Verschwornen Herz zur ersten Pflicht bekehrt.
Du zitterst, kurz, für Rom. Rom ist es, was dich kränket,
Wann dein betrüglich Herz für mich zu zittern denket;
Geh! Dein Gewissen kämpft und windet sich zu sehr.
Kehr' zu der Tugend um! Ich gönne dir die Ehr'.

Lentulus.

Brich diese Reden ab, die mich zu sehr verwunden!
Klugheit und Argwohn sind bei dir zu nah verbunden.
Man glaubt oft, daß ein Herz vor uns entdecket liegt,

Wann uns durch falsches Licht ein schlauer Irrtum trügt.
Hier kann dem Klügsten wohl ein scharfer Blick mißlingen,
Doch braucht ein Mann wie du nicht schärfer einzudringen.
Vom Mitverschworenen trenn' klüglich deinen Freund,
Gönn' ihm ein freies Wort und höre, was er meint!
Von allem Glück und Ruhm, den einst dein Sieg gewähret,
Verlang' ich nur dein Herz, das mich vertraulich höret.
Den Vorzug schenke mir! Denn unser Freundschaftsband
Hat mich mehr als zu oft treu und gesetzt erkannt.
Sprich, wann dein Stolz sich kann so weit herniederlassen,
Was läßt dich deine Wut vor süße Hoffnung fassen?
Was büßte Nonius die Nacht das Leben ein?
Und was soll nun die Frucht von dieser Mordthat sein?

Catilina.

Die Frucht ist, daß hinfort die alle zittern müssen,
Die mir der Eid verbindt, die mein Geheimnis wissen,
Wann sie, wie Nonium, ein kühner Zweifel hält
Und ihre Untreu' sie der Rache bloßgestellt.
Doch kennt mich Lentulus, wie er mich sollte kennen,
So wird er seinen Tod des Meineids Strafe nennen,
So weiß er, daß die Wut, die ihn zu Schaudern zwingt,
Die Staatskunst, nicht mein Herz zur blut'gen Uebung bringt.
Wo ein gemeiner Held ein Bubenstück beginge,
Da thut ein Rädelsmann wie ich erlaubte Dinge.
Recht oder ungerecht, gut oder lasterhaft,
Was kümmert er sich drum, wenn es ihm Nutzen schafft?
Man mag ihn undankbar, meineidig, grausam finden;
Doch bleibt er groß, läßt er sein Herz nur nicht ergründen,
Wagt er nur alles, weiß er nur, wie man sich schmiegt
Und das kurzsicht'ge Volk mit äußerm Schimmer trügt.
In Tugenden sowohl als Lastern übertrieben,
Stellt er sich allen gleich, die sein Verständnis lieben.
Sein zweifelhafter Ruhm kommt auf den Fortgang an,
Und wen man erst verflucht, vergöttert man alsdann.
Die Schar, die mir gehorcht, ist des Senates Schrecken,
Und ich muß seines sein, mir Ansehn zu erwecken.
Wenn jedes Glied von ihr ein Freund der Tugend wär',
So wär' ich's auch, und mir fiel' keine Tugend schwer.
Dir nur und dem Cetheg bin ich mit Grund gewogen,
Der Rest ist eine Brut, in Lastern auferzogen,
Der ohne Zwang nicht folgt, den Wechseln stets gelüst
Und uns so weit nur liebt, als man ihm ähnlich ist.

Ganz anders ist ein Fürst, vom Recht zum Thron ersehen —
Er winkt, und man gehorcht; er will, es ist geschehen.
Allein wenn man als Feind vom unterdrückten Staat
Den niedrigsten Kriegsknecht zum Mitgenossen hat,
Und der ist unvermerkt in unser Joch zu biegen,
Dazu gehöret Kunst, mehr Kunst als selbst zum Siegen.

Lentulus.

So bieg sie in dein Joch, nur mach' dich nicht verhaßt!
Doch sprich, eh noch der Tag uns überraschend faßt,
Was dich ins Heiligtum der Tellus hergezogen!
Ihr Priester Probus — — ist dir dieser auch gewogen?
Bedenk', ob seine Macht allhier gleich nichts umschließt,
Ob einem Priester auch so viel zu trauen ist!
Wahr ist's, daß wir durch ihn den Zufluchtsort genießen,
Der uns so offen steht, als wir ihn sicher wissen.
Doch er ist, wie du weißt, des neuen Konsuls Freund,
Mit dem ihn Stolz und Blut, Nutz und Gemüt vereint.
Wann seinesgleichen sich zu Mitverschwornen geben,
So rettet ein Verrat zuletzt ihr strafbar Leben.
Die Ratsversammelung ist heut hierher bestellt,
Doch dieses ist es nicht, was mich am meisten quält.
Ich fürchte Fulvius' in Rach' verkehrte Triebe
Und noch mehr Tullien. Schreckt deine blinde Liebe
Nicht ihr feindseliges, ihr dir gehässig Blut?
Sie stammt von Cicero, dem Vorwurf deiner Wut.
Wie kann ein großes Herz, das so viel Sorgen füllen,
So viele Liebesglut bei so viel Haß verhüllen!
Fühlt deinesgleichen auch der Liebe süße Pflicht?

Catilina.

Ich fühl' die Liebe zwar, allein ich dien' ihr nicht.
Und wenn ein Held wie wir der Liebe unterlieget,
So hat sie seinen Sinn, nicht seinen Geist besieget.
Und wenn das freie Herz in Ruhmbegier entbrennt,
So hat sie keine Macht, als die das Herz ihr gönnt.
Auf die Art wird in mir die Liebe nur gelitten.
Die Schönheit Tullias, Reiz, Geist und strenge Sitten
Sind meiner Neigung wert. Doch diese Leidenschaft
Ist mehr der Ehrfurcht Frucht als meiner Liebe Kraft;
Denn Rom, das stolze Rom, das so viel Wunder zeiget,
Zeigt nichts, was Tullien an Anmut übersteiget.
Ich seh' ein ganzes Volk durch ihren Blick entmannt;
Das war der wahre Reiz, der mich für sie entbrannt.

Tankred und Sigismunda.

Ein Trauerspiel.

Erster Aufzug.

1. Auftritt.

Sigismunda. Laura.

Sigismunda. Verhängnisvoller Tag für Sizilien! So nähert sich der König seinen letzten Augenblicken?

Laura. Das fürchtet man.

Sigismunda. Der Tod derer, die ihr Stand, noch mehr aber ihre Tugend erhebet, erwecket die Seele zu feierlicher Trauer und erschüttert mit banger Furcht; nicht daß wir für sie zitterten, sondern für uns selbst, die wir uns in den Mühseligkeiten des Lebens zurückgelassen sehen. — Und doch werden die Besten von den gaukelnden Kindern dieser Welt auf einmal vergessen, als wären sie nimmer gewesen.

Man sagt, Laura, das Herz werde dann und wann von einer prophetischen Traurigkeit überfallen. Von dieser Art, deucht mich, sei die meinige. Des Königs herannahender Tod erregt mir tausendfache Furcht. Was für Unruhen werden mehr als jemals den Staat verwirren! Was für plötzliche Veränderungen können in dem Hause meines Vaters entstehen und mich von meinem teuersten Tankred trennen! Mich schauert für diesen Gedanken!

Laura. Wie verkehrt geschäftig, sich selbst zu quälen, ist die Einbildung, wenn Liebe sie krank macht! Doch glaube gewiß, deines Vaters unwandelbare Freundschaft mit Hilfe eines gewissen, dem Glücke mehr gebietenden als dienenden Schutzgeistes wird hier im Angesichte Siziliens ihn unterstützen und über ihn wachen. Ueber ihn, diesen — so kann ich ihn wohl nennen — seinen angenommenen Sohn, den edlen Tankred, gebildet nach allen seinen Tugenden —

Sigismunda. Und ach, gebildet, seine Tochter zu bezaubern! — Ihn lockte dieser schöne Morgen auf die Jagd. Sage mir, ist er noch nicht wieder zurück?

Laura. Nein. — Als dein Vater eiligst zu dem nun sterbenden Könige gerufen ward, sandte er auf alle Wege Boten nach ihm aus, und das mit solcher Hitze und Ungeduld, als ob dieser nahe Vorfall für den Grafen Tankred von weit mehr Wichtigkeit sei, als ich begreife.

Sigismunda. Es liegt, Laura, auf der Geburt meines Tankreds eine für mich undurchdringliche Wolke. Mein Vater erzog mit fürstlichen Lehren und mit Ehrerbietung, die, wie ich oft bemerkt, seine Mienen nicht selten mit Unterthänigkeit überraschte, den Jüngling in den Wäldern von Belmont. — Ach, ihr Wälder, wo meine Brust, die keine Verstellung kannte, zuerst die Seufzer der Liebe lernte! Er gab ihn für den Sohn eines alten Freundes, Barons von Apulien, aus, dessen Tapferkeit in dem letzten Kreuzzuge ihr Ziel gefunden habe.

Aber was das Seltsamste ist: sind denn alle von seinem Geschlechte sowohl als sein Vater gestorben? alle seine Freunde, ausgenommen der rechtschaffene, großmütige Siffredi?

Agamemnon.

Ein Trauerspiel,

aus dem Englischen des H. Thomson übersetzt.

Erster Aufzug.

1. Auftritt.

Klytämnestra, in einer trostlosen Stellung sitzend, und ihre Wärterin

Die Wärterin. Klytämnestra, meine königliche Gebieterin, kann kein Trost deinen Schmerz auf kurze Zeit betäuben? Seitdem man in vorigen Nächten die Flamme gesehen, die der König zum Zeichen des gestürzten Troja festgesetzt hatte, seitdem ist keine Speise über deine ekelnden Lippen gekommen, kein Schlaf hat deine Augen beglückt. Und wenn ja ein überhingehender Schlummer deine Seufzer einen Augenblick verstummen ließ und deine Zähren unterbrach, so fuhrest du doch plötzlich mit wildem Schrecken wieder auf und schriest: „O Schuld! o Aegisthus! Troja! Agamemnon!" Wahrhaftig, Königin, das ist zu viel!

Klytämnestra. Weg! Weg! Mein verlorener Zustand ist keiner Erleichterung fähig. Laß mir den kläglichen Trost aller Unglückseligen, daß ich mich meiner Betrübnis überliefern darf!

Die Wärterin. Höre mich, Gebieterin, ehedem teure Last meiner betagten Arme, du meine zärtliche Sorge von der ersten aufbrechenden Blüte des Lebens an, meine Freude, mein Ruhm, höre deine getreue Dienerin, laß mich noch hinzusetzen, deine Freundin! In den Augen der Vernunft, die nie nach parteiischen Absichten urteilet, ist dein Unglück weit größer als deine Schuld. — — Deine Schuld? Verzeihe, das Wort ist für das zu hart, was mehr Mitleiden als Tadel verdient. Ich weiß, durch was für verräterische Griffe du aus der angenehmsten Ruhe in diese unseligen Bekümmernisse, in diese ängstlichen Verwirrungen versunken bist.

Klytämnestra. Fort mit mir aus dem Angesichte der Welt! Aller Trost ist umsonst. — —

Die Wärterin. Erlaube, daß ich deine nicht so schlimme Sache gegen dich selbst führen darf! Als Agamemnon die Griechen nach Troja führte und dich für das Gepränge des Krieges verließ; als er dich, du Schmuck Griechenlands, du holdseligste Mutter, dich, zärtlichstes Gemahl, in der vollen Blüte deiner Schönheit, wenn anders das Gerücht wahr redet, für trojanische Sklavinnen vergaß — — Doch dieses beiseite! — — — Wie verließ er dich? — sprich! Als eine betrübte, gereizte Königin und Mutter, die in Aulis mit ihrer erstgeborenen Hoffnung, der blühenden Iphigenia, unter dem Vorwande ihrer gleich zu erfolgenden Verbindung mit dem Achilles verraten ward. Kaum war die vom Winde aufgehaltene Flotte angelangt, als du ihr unsträfliches Blut, den Preis der Winde und teuer erkauften Lüfte, die sie nach Troja bringen sollten, von dem befleckten Altare der Diana strömen sahst. Du warst von Herzeleid durchdrungen, zur Raserei und beinahe zur Rache gegen einen grausamen, hochmütigen Ehemann angereizt; alle Leidenschaften schwärmten in dir unordentlich untereinander, sie waren auf dem Punkte, sich zu verändern; und doch ließ er dich in der Gewalt eines schmeichelnden, unterthänigen Liebhabers, den er dir in Verwaltung des Reichs zum Gehilfen gab und der gegen dich ebenso biegsam als Agamemnon übermütig war.

Klytämnestra (steht auf).*) Ach, es ist nur allzuwahr! Du hast die Quelle meines Unglücks entdeckt. Warum verließest du mich, barbarischer Agamemnon? und verließest mich weinend um die ermordete Tochter? Warum überließest du mich hilflos meinem verwirrten Gemüte? Ach, warum verkauftest du mich selbst meinem Liebhaber? Ich weiß es allzuwohl, was Aegisthus für Künste anwendete, welche das Herz eines Frauenzimmers unvermerkt stehlen und süß bezaubern! Weg, teure, klägliche Ideen! Weg, ihr Verderber! Und noch wagt ihr es, treulose Sirenen, mich in diesem Augenblicke zu versuchen? O, Natur, warum hast du uns, Natur, so wider-

---

*) Rising steht im Englischen; ich weiß nicht, warum es mein Vorgänger übersetzt hat: in einer starken Gemütsbewegung. So lange hatte sie gesessen, und nunmehr steht sie auf. Freilich zeigt diese Bewegung zugleich ihre innerliche Verfassung mit an; deswegen aber kann man hier nicht eines für das andere setzen. Diese kleine Erinnerung ist für die Schauspielerin, welche die Meinung des Dichters schlecht erfüllen würde, wenn sie sich nur in einer heftigen Gemütsbewegung zeigte und nicht zugleich aufstünde. (Lessing)

sprechend gebildet? Zu einem beständigen Spiele streitender Kräfte! Ach, warum hast du einen solchen Krieg in uns gepflanzt, einen so ungleichen Streit zwischen der trägen Vernunft und der ungestümen Leidenschaft? Die Leidenschaft reißt uns ohne Widerstand mit sich fort, ehe uns die langweilige Vernunft zu Hilfe kommen kann, und dann nutzt sie uns nichts, als daß sie uns Vorwürfe macht. Laß nach, Peiniger!

Die Wärterin. Du thust dir selbst allzuviel Unrecht. Bedenke, wie du der Liebe Jahre durch ausgewichen bist. Aegisthus, ob er gleich dein Herz rührte, obgleich manche mitternächtliche Zähre, mancher verborgene Seufzer mir, und mir nur allein, deinen Schmerz entdeckte, der deine verschwindenden Wangen verdunkelte, doch konnte er mit allen seinen Künsten und Reizen, mit aller seiner Liebe und Unterwürfigkeit den ringenden Vorsatz der Seele nicht überwältigen, bis er den Melisander in eine wüste Insel von deinen Ohren verbannte.

Klytämnestra. Ach, Melisander! Du warst eine Beute wilder Tiere oder des noch wilderen Hungers.*) Ach, unglücklicher Freund! Hellas' führendes Licht, das mir Agamemnon, mein Reich zu regieren, hinterließ! Du, den alle Wissenschaften und alle Musen geschmückt hatten, weil dein redliches, ehrliebendes Herz ihnen alle Ehre machte! O, wärest du stets um mich geblieben, so würde ich heute ebenso beglückt sein, als ich unglücklich bin! Die Gottheit strahlet empfindbar aus der Tugend, aus der reinen, großmütigen, sich nichts anmaßenden Tugend. Selbst ihr Schweigen redet, und ohne stolze, förmliche Lehren bringt sie uns Verachtung des elenden beschimpfenden Lasters bei. Mit ihm aber, mit Melisander, verlor ich Vernunft, Namen, Ehrliebe, Wahrheit und lautre Ermahnungen; mit ihm entwich mein guter Genius. Ohne Freund, geschmeichelt, bestürmt, bezaubert, ward ich mit der

---

*) Given to the beasts a prey, or wilder famine. Dieses hat mein Vorgänger ganz falsch übersetzt: Dich gab ich den Tieren preis; ihr wilder Hunger hat längst meinen Freund verdauet. Erstlich ist es falsch, daß ihn Klytämnestra den Tieren preisgegeben habe; Aegisthus war es, der ihn in die wüste Insel verwies. Zum andern bezieht sich wilder famine nicht auf beasts, sondern sie will sagen: entweder die Tiere haben ihn daselbst umgebracht, oder er hat verhungern müssen. Drittens ist der Ausdruck: die Tiere haben meinen Freund verdauet, sehr niedrig und ekel. Ich bin kein Spötter, sonst würde ich fragen, warum der Uebersetzer nicht noch einen Schritt weiter über die Verdauung gegangen sei. Alsdann wäre es vielleicht noch nachdrücklicher. Doch sollte ich nicht bedenken, daß dergleichen Redensarten von unsern neuern Dichtern einen nicht geringen Platz unter dem Erhabenen bekommen haben? Wenigstens ist: die Tiere haben meinen Freund verdauet, nicht schlechter als ein: sie sind mir ein Gestank in der Nase. (Lessing.)

alles verführenden Liebe allein gelassen; der Liebe, die, blind für das Zukünftige, alle gesunden Gedanken, alle Folgerungen verachtet, über alles spottet, außer was ihr die sie selbst bezaubernden Träume einblasen. Was konnte ich thun? — — — Doch weg, dir selbst schmeichelnde Sünde! Ich hätte bedenken sollen, daß die Ehre, wann sie einmal befleckt ist, von keinen Thränen der winselnden Reue kann wieder reingewaschen werden; daß eine Beschimpfung wie die meinige die stolze Ehre eines vermählten Königs und meine Kinder, meine armen, unsträflichen Kinder, mit Schande überhäufen müsse; daß ihre Wange bei dem Namen ihrer Mutter entbrennen würde; ich hätte denken sollen — — Ach, könnte ich nur nicht mehr denken! Das Denken ist eine Marter!

Die Wärterin. Was hilft das, Königin?

Klytämnestra. Ach, Melisander! Itzt, könnte der Tod hören! itzt würde ich deinen freundschaftlichen Beistand anrufen, in dieser Stunde der Verwirrung wollt' ich deine Gegenwart erflehen. Vielleicht hat die Weisheit, die leutselige Weisheit, die unsere Schwäche kennt und sie also verzeihen kann, vielleicht hat sie einen heilenden Trost für ein schuldiges Gemüt, vielleicht hat sie einige Gewalt, es wieder zur Ruhe zu locken, und befiehlet ihm aufs neue, ohne Verstellung zu lächeln. Doch fruchtloser Wunsch! Nein, er kann nicht, er kann nicht erfüllt werden! Aegisthus, der mir von nun an Gesetze geben mag, die Furcht der Entdeckung, der schrecklichste Tyrann der Schwachen, und mein eignes mitschuldiges, beflecktes Herz verbieten mir, zurückzugehen.

Die Wärterin. Hier ist, Gebieterin, der Mann, der auf seiner Wache das feurige Zeichen des überwundenen Trojas bemerket hat und itzt deinen Befehl erwartet, dir von allem, was er sah, mehr Nachricht zu geben.

---

2. Auftritt.

Klytämnestra. Ihre Wärterin und der Mann, der das Zeichen gesehen hat.

Klytämnestra. Bist du denn gewiß, daß du das Zeichen gesehen hast? Oder war es ein Hirngespinst, das dir dein wachender Wunsch im Schlafe vormalte, oder auch vielleicht ein nächtliches Luftzeichen?

Der Mann. Meine Königin, Troja ist nun gewiß ein Steinhaufen. Ich sahe das Zeichen seines Schicksals allzu

deutlich. Die Nacht war dunkel und stille. Mir bedeckte eine dichte Finsternis die Erde. Die Sterne waren tief in traurige Wolken verhüllet, und auf der Erde schimmerte in und um Mycen kein Strahl: als schnell am entferntesten Ost*) ein rotes Licht auffuhr und sich, weit um sich greifend, fortwälzte. Bald fiel es, bald stieg es wieder, gleich feurigen Wellen. Die brennende Nachricht trug sich von Insul zu Insul, von Vorgebirge zu Vorgebirge weiter, bis sich die letzte Flamme ganz deutlich in Nauplia endigte. Welch herrlicher Anblick! Wie freute sich mein griechisches Herz!**)

Klytämnestra. Was ist für Wind?

Der Mann. Er bläset gerade von Troja her, stark und anhaltend.

Klytämnestra. Gut! Geh nur wieder! Deine Sorgfalt und treue Mühe soll dir belohnt werden.

---

3. Auftritt.

Klytämnestra. Ihre Wärterin.

Klytämnestra. Er kommt! Er kommt, der unglückliche Sieger! Eben jetzt durchstreicht sein triumphierendes Schiff das hohe Meer und durchpflüget mit siegrischem Schnabel die Wogen. Vielleicht begrüßet er schon sein väterliches Ufer und wird von einer freudigen Menge empfangen und eilet zu seiner Schande. Mit Ehren überhäuft, fröhlich über den Sieg und gekrönt mit den Lorbeern der zehn berüchtigten Jahre, träumt er, den friedlichen Oelzweig damit zu verbinden und nach harten Bemühungen des gefährlichen Krieges in dem Myrtenbette einer ruhigen häuslichen Glückseligkeit sanft zu ruhen. Wie eitel ist die Hoffnung, wie kurz die Aussicht eines leichtgläubigen Menschen! Ich wag' es nicht, vor mich zu sehen, noch mir das sich aufziehende Wetter vorzustellen.

Die Wärterin. Aegisthus kommt, Königin!

Klytämnestra. Verlaß mich!

---

*) At farthest east. Mein Vorgänger hat es übersetzt: am allerersten Ost. Eine sehr gezwungene Undeutlichkeit. (Lessing.)

**) And as a Greek rejoic'd me: und als ein Grieche erfreute ich mich darüber, sagt das Original. Wenn der Göttingische Uebersetzer nur gesagt hätte: es schwoll mein treu und griechisch Herz vor Lust, so wäre es sehr wohl und poetisch ausgedrückt gewesen; allein sein Zusatz: und drohet dem überwundnen Troja, ist sehr elend. Der Engländer schildert diesen Griechen als einen Mann, den die Siege seines Volkes erfreuen; der Uebersetzer aber bildet ihn durch diesen Zug als einen Poltron. Denn was soll das für eine Tapferkeit sein, einer überwundnen Stadt zu drohen? (Lessing.)

4. Auftritt.

Klytämnestra. Aegisthus.

Aegisthus (nach einem kurzen Stillschweigen). Wie, Klytämnestra? begegnen Verliebte in Stunden der Gefahr einander so? (Er hält inne.) Währt das alte Stillschweigen noch? Sind die Augen, woraus nichts als Zärtlichkeit strahlet, noch abgewandt? Zorn, Furcht, Ekel und kranke Reue verfinstern deine veränderlichen Wangen. Es ist offenbar, du hast mich nie geliebt.

Klytämnestra. O, wäre es wahr!

Aegisthus. Es ist nur allzuwahr. Selbst das Vermögen, so was zu wünschen, beweiset es.

Klytämnestra. Der hat meine Liebe nie verdient, der daran zu zweifeln wagt!

Aegisthus. Nicht daran zu zweifeln, würde Schwäche und Thorheit sein.

Klytämnestra. Zweifle nicht bloß, glaube deinen Zweifeln!

Aegisthus. Ich thue es schon.

Klytämnestra. Du thust es?

Aegisthus. Genug, ich bin von ihrer Wahrheit überzeugt.

Klytämnestra. Mir diesen niederträchtigen und undankbaren Vorwurf zu machen! Stürme nicht zu arg, Aegisthus, stürme nicht zu arg auf meinen schuldigen, niedergeschlagenen Geist! Ob du gleich meine erhabne Tugend, den edeln Stolz meiner Seele, der keine Furcht kennet und keinen Vorwurf erträgt, unter dich getreten hast, so will ich doch wenigstens gegen dich, gegen niemand als dich, so kühn sein, als hätt' ich nie gefühlt; dir will ich Königin, Blut des Jupiters und Klytämnestra sein!

Aegisthus. Mäßige dich! Ich habe nichts gesagt, als daß ich deiner Liebe unwert bin.

Klytämnestra. Verflucht sei der Hochmut, der sich mit verstellten Mienen unter der Demut verstecket! Und bin ich denn so niederträchtig, habe ich denn Verstand und Ehre so gänzlich verloren, daß ich mich ohne die alles bezwingende Furie, ohne die Liebe, die erniedrigende, sinnlose, blinde Liebe, von der Höhe eines glücklichen Lebens zu dem niedrigen, ängstlichen Stande der kleinmütigen Scham herablassen muß? Verkenne mich nicht! — — Dich von der Eifersucht, der ärgsten Raserei, zu heilen, wollte ich, da ich so beschimpft bin, kein Wort, kein flüchtiges Wort verlieren, wenn nicht

eine Art trauriger Gerechtigkeit, die ich mir leider selbst schuldig bin, dieses schimpfliche Bekenntnis der vollen Brust entriß. Wie bist du gefallen! wie schimpflich bist du gefallen, unselige Klytämnestra!

Aegisthus. Ungerechte Auslegung! Und doch gefallen mir diese verächtlichen Blicke, und doch bezaubert mich dieser Zorn. O mehr als liebenswürdige, o majestätische Schöne! Da du die Stärke der eifersüchtigen Liebe kennest, so vergib ihrer zärtlichen Furcht, ihrer schmeichelnden Beleidigung! Ich gedachte dich nicht zu beleidigen.

Klytämnestra. O Unglückselige, die vergeben muß!

Aegisthus. Nein, lieber verstoße mich, als daß du mir eine so erzwungene Vergebung vorwirfst! O Klytämnestra! wo sind nun jene Blicke, jene Blicke des lächelnden Himmels, der strahlenden Freundlichkeit, die den Morgen unserer Liebe beglückten, dessen Bezirke sich kein Uebel, keine Traurigkeit nahen durfte, weil wir beide, durch unsern Anblick entzückt, weder Furcht noch Gefahr kannten? Und sollten wir uns itzt in finstre Zänkereien einlassen? Weg mit dem Zanke! Warum sollten Liebhaber zanken? Das Leben ist dazu zu kurz, die Zeit dazu zu kostbar, und besonders diese Augenblicke, diese stürmische Augenblicke, die unser gemeinschaftliches Schicksal dem Verderben so nahe gebracht zu haben scheinen. Eben itzt — —

Klytämnestra. Es ist wahr, es ist wahr! So oft ein hohler Wind diesen Palast erschüttert, so oft denke ich, Agamemnon kommt. Und doch, und doch, Aegisthus, weil noch ein Zeichen, das vorzüglichste Zeichen meiner Liebe übrig ist, so will ich dir es geben. Mit Freuden will ich das königliche Gepränge verlassen und mit dir den Augenblick ein entlegnes Land suchen, ein thracisches dunkles Thal, wo uns ein fichtener Hämus in seinen undurchdringlichen Schatten verbergen mag. Da soll mir das abscheulichste Leben, die härteste Arbeit gegen das, was ich itzt fühle, gegen die herben Schmerzen, die mein Herz foltern und meine verwirrten Leidenschaften beängstigen, eine wollüstige Ruhe sein. Geschwind! laß uns fliehen, Aegisthus, laß uns diesen Augenblick fliehen, der zweite möchte uns ergreifen und uns der Schande, der greulichsten Schande überliefern!

Aegisthus. Was, Klytämnestra, fliehen? Das nur ist der geradeste Weg zur Schande, zur ewigen Beschimpfung. Der Niederträchtigste auf der Welt ist der, welcher flieht und

seinen großen Vorsatz aufgibt, es sei im Kriege oder im Frieden. Der aber, welcher hartnäckig fortarbeitet, seinen Zweck erreicht, der Zweck sei, wie er sei, und sich durch den Ausgang krönet, der ist ein Kind des Glücks und der Ehre und wird von dem Niederträchtigen, von dem scheinheilig Niederträchtigen, der ihn sonst mit den schimpflichsten Vorwürfen belästiget hat, am meisten bewundert. Und kannst du dir träumen lassen, daß dein Ehemann, dein eitler, ehrsüchtiger Ehemann, der stolze Agamemnon, welcher zehn ganze Jahre vor Troja gefochten hat, den Raub deiner Schwester Helena zu rächen, daß dieser uns nicht verfolgen sollte, wenn wir auch in Cimmeriens Schatten unsere Zuflucht suchten; daß er uns nicht zur alsdann verdienten und unbeklagenswerten Beschimpfung zurückschleppen und der Verachtung des spöttischen Griechenlands bloßstellen würde?

Klytämnestra. Entschuldige mein schwächeres Herz! Aber, Aegisthus, wie kann ich den Anblick eines beleidigten Ehemannes ertragen? Der schrecklichste Feind hat kein so entsetzliches Ansehn als ein Gemahl, den wir beschimpfen.

Aegisthus. Die Furcht, Klytämnestra, wirft ein falsches Licht auf deine verwirrte Vernunft und blendet sie gänzlich. Er ein beleidigter Ehemann? Er beschimpft? Nein, nein, Klytämnestra kann den Agamemnon, ihren und des ganzen Griechenlands Wütrich, nimmermehr beleidigen; nimmermehr kann sie einen Ehemann beschimpfen, der sie zehn Jahre, zehn einsame Jahre für die eitle Ehre eines närrischen Krieges vergessen konnte! Und wenn der Ruf wahr redet, so hat er nicht einmal diese zehn Jahre mit Krieg zugebracht, sondern anstatt zu kriegen, hat er sich mit seinen edlern Freunden gefangner Mägde halber schimpflich gezankt. Er zog eher verliebter Lustbarkeiten als des Krieges wegen fern von seinem Vaterlande, seinem Hause und seiner Königin. Wie kannst du nun einen so Ungetreuen beleidigen? Gedenke an Aulis, wie schimpflich du in diesem Hafen verraten wurdest, und was für eine schreckliche Hochzeit deiner Tochter daselbst wartete! Bedenke, durch welchen Preis er seine grausamen Siege erkaufte! Siehe, die erstgeborne Blüte deiner Jugend, deine Iphigenia: ihre holden Augen sind niedergeschlagen, ihre Wangen mit Furcht bedeckt, mit bloßer Brust stehet sie da, ein hilfloses, unschuldiges, unbeweintes Opfer, und wird von dem mörderischen Kalchas durchstochen! Ihr Vater, ihr unbeweglicher Vater stehet dabei, damit ja niemand seinem

Kindermorde hindere! Siehe, sie vergießt reiche Ströme Bluts, von dir überkommenen Bluts; sie fällt gleich einer verwelkenden, zur Unzeit abgerissenen Blume, einem ungeduldigen Vater von einem grausamen Geiste, der sich betrügerisch für Dianen ausgab, günstigen Wind zu erkaufen! Die Winde erheben sich und füllen die Segel. Er reist ab. Zufrieden reist er ab und verläßt die unglückliche Mutter, die ihr ermordet Kind beweinet! — — — Wenn noch ein Funken des vorigen Geistes in Klytämnestren brennt, wenn sie noch die Natur fühlt und dem Rechte noch lebt, so werden ihr dieses — — — dieses werden ihr Beleidigungen sein, die um Rache schrein. Und ich weiß, ich weiß die kühnen Hände, die dich — — erstaune nicht! — — — die dich rächen zu können, stolz sein werden.

Klytämnestra. Wie? was für Hände? was für Rache? Sprich! Falle nicht in einen so wilden Ton! er erweckt neuen Streit in meiner kämpfenden Seele. Den gerechten Göttern, nicht uns gehört die Rache. Nein, nimmermehr kann ich, nimmermehr will ich meine Einwilligung zu — — Götter! wohin verliert sich meine Zunge! — Nein, das war deine Meinung nicht — — das hast du nicht sagen wollen — — Ach, schone, Aegisthus, schone den letzten Rest meiner Tugend! Mache nicht, daß ich ihn unwiederbringlich verliere! Mache mich nicht zum Abscheu meiner selbst! Wie elend sind sie, die ihre sterbende Tugend fühlen und sie nicht retten können! (Man hört ein Freudengeschrei.) — — Was soll das Frohlocken des unsinnigen Volkes? Ach — — dem Herzen ahnet — — Hilf mir! — — von neuem! — — Ach, wie wenig müssen sie mich durch ihre Freude zu schrecken glauben!

Aegisthus. Es kömmt jemand*) — — fasse dich wieder, Klytämnestra!

---

5. Auftritt.

Klytämnestra. Ein Hofbedienter.

Der Hofbediente. Der König ist in der Nähe. Er kömmt von Nauplia; allein die freudige Menge des ihn umringenden Volks verzögert seine Ankunft. Eben itzt kam

*) Some move this way. Mein Vorgänger hat es übersetzt: Es nähert sich ein Teil des Volks. Weder die Sprache noch der Verstand erlauben die Auslegung. Die Annäherung des Hofbedienten ist es, die den Aegisthus vertreibet. (Lessing.)

Talthybius und brachte diese Nachricht. Er bittet, vorgelassen zu werden.

Klytämnestra. Führe ihn herein!

---

6. Auftritt.

Klytämnestra (allein).

Ach! nur allzu wahres Zeichen! Ich muß schon noch einen Schritt im Laster fortgehen. Herunter, unbiegsames Herz, und lerne Verstellung! ja, lerne lächeln, ob dich schon der Kummer umringet hat; lerne dich nur mit der Niederträchtigkeit verschwistern! Sieh, wie erfreut der Herold einhertritt! Betrogner Mann!

---

7. Auftritt.

Klytämnestra. Talthybius mit einigen griechischen Soldaten, die ihn begleiten.

Klytämnestra. Willkommen, Talthybius! Willkommen, ihr tapferen Griechen! Wie lebt der König?

Talthybius. Der König, Gebieterin, lebet wohl. Gesundheit, Glück und Ehre vereinigen sich, ihn zu krönen. Sein Herz ist voller Ungeduld, sich mit deinem zu unterhalten. Er hat mich mit seinen brünstigsten Wünschen und seinen freudigsten Freudensbezeigungen vorausgesendet. „Sage," sprach er, „geh, sage meiner Klytämnestra, daß die Vorstellung, sie zu umarmen, eine angenehmre Freude in mir erwecket, als mir alle Eroberung gemacht hat! Selbst die Liebe meines Volks sei mir zuwider, die mich sie einen Augenblick später sehen läßt." Diese Krone, die vordem die königliche Schläfe der Hekuba, der stolzen Königin des Priamus, umschloß, bittet er dich anzunehmen.

Klytämnestra. Setze sie nur hin! Ich gestehe es, Talthybius, weichliche Thränen treten in meine weiblichen Augen, da ich an die plötzlichen Umstürzungen des Schicksals, an die traurigen Veränderungen des Glücks gedenke. Oft, wenn blinde Sterbliche auf der Höhe ihres Wohlstandes am sichersten zu sein vermeinen, sind sie am Rande ihres Verderbens. Aber, in der That, eure Reise ist sehr geschwind gewesen. Noch nicht drei volle Tage . . . Ist die ganze Flotte zurückgekommen?

Talthybius. Das einzige Schiff, das den König trug, ausgenommen, die übrigen alle sind weit verschlagen worden.

Als wir den freudigen Winden unsere Segel übergaben und den Meerbusen verließen, wo sich Simois und Skamander mit dem reißenden Hellespont vermischen; als Troja oder vielmehr der wirbelnd gen Himmel steigende Rauch, der vormals Troja war, und die waldichte Spitze des Ida hinter dem aufwallenden Meer verschwand, war der Himmel noch heiter; mäßige Lüfte beflügelten unsern Lauf, und die ganze Nacht segelten wir unzertrennet miteinander fort. Doch eben als der Abend hereinbrach, wurden die flatternden Winde nach und nach stärker und bliesen vom rötlichen Nordost mit schrecklicher Gewalt. Endlich brach das Wetter heulend aus. Den Morgen darauf erblickten wir nichts als See und Himmel, beide im zornigsten Streite. Unterdessen trieb unser stärkres Schiff vor dem Winde her, der nun weniger tobte und uns eine glückliche, geschwinde Reise verschaffte. Wir strichen sicher bei den cykladischen Inseln vorbei, die auf der unruhigen Tiefe unter dem alles vermengenden Sturme zu schwimmen schienen. Einer einzigen näherten wir uns nicht ohne Mühe und mit vieler Gefahr.

Klytämnestra. Und warum?

Talthybius. Ein heiliges Erbarmen trieb uns dahin. Auf einer schäumenden Klippe stand eine armselige Figur und winkte. Die fürchterlich wilde, vom Hunger abgemattete Stimme ward halb von murmelnden Wellen verschlungen, und ihre Klage erreichte mit genauer Not unsere Ohren. Er rufte auf Griechisch und beschwor uns bei den Göttern, die für Unglückliche besondere Sorge tragen, ihn aus dieser wilden Einöde zu retten und wieder in die freudige Gesellschaft der Menschen zu versetzen.

Klytämnestra. Und wie? — — Schien er von Stande zu sein?

Talthybius. Er schien es, ja, obgleich das hilflose, elende Leben sein Ansehn verdunkelte. Der König hat viel Achtung für ihn — — — Doch verzeihe, Gebieterin, ich sehe, daß dieses jämmerliche Bild deine großmütige Seele beunruhiget.

Klytämnestra. Ich danke dir, wackrer Talthybius; das übrige will ich von dem Könige selbst hören. Nimm diesen Ring für deine Neuigkeiten, auf welchen eine Siegesgöttin mit seltner Kunst gegraben ist! Ich bleibe in deiner Schuld, Soldaten, und auch in eurer.

(Ende des ersten Aufzugs.)

Zweiter Aufzug.

1. Auftritt.

Klytämnestra und ihre Wärterin.

Klytämnestra. So plötzlich ist er angekommen! Und ich bin nicht halb vorbereitet! Gewissen und Scham schlägt noch meine Blicke nieder; noch sind meine Augen zu zart, sich verstellen zu können.

Die Wärterin. Fasse dich, Gebieterin! Wische diese dunkelen Thränen ab, in welchen deine unruhige Seele allzu deutlich zu lesen ist! Eben itzt verkündet die Trompete die Annäherung des Königs.

Klytämnestra. Endlich ist sie gekommen, die richterische Stunde! O, könnte sich mein Herz verhärten! Könnte mein Gesicht heucheln! Die Trompete schallt aufs neue — —

Die Wärterin. Ein Augenblick, Königin, ein Augenblick kann dich verraten.

Klytämnestra. Und meine Scham verschlingen! — — Was soll ich thun? Wohin soll ich sehen? — Was soll ich sagen? Verwirrung! Marter!

Die Wärterin. Königin — —

Klytämnestra. Ja! Ich Niederträchtige! War kein Dolch, der mich von diesem zehnfachen Tode retten konnte?

Die Wärterin. Höre! Der laute Einzug nähert sich.

Klytämnestra. Wohl, laß mich zu Atem kommen — —

(Indem sie sich von ihrer Verwirrung zu erholen sucht, sagt Agamemnon hinter der Szene.)

Agamemnon. Verlaßt mich auf einen Augenblick, meine Freunde!

Klytämnestra. Hörst du seine Stimme? Ja, ja, er ist es. Geh, bringe meine Kinder hierher! Vielleicht stärkt mich ihr Anblick.

Die Wärterin. Aber erinnere dich — —

Klytämnestra. Himmel!

---

2. Auftritt.

Agamemnon. Klytämnestra.

Agamemnon. Wo ist mein Leben, meine Liebe? Meine Klytämnestra! O, laß dich an meine auf den Lippen flatternde Seele drücken — die eben auf dem Wege ist, sich mit deiner

zu vermischen! O du, für die ich lebe, für die ich sorge, die du mir reizender als die Ehre bist! o meine Klytämnestra! Itzt, in dieser zärtlichen Umarmung vergess' ich alle Beschwerden der kriegerischen Jahre. Dieser bezaubernde Augenblick vertilget alle Martern der Abwesenheit. Gütigste Götter! Nein, nie war ein Herz von Freuden so erfüllt — als meines — — — (Er bemerkt ihre Unruhe.) Aber, Schönste, was sollen diese Thränen? Das sind nicht Thränen der glücklichen Liebe, wie ich vergieße. — — Was will dieser finstre Blick, der mich seiner Anmut nicht würdiget? Warum empfangen wir uns so kalt? Warum willst du mein Feuer so unfreundlich ersticken? O rede, meine Klytämnestra!

Klytämnestra. Vergib mir, Agamemnon! Ich kann dein Gesicht, ach, ich kann es nicht wiedersehen, ohne zurückzudenken, wie ich es das letzte Mal gesehen habe. Aulis stellt sich von neuem meinen Augen dar. Ich sehe die Schiffe, ihre Führer, die Wache, den blutigen Kalchas, das ganze schreckliche Gepränge des Opfers! Ich sehe meine schimpflich verratene Tochter, ich sehe sie von neuem bluten! Ich sehe die schreckliche Stirne — worauf ihr Urteil geschrieben war, und Agamemnon darf sich über meine Thränen wundern?

Agamemnon. Warum will meine Klytämnestra neue Stacheln in mein Herz drücken, da die alten noch zu tief stecken? Ach, warum rechnest du des Schicksals Härte mir zu? Nicht die weichliche Neigung gegen das, was uns angehöret, nicht die Eigenliebe ist es, welche die Welt erhält und ihre Regierer beliebt macht: nein, dieses sind nicht die Quellen der Ehre und unsterblicher Thaten. Wer würdig zu herrschen denket, in dem muß das allgemeine Beste, das Beste anderer die angenehmsten Triebe der Natur unterdrücken; und wer am besten herrschet, über den herrscht die Ehre am meisten. Schickte es sich für mich — — — laß deine eigne Neigung urteilen — — schickte es sich für den Agamemnon, als er einmütig zum Führer der Griechen erwählt wurde, als zwanzig Könige zu meiner Fahne hielten, als das ganze um mich versammelte Griechenland, durch den Raub deiner Schwester erhitzet, sich an seinem alten Erbfeinde, dem treulosen Asien, zu rächen verlangte, schickte es sich damals für mich, das Feuer der Ehre zu ersticken? Konnte ich ein Leben Tausenden versagen, diesen großmütigen Tausenden, die alle für meine Ehre, für die Ehre des Bluts meiner Klytämnestra zu sterben bereit waren? Wäre ich gegen die vereinte Stimme der Ehre,

der Pflicht, der allgemeinen Wohlfahrt, der gebietenden Götter taub gewesen; wäre in dem schwachen Vater der Grieche, der Patriot, der König und, was noch mehr als der König ist, der Anführer der Griechen schimpflich verschwunden, so hättest du mich selbst — — laß dein Herz die Wahrheit gestehen —, meine Klytämnestra selbst hätte mich verachten müssen. Und glaubst du, daß mir mein Entschluß leicht ward? Ach, Klytämnestra! hättest du gesehen, was in mir, in meiner gefolterten Brust vorging! Alle meine Schlachten sind dagegen ein Spiel. Nein, die zärtlichste Mutter, die über ihrem mit dem Tode ringenden Kinde in Thränen zerfließt, fühlt das nicht, was ich erlitt! — — Erinnre dich — — noch itzt zerschmelzt die Vorstellung den Vater in Thränen — — erinnre dich, wie ich mein Gesicht verhüllte, weil ich mich schämte, den um mich stehenden Griechen Thränen sehen zu lassen, die sich für die Wangen ihres Anführers nicht schickten. Höre auf, das zu schelten, was Mitleiden, ja, ich möchte sagen, Ruhm verdienet! Wer ein zärter Vaterherz hat als ich, der hat ein allzu zartes. Ich liebe meine Kinder, wie sie ein Vater lieben soll, und liebe sie noch aus einem andern, angenehmern Grunde: weil ich meine Klytämnestra liebe.

Klytämnestra. Ach, hätte mich Agamemnon geliebt, würde er mich in der rasenden Betrübnis, da meine blutende Tochter vor meinen Füßen lag, wohl verlassen haben? Würde er mich so lange verlassen haben? Die überlegende Liebe hätte gewiß in dem weiten Raume von zehn Jahren ein Mittel, mich zu sehen und mich zu trösten, gefunden. Warum wurde ich so vergessen, Agamemnon?

Agamemnon. Laß mich diese Thränen aufküssen — o reizende Thränen! wenn euch die zweifelnde Liebe, wenn euch die Abwesenheit fließen läßt! Anstatt dieser Vorwürfe frage mich lieber, wie ich diese Abwesenheit ertragen habe! Hier sind alle Worte, alle Beredsamkeit ist hier stumm, den Kummer auszudrücken, der sich über die wilden Stürme des Krieges erstreckte. Wenn der schimmernde Tag verschwand und das Lager schwieg, ach, alsdann nagte unter tausend andern Sorgen diese mein Herz am schmerzlichsten, die mich an dich erinnerte, an meine lang verlassene Klytämnestra, an die wilden Seen und Berge, die uns trennten.

Klytämnestra. Unglücklicher Mann!

Agamemnon. Was sagt meine Klytämnestra?

Klytämnestra. Unglückliche Sterbliche, die ein eitles

Wort betrügt, die sich zu Sklaven ihres eigenen Stolzes, zu Sklaven der freudenlosen Ehre machen!

Agamemnon. Nur der hat einen Anspruch auf die Glückseligkeit, der den rauhen Weg der Ehre gegangen ist.

Klytämnestra. Aber was nutzt der Anspruch auf eine verschwundene Glückseligkeit?

Agamemnon. Ich beschwöre dich nochmals, Klytämnestra, bei allem, was den zärtlichen Namen der Liebe trägt, beschwöre ich dich, übergib unsern vergangnen — — wie gern wollte ich ihn keinen Zank nennen — — übergib ihn der liebreichen Vergessenheit! Ach, es war, es war eine Zeit — — — wie süß ist es, diesen Gedanken nachzuhängen! — — da unsere Seelen in einer immerwährenden Entzückung zerflossen, da im Frühling unseres Lebens der Frühling der Liebe sanft um uns wehte, da Himmel und Erde und die ganze lächelnde Natur uns mit Freuden erblickte. Und noch, wenn mir nur Klytämnestra hilfliche Hand reichet, kenn' ich eine Leidenschaft von weit eindringenderer Entzückung, als nimmermehr die unruhige Jugend fühlt: dieses ist die durch lange Erfahrung zur Freundschaft reif gewordene Liebe. Wie weit ist das verdrießliche Kind der Einbildung davon entfernt! Es ergötzet sich einige Augenblicke an der Schönheit; schnell wird es ihrer überdrüssig und sucht ein andres Spielwerk. Wie viel edler ist die Frucht der unveränderlichen Vernunft, die mit den Jahren angenehmer wird und immer ihren Reiz behält! — — Nur selten, Klytämnestra, lass' ich mich zu wiederholten Bitten herab — — Vernichte doch nicht meine zusammengesammelte Hoffnung der Liebe und des Lebens! — Mache mir meine Eroberungen nicht verhaßt! Ich muß sie verabscheuen, wenn sie mir dich, wenn sie mir deine Liebe kosten. Eine Tochter, eine zehnjährige Abwesenheit von Klytämnestra war schon zu viel. Setze keinen neuen Verlust hinzu! Dich zu verlieren, ist mir unerträglich, dich, du Geliebteste, vormals die Holdeste deines Geschlechts!

Klytämnestra. Ach!

Agamemnon. Wende dich nicht weg! Schon sehe ich sie in deinen Blicken, die mitleidige Güte!

Klytämnestra. Ach, zur Unzeit, zärtlicher Agamemnon! allzu großmütiger Agamemnon! Du ängstigst mich! Wärst du doch itzt minder freundlich, minder zärtlich! Oder wärst du vielmehr niemals so grausam gewesen!

Agamemnon. Welche Ungerechtigkeit, mich grausam zu

nennen! Das Schicksal, das Glück, die Götter waren für uns beide grausam. — — Wie konnte ich dir unsere geteilten Schmerzen mehr lindern, wie konnte ich dir meine Abwesenheit mehr erleichtern? Ich ließ dir Melisandern zum Ratgeber, den weisesten, den getreuesten, den besten — — — Ach, sanft redende Natur! — — Sind das nicht meine Kinder? —

3. Auftritt.

Agamemnon. Klytämnestra. Elektra. Orestes.

Agamemnon. Meine Tochter! meine Elektra!

Elektra. O mein Vater!

Agamemnon. Komm in meine Arme, mein Kind, mein teurer Orestes! Du, in dem ich neu lebe, du mein verjüngtes Selbst! Und du, Elektra, in deinen offnen Wangen erkenne ich die Blüte deiner Mutter. So sah sie aus; so waren die sanften Blicke ihrer hervorbrechenden Schönheit. O du angenehmstes Bild meiner Klytämnestra! meine andere Iphigenia!

Elektra. O mein Vater! meine Freude! mein Stolz! mein Ruhm! den ich oft im Traume, als käme er von Troja zurück, gesehen habe! Doch immer löschte der unwillkommne Morgen die werten Täuschereien der Nacht mit Thränen aus. — — Ist es also kein unglaubliches Gesichte mehr? Nein, er ist's; es ist mein Vater, dessen Abreise von hier wie des Todes der Iphigenia ich mich noch wohl erinnre. Wie glorreich war dein Tod, Iphigenia! ein Tod, den ich mehr beneide, als beklage. Wer wollte nicht sterben, einen unsterblichen Ruhm zu gewinnen, Griechenland zu befreien und die Ehre eines Vaters zu vermehren!

Agamemnon. Umarme mich nochmals, großmütige Tochter! Auch du, mein Sohn! O, hätte es dir dein zartes Alter erlaubt, an unsern Thaten vor Troja teil zu nehmen! Der Krieg ist es, was einen Fürsten bildet. Schweiß, Ermattungen, schlaflose Nächte und nimmer ruhige Tage, Sorge, Gefahr, verschmähter Tod, ein allen gleiches Schicksal, veränderliches Glück: die sind es, welche den Geist zur Ehre erheben, diese sind es, welche die edelsten Tugenden, die sanftmütigsten Betragungen einprägen. Wo werde ich, Orestes, wo werde ich, dir dies alles zu lehren, ein neues Troja finden?

Orestes. O, wie glücklich wäre ich gewesen, wann ich es hätte sehen können, was ich itzt nur hören muß! Doch oft

will ich es hören, täglich will ich die Geschichte lernen und deinem Exempel nachdenken. Ich will mich bestreben, deine Tugenden mit deinem Blute zu verbinden, die geerbten Lorbeeren nicht zu entehren. In meiner Brust erhebt sich, ich weiß nicht was — — Verzeihe Herr, ich bin zu jung, es dir zu sagen — — doch hier fühle ich was, was mich hoffen läßt, daß ich meinen Vater nicht beschämen werde.

Agamemnon. Sohn meiner Seele! Siehe her, meine Klytämnestra, siehe her und weine mit mir Thränen der Zärtlichkeit und der Entzückung! Was sind alle geschmacklose Wollüste gegen diese eines Freundes, welche eine heilige Liebe schenkt! O Natur, o väterliche Natur, du, du bist allein der untrügliche Richter dessen, was uns glückselig macht!

Ein Hofbedienter kommt.

Der Hofbediente. Aegisthus, Herr, erwartet dich.

Agamemnon. Ach, laß ihn hereinkommen! Entferne dich, Klytämnestra, entfernet euch, werte Kinder! bald werden wir wieder beisammen sein; unterdessen lebt wohl!

---

4. Auftritt.

Agamemnon.

Agamemnon. Gehorcht mir, Mienen, auf einen einzigen verstellten Augenblick! Ich will euch nicht lange martern! Hier am Hofe muß man das ehrliche Gesicht des Kriegers ablegen. Wie wenig glaubt er, daß ich ihn durch Melisandern in der Falle habe, den ich auf meiner Rückfahrt von dem wüsten Eilande zu retten das Glück hatte, wohin ihn der Verdammte — —

---

5. Auftritt.

Agamemnon. Aegisthus.

Aegisthus. Heil dem Agamemnon und Glückseligkeit, die seinem Ruhme gemäß ist!

Agamemnon. Ich grüß' Euch, Vetter!

Aegisthus. Vergib mir, Herr! Du hast uns mit dieser schleunigen Rückkunft überrascht. Denn nach dem Zeichen, dessen herrliche Flamme ganz Griechenland erfreute, konnten wir deine Gegenwart die ersten drei Tage darauf nicht hoffen.

Verzeih also, daß wir dich unbereitet, einzig mit der Freude, mit der Entzückung und dem Erstaunen, welches sich jeder griechischen Brust bemeistert hat, empfangen! Und wahrhaftig, so einen Ausbruch der Freude, als dieser vollkommene Triumph verursacht hat, habe ich noch nie gesehen. Stadt und Land und alles drängte sich in einem lauten triumphierenden Ungewitter durcheinander. Kaum konnte ich mich durchpressen. Der Schall der Trompete verlor sich in dem unzähligmal wiederholten Jauchzen, das deinen Namen in Himmel erhob. Viel tausend Augen stehen unten und glühen, den Ueberwinder von Troja zu sehen.

Agamemnon. Der edelste Ruhm, der mein Herz beglücken kann, die angenehmste Musik ist mir die Freude meines Volks. Aber, wahrhaftig, deine Zunge kann ihr vortreffliche Gerechtigkeit widerfahren lassen. Glaube mir, du kannst deine Beschreibungen sehr artig ausmalen. Ich habe eine so verbindliche Sprache in langen Zeiten nicht gehört.

Aegisthus. Mißdeute meinen Eifer nicht! Dem vollen Herze steht stets der dienstfertige Ausdruck bereit. Ich empfinde, Agamemnon, deinen Ruhm so tief, daß sich mit meiner Freude eine Art von Leidenschaft vermengt, die fast dem Neide ähnelt. O ihr Götter! Hat, weil ich lebe, ein Krieg, der allerberühmteste Krieg, den je ein Alter gesehen hat oder noch sehen kann; hat ein Krieg, dessen nimmer sterbender Ruhm die Welt überfliegen und die entferntesten Zeiten erreichen wird: hat so ein Krieg meine Tage geziert, und ich habe keinen Anteil an seiner Ehre gehabt? Entkräftet, unbekannt habe ich im ruflosen Frieden mein Leben verloren.

Agamemnon. Diese Hitze ist Mode! Doch wisse, Aegisthus, ein freies Volk im Frieden ohne Anmaßung, aber auch ohne Aufgebung der Gewalt wohl beherrschen; die Ehre der Gesetze unverletzlich erhalten, dann und wann aber ihr Urteil, wann es strenger ist, als es der Glimpf erfordert, lindern; das Steuer des Staats unter den parteiischen Stürmen oder während der noch gefährlicheren Stille des durch die lange Dauer verderblichen Friedens klug regieren; und was noch mehr ist, die Bahn rennen, welche das Glück zu dem süßen Ruhme der beschützten Künste, der Gnade, des Wohlthuns, von welchem die Götter selbst ihren prächtigsten Glanz borgen, eröffnet: wahrlich, Aegisthus, dieses kömmt, der wahren Ehre nach, den täuschenden Eroberungen gleich, wo es sie nicht

übertrifft, und erfordert nicht weniger Beherrschung, Mut, Sorge und anhaltende Arbeit.

Aegisthus. Sage danklose, rauhe, unangenehme Arbeit, welche anstatt des Preises und schuldiger Belohnung öftrer Verspottung, Vorwürfe, halsstarrige Widersetzungen gegen die lautersten Maßregeln, Ungerechtigkeit, Verbannung, ja wohl den Tod findet! Und so will es die Natur des übelgesinnten Menschen. Ganz anders aber ist die Belohnung des Siegers: ihn loben alle, ihn bewundern alle.

Agamemnon. Gut, ob es schon eine mühsame Beschäftigung, eine undankbare Arbeit ist, zu regieren, so wag' ich es doch nicht, Aegisthus, so hart von dem menschlichen Geschlechte zu urteilen. Wahrheit, Weisheit, Mut, Gerechtigkeit, Wohlthun, ein durch wohl überlegte Unternehmungen wirksames ununterbrochenes Bestreben nach dem gemeinen Besten: diese müssen auch in den verderbtesten Zeiten angesehen, beliebt und wert sein, weil doch zuletzt Verdienst das Verdienst erweckt und Tugend anzündet. Unterdessen hat ja wohl er, den ich Klytämnestren zum Ratgeber ließ, Melisander, dir deine Arbeit um die Hälfte erleichtert.

Aegisthus. Wollte der Himmel, er hätte es gethan!

Agamemnon. Du bestürzest mich — — — Ist Melisander nicht weise, gerecht und treu?

Aegisthus. Ja, Herr, ich gesteh' es, er trug eine sehr schöne Larve.

Agamemnon. Sachte, Aegisthus! Ich kenne seine unbewegliche Tugend und werde nicht die geringste Erwähnung von etwas vertragen, was einen Mann, den ich liebe, beschimpft.

Aegisthus. Ich muß also, von der Wahrheit gedrungen, meine Verteidigung selbst übernehmen. Kühnlich will ich behaupten, Agamemnon, daß er geschickter ist, einen Staat zu beunruhigen und zu verwirren, als ihn zu regieren.

Justin.

Ein Lustspiel in fünf Aufzügen.

Nach dem „Pseudolus" des Plautus.*)

Personen: Herr Ballof, in Trauer um seine jüngst verstorbene Frau, welche eine Französin gewesen war, bei der man die Jungfer Charlotte in die Kost gethan hatte. Sie hatte die Mamsell dü Babil geheißen, ehe sie den Herrn Ballof geheiratet, einen Geizhals und Betrüger, der siebzig Professionen schon versucht, Sprachmeister, Coffetier, Fechtmeister, Komödiant, und wer weiß was gewesen war.

Jungfer Charlotte, die als ein Kind von vier Jahren bei der Mamsell dü Babil in die Kost gethan worden. Niemand hatte seit dieser Zeit das Kostgeld für sie bezahlt. Sie hatte allerhand künstliche Frauenzimmerarbeit gelernt, und Herr Ballof hatte endlich eine vornehme Dame gefunden, die das Kostgeld für sie bezahlen und sie als Kammermädchen zu sich nehmen will. Er hatte auch wirklich bereits mehr als die Hälfte davon bekommen, und das übrige sollte er bekommen, wenn die Dame Charlotten würde abholen lassen. Dieses soll heute geschehen.

Calidor, ein junger Mensch, der sich in Charlotten verliebt und von ihr auch wieder geliebt wird.

Simon, des Calidors Vormund und, wie man am Ende erfährt, der Charlotte Vater, von der auch dieses zu merken, daß sie nicht lange mit dem Ballof an den Ort gekommen, wo die Komödie vorgeht.

Martin Knecht, der Kutscher der vornehmen Dame, welcher Charlotten abholen will.

---

*) Zuerst gedruckt im „Theatralischen Nachlaß".

Justin, Bedienter des Calidor, welcher dem Martin die Briefe abnimmt, indem er sich für einen Bedienten des Ballof ausgibt.

Wolfgang, ein anderer Bedienter, der die Rolle des untergeschobenen Martin Knechts spielt.

Plautina longa fabula in scenam venit!

Entwurf.

Actus primus. Sc. I. v. eandem Scenam apud Pl. Calidor und Justin. — Sc. II. Ballof. Calidor. Justin. v. Sc. III. Act. I. Ballof sagt, er gehe eben, um sich einen Domestiken zu suchen, weil er, wenn Charlotte wegkomme, einen Domestiken haben müsse, der ihm den Tisch besorgen könne. — Sc. III. Calidor. Justin. Justin verspricht dem Calidor, sein möglichstes anzuwenden, dem Ballof das Mädchen aus den Zähnen zu rücken. Unterdessen solle er sehen, wo er Geld auftreiben könne, wodurch man es zwingen müßte, wenn List nicht anschlagen wollte. Sc. IV. Justin. v. Sc. IV. Act. I. — Sc. V. Simon. Justin. v. zum Teil Sc. V. Act. I. Simon muß sich als ein guter, ehrlicher Mann beklagen, daß Calidor auf solche Ausschweifungen falle; er habe gehört, daß er sich in ein fremdes Frauenzimmer in der Nachbarschaft verliebt habe. Er ist besorgt, daß er etwas Unrechtes thun möge. Es geht ihm nahe, daß er wenigstens an seinem Mündel seine Freude nicht erleben solle, da er sie an seiner Tochter nicht erleben können, die er als ein Kind von vier Jahren, als er eines Unglücks wegen das Land verlassen müssen, in die Kost gegeben, ohne seitdem von der, der er sie anvertrauet, das Geringste erfahren zu haben. Er befiehlt dem Justin, zu Hause zu bleiben, weil er einen nötigen Gang unterdessen verrichten wolle.

Actus secundus. Sc. I. Justin. v. Sc. I. Act. secundi. — Sc. II. Justin. Martin Knecht. v. Scenam eandem apud Plautum. — Sc. III. Justin. v. eandem

apud Plautum. — Sc. IV. Calidor. Justin. Calidor hat etwas weniges Geld bekommen, welches aber ungefähr so viel ist, als Martin Knecht dem Ballof von der Dame auszahlen sollen. Siehe zum Teil ebendieselbe Szene bei dem Plautus. Sie gehen ab, einen falschen Martin Knecht zu suchen.

Actus tertius. Sc. I. Ballof und ein neuer Domestike. v. Sc. II. Act. III. — Sc. II. Simon zu den Vorigen. Ballof schiebt den Bedienten voran in das Haus. Simon redet den Ballof unbekannterweise an und warnet ihn wegen seines Mündels. — Sc. III. Simon. — Sc. IV. Simon. Calidor. Simon redet seinem Mündel vernünftig zu und tadelt ihn, daß er sich in eine Unbekannte verlieben können. „Nun," sagt Calidor, wenn Simon weg ist, „wird es drauf ankommen, ob ich glücklich sein soll. Es ist alles bestellt, und ich will mich nur in dieser Gegend aufhalten, um von weitem zu sehen, wie die Sache ablaufen wird."

Actus quartus. Sc. I. Justin. Wolfgang. v. Sc. eandem apud Plautum. — Sc. II. Ballof und die Vorigen. v eandem apud Plautum. — Sc. III. Justin. v. eandem. — Sc. IV. Justin und Wolfgang, welcher Charlotten geführt bringt. Ballof ruft dem verstellten Martin Knecht noch nach, sie richtig zu überbringen. Charlotte sagt wenig Worte, mit welchen sie sich ohngefähr beklagen kann, daß sie Ballof gleichsam in eine Dienstbarkeit verkaufe, indem ihr Wolfgang immer heimlich in das Ohr flüstert, sich nicht so zu sperren — sie werde es besser finden, als sie es glaube — und wird oben an der Szene sogleich von Calidor in Empfang genommen. Sie führen sie fort.

Actus quintus. Sc. I. Ballof. v. Scenam V. Act. IV. — Sc. II. Ballof und Simon. v. Sc. VI. Act. IV. — Sc. III. Martin Knecht. v. Sc. VII. Act. IV. Martin Knecht geht voller Bosheit fort, um sich bei einem Richter zu beschweren. -- Sc. IV. Ballof und Simon. Hier geht die Entdeckung vor sich, daß Simon der Charlotte Vater sei. — Sc. V. Charlotte, Martin Knecht und Justin zu den Vorigen. Martin Knecht hatte den Justin ertappt und erkannt, eben als er sich mit Charlotten in einen Wagen werfen und sie davonführen wollen. Er bringt ihn also mit Gewalt

nebst dem Frauenzimmer zurück. Die Erkennung geht vor sich. — Sc. VI. Zu diesen Calidor. Er kömmt verzweifelnd zurück, weil er vergebens vor dem Thore auf beide gewartet und erfahren, was mit seiner Dirne vorgegangen. Der vergnügte Schluß und das Ende des Stücks, nachdem Simon dem Martin Knecht versprochen, an die Dame einen Brief mitzugeben und sie in allen Stücken zu befriedigen.

Palaion.

Comédie en un Acte.

A Berlin 1750.*)

Laudator temporis acti. *Horace.*

Acteurs.

Palaion.
Lucile, fille de Palaion.
Codex, avocat.
Cliton, amant de Lucile.
Toinon.

Scène première.

Palaion (en robe de chambre).

Palaion. Oh que tout honnête homme aujourd'hui est à plaindre! Le bon vieux tems est passé; et le siècle où nous sommes n'est que trop fait pour dégoûter entièrement du monde toute âme vertueuse. Ce n'est pas le chagrin qui me fait dire cela, quoique j'en ai beaucoup. Car un procès éternel de vingt ans et une fille nubile suffisent, je crois, à mettre au désespoir un mortel qui est assez malheureux pour les avoir sur ses bras. Ah — — un procès — — une fille nubile — nubile — ah — j'enrage! Mais que me feroit tout cela, si la vertu n'étoit pas plus inconnue aux filles d'aujourd'hui que la justice ne l'est à nos juges. Oh les heureux tems que celui de ma jeunesse! Jadis tout les juges étoient de Rhadamanthes et toutes les filles de Pénélopes. Oui! jadis on n'étoit

*) D r Anfang des französischen Originals erschien zuerst gedruckt in „Lessings Leben" von Danzel, mit folgender Bemerkung des letzteren: „Ich habe mir in diesem Fragment nach Lachmanns Beispiele einige offenbare Schreibfehler zu verbessern erlaubt; es bleibt immer noch genug übrig, um dasselbe zu einem Beweise mehr zu machen, daß man zu der Zeit, als in Deutschland das Französische die Grundlage aller Bildung war, darum nicht eben mehr Französisch wußte."

Vor Diesem!

Ein Lustspiel in einem Aufzuge.

1756.*)

Personen.

Wilibald.
Charitas, Tochter des Wilibalds.
Hedwig, der Charitas Mädchen.
Codex, ein Advokat.
Florian, dessen Vetter.
Philibert, der Charitas Liebhaber.

I. Auftritt.

Wilibald (unangekleidet im Schlafrocke).

Wilibald. Wie sehr ist jeder ehrliche Mann heutzutage zu beklagen! Die gute alte Zeit ist vorbei, und die, in der wir itzt leben, muß allen zum Ekel und zum Verdruß werden, die nur noch ein Fünkchen Vernunft und Tugend haben. Ich sage das aus Ueberzeugung und nicht aus Aergernis, ob ich gleich Aergernis mehr als zu viel habe. Es müßte auch mit einem Wunderwerke zugehen, wenn es mir bei einem ewigen Prozesse von zwanzig Jahren und bei einer erwachsenen Tochter daran fehlen sollte! Ein Prozeß! Eine erwachsene Tochter! Aber was würde mir alles das schaden, wenn heutzutage unsern Mädchen die Ehrbarkeit nicht ebenso unbekannt wäre, als die Gerechtigkeit unsern Richtern? Nein, wirklich, vor Diesem war das so nicht! vor Diesem, da alle Richter Rhadamanthen und alle Mädchen Susannen waren! vor Diesem, da es eine ebenso große Unmöglichkeit schien, die Gerechtigkeit zu erkaufen als den Himmel! — — Wegen meines Prozesses zwar hat mir der Präsident gestern gute Hoffnung machen lassen. Ich soll heute mit meinem Advokaten zu ihm kommen. Aber es

*) Zuerst gedruckt im „Theatralischen Nachlaß“.

pas obligé de confier sa cause à des avocats ou ignorants ou intéressés. Oui! jadis on la plaidoit soi-même, et on étoit sûr que le bon droit l'emporteroit. Oui! il étoit plus incompréhensible à nos pères, qu'on puisse acheter la justice, qu'il ne l'est aux Hugenots qu'on puisse acheter le ciel. Tout est changé! O tems, o mœurs! — Enfin c'est aujourd'hui que le président m'a promis de me défaire de la moitié de mes maux infernals, et de mettre fin à l'éternité de mon procès. — Nous verrons — — pour moi je n'en crois rien. Car je le vois bien qu'il y va de l'intérêt du diable que la chicane ne me laisse jamais en repos. Uniquement occupé de mon procès pourrais-je jamais revenir à moi-même pour donner le vil reste de mes jours à mon âme, à mon Dieu? Non. Il faut absolument qu'à force de plaider je me donne en proie à l'enfer. — — Mais voilà ma fille qui vient.

Scène II.

Palaion. Lucile.

Palaion. Approchez-vous, Lucile! Mes pensées viennent de rouler —

Lucile. N'est-ce-pas? sur la corruption du tems? Voilà le triste objet de vos idées. En vérité, mon très-cher père, je suis fort fachée que vous n'êtes pas fait pour ce monde là — Il est, je pense, passablement bon pour quiconque s'y veut plaire.

Palaion. O jeunesse! O ma fille que je souhaitrois de vous voir penser plus sainement! Est-ce ainsi que vous voulez démentir le sang de votre père? O que j'ai pitié de vous! Venez, je vous communiquerai mes réflexions avec toute la sincérité d'un père. Elles sont fondues sur l'expérience qui ne nous vient qu'avec les années. Elles serviront à votre jeune beauté de la force de l'âme, qui n'est que le partage de l'âge avancé. Un peu de mes lumières vous donnera dix ans de plus.

Lucile. Comment, mon père? dix ans de plus? Vous n'y pensez pas? dix ans de plus? Ah! le joli présent pour une jeune fille!

Palaion. Vous ne m'entendez guère.

Lucile. Oh que oui! Dix ans de plus? Donnez-

wird gewiß wieder nichts sein; denn es liegt dem Teufel zu viel daran, daß mich die Chicane nicht in Ruhe läßt — Gut, meine Tochter, daß du kömmst — —

---

2. Auftritt.

Charitas. Wilibald.

Wilibald. Ich hatte itzt eben meine Gedanken über —

Charitas. Ueber die itzigen verderbten Zeiten, nicht wahr? Diese sind ja immer der traurige Gegenstand Ihrer Gedanken. Wahrhaftig, Herr Vater, es thut mir herzlich leid, daß Sie so wenig für diese Welt gemacht sind. Ich dächte doch, sie wäre noch so ziemlich gut.

Wilibald. O Jugend! O meine Tochter, wie sehr wünsche ich dir gesundere Begriffe! Du machst mein ganzes Mitleiden rege. Komm, Kind, und laß dir meine Erfahrungen mitteilen! Sie können deiner jungen Schönheit statt der Stärke des Geistes dienen, die sonst nur das Vorrecht des Alters zu sein pflegt. Ein weniges von meiner Einsicht kann dir zehn Jahre mehr geben — —

Charitas. Wie, Herr Vater? Zehn Jahr mehr? Sie bedenken nicht, was Sie sagen. Zehn Jahr mehr? O, ein vortreffliches Geschenk für ein junges Mädchen!

Wilibald. Du verstehst mich nicht.

Charitas. O, ich verstehe Sie ganz wohl! Zehn Jahr mehr? Geben Sie mir, wenn es sein kann, lieber zehn Jahr weniger! Ich erschrecke über diese zehn Jahr mehr.

Wilibald. Diese zehn Jahr mehr würden weder deiner Schönheit noch deiner Jugend nachteilig sein. Du würdest den Nutzen davon genießen, ohne ihre Last zu fühlen.

Charitas. Wenngleich. Wir wollen uns lieber nicht übereilen. Wir wollen dem Laufe der Natur lieber nicht zuvorkommen. Wenn die finstere Weisheit nur mit dem Alter erlangt wird, so kann sie nie spät genug erlangt werden.

Wilibald. Fürchte nichts, meine Tochter! Bei solchen Gesinnungen wird sie dich in deinem Leben nicht inkommodieren.

Charitas. Desto besser!

Wilibald. Dieses „Desto besser" geht mir durch die Seele! Ich fürchte, ich fürchte, du sprichst im Ernst. Vor Diesem, Charitas, waren die Mädchen von deinem Alter weit

moi plutôt, si vous pouvez, dix ans de moins. Oh que me font peur ces dix ans de plus!

Palaion. Ces dix ans, ma fille, ne seront préjudicables ni à votre beauté ni à votre jeunesse. Vous n'en aurez que l'utilité sans en avoir le fardeau.

Lucile. N'importe. Ne précipitons point mes années. Pourquoi prévenir la nature? Si l'austère sagesse ne vient qu'avec l'âge, elle ne viendra jamais trop tard.

Palaion. Ne craignez rien, ma fille! Avec de telles dispositions elle ne vous importunera jamais.

Lucile. Tant mieux.

Palaion. Ce tant mieux me perce le cœur. O que je crains que vous ne parlez sérieusement! Jadis, Lucile, jadis les filles de votre âge étoient plus dociles, plus modestes. Jadis, vous dis-je, elles passoient avec plaisir des heures délicieuses dans la conversation d'un père sensé et tendre. Jadis elles ne couroient pas au bal, elles n'étoient pas folles de la comédie. Jadis elles ne tuoient pas des jours entiers en lisant des romans qui ne charment l'esprit que pour gâter le cœur. Jadis — —

Lucile. Je le vois bien. Jadis, mon père, toutes les filles étoient des matrones vénérables. N'est-ce-pas?

Palaion. Oui, justement.

Lucile. Oh mon père, ne me faites pas rire.

Palaion. Rire? Et je voudrois bien vous faire pleurer de vos sottises.

Lucile. Les sottises que je fais, sont les sottises du tems et non pas les miennes. Et je crois que s'accommoder au tems est le devoir du sage. Mais rompons là-dessus. Monsieur Cliton a été hier chez vous, que vouloit-il?

Palaion. Oh rompons là-dessus, et continuons notre premier discours. Le sage, dites vous, devroit-il s'accommoder au tems? O quel dangereux principe! Non, ma fille, il ne faut jamais se laisser entraîner par le torrent. Prenez l'exemple sur la foule, et voilà votre vertu sur le précipice. Allons le chemin de la vertu, et qu'importe si nous y sommes les seuls?

Lucile. Nous n'y seront pas les seuls, si vous permettez que Cliton nous accompagne. Il est digne de se former sur votre modèle. Il vous aime, il estime la justesse de votre esprit, il m'adore — —

lehrbegieriger, weit bescheidener. Vor Diesem hörten sie einem vernünftigen und zärtlichen Vater mit mehr Vergnügen zu. Vor Diesem liefen sie nicht so auf die Bälle und in die Komödien. Vor Diesem lagen sie nicht den ganzen Tag über den Romanen, die dem Witze nur schmeicheln, um das Herz zu verderben. Vor Diesem — —

Charitas. Ich höre wohl. Vor Diesem waren alle junge Mädchen ehrwürdige Matronen. Nicht wahr?

Wilibald. Ja!

Charitas. Sie machen mich zu lachen, Herr Vater.

Wilibald. Zu lachen? Und ich wollte, daß du über deine Thorheiten weintest!

Charitas. Die Thorheiten, welche Sie mir Schuld geben, sind die Thorheiten der Zeit und nicht meine Thorheiten. Und ist es nicht unsere Pflicht, sich in die Zeit zu schicken? Doch lassen Sie uns diese Unterredung abbrechen! Philibert ist gestern bei Ihnen gewesen.

Wilibald. Laß uns diese Unterredung abbrechen, um wieder auf die erste zu kommen! Man muß sich, sagst du, in die Zeit schicken? O, was für ein gefährlicher Grundsatz! Man muß sich nicht von der Menge hinreißen lassen, sondern man muß den Weg der Tugend wandeln, und wenn wir auch ganz allein darauf wandelten.

Charitas. Wir werden nicht ganz allein darauf wandeln, wenn Sie erlauben, daß uns Philibert begleiten darf. Er ist es wert, sich nach Ihrem Muster zu bilden. Er liebt Sie; er bewundert Ihren richtigen und scharfen Verstand; er betet mich an.

Wilibald. Er betet dich an?

Charitas. Ja, von Grund seiner Seelen.

Wilibald. Von Grund seiner Seelen?

Charitas. Ja.

Wilibald. Er betet dich an von Grund seiner Seelen? Das entzückt mich — —

Charitas. Warum wollen Sie also länger einer so reinen, so zärtlichen Liebe zuwider sein? einer Liebe, die Sie selbst so entzückt —

Wilibald. Erschöpfe deine Beredsamkeit nicht! Er betet dich an, und mehr brauch' ich nicht zu wissen, um ihn aus dem Grunde zu kennen.

Charitas. Wie glücklich bin ich, daß Sie ihm Gerechtigkeit widerfahren lassen! Ja, er ist der artigste, gefälligste, liebenswürdigste von allen jungen Menschen.

Palaion. Il vous adore?

Lucile. De tout son cœur.

Palaion. De tout son cœur?

Lucile. Oui.

Palaion. Il vous adore de tout son cœur? Cela me charme.

Lucile. Ne contrariez donc plus longtemps notre amour si pur, si tendre, si fait pour vous charmer vous-même — — si — —

Palaion. Oh, n'épuisez vous pas en épithètes inutiles! Il vous adore, et cela suffit pour me le faire connaître au fond.

Lucile. Oh que je suis heureuse, que vous lui rendez justice! Oui, c'est le plus poli, le plus complaisant, le plus aimable de tous les hommes — —

Palaion. Et pour comprendre tout en un mot, le fou le plus accompli.

Lucile. Que dites-vous?

Palaion. Je dis, que vous poussez l'effronterie trop loin. Une fille bien née ne devroit-elle pas plutôt mourir de honte que de parler à son père de ses amants? Jadis les filles aimoient aussi, mais elles aimoient avec bienséance, elles aimoient tout bas. Si j'étois fille, moi, je confesserois plutôt un meurtre que mon amour. Savez-vous bien ce que c'est qu'aimer?

Lucile. Si je le sais?

Palaion. Vous le savez? Tant pis! Mariez-vous donc au plutôt. Je ne suis pas si fou que de vouloir étouffer la curiosité d'une fille qui sait ce que c'est qu'aimer. Je ne me mêle pas de l'impossible. Non, morbleu, non. Allez, mariez-vous, mais choisissez un objet plus digne d'être mon gendre que ce Cliton. Est-ce à un homme qui adore les femmes que je me dois allier? Adorer une femme, ne vous en déplaise, est adorer la folie même. Jadis on n'avoit pour les créatures de votre espèce que de petits égards; on étoit bien loin de les aimer; et pour les adorer, c'étoit une phrénésie qui n'étoit réservée qu'à nos tems destinés expressément à faire la guerre au sens commun. Et, ma foi, si je m'y connois, votre Cliton s'est fort distingué dans cette guerre. Babillard, impertinent, amateur zèlé de toutes nouveautés, coureur du monde, voilà les aimables qualités que je

Wilibald. Und mit einem Wort alles zu sagen: der vollkommenste Narr unter der Sonne.

Charitas. Was sagen Sie?

Wilibald. Ich sage, daß du in deiner Unverschämtheit zu weit gehst. Ein wohlerzogenes Mädchen sollte eher vor Scham sterben, als mit ihrem Vater von ihren Liebhabern sprechen. Vor Diesem liebten die Mädchen auch; aber sie liebten mit Anständigkeit, sie liebten ganz in der Stille. Und wenn ich ein Mädchen wäre, ich, so würde ich eine Mordthat eher bekennen als meine Liebe. Weißt du denn, was das ist, lieben?

Charitas. Ob ich es weiß!

Wilibald. Du weißt es? Desto schlimmer. Verheirate dich also je eher je lieber. Ich bin so ein Thor nicht, daß ich die Neubegierde eines Mädchens, das schon weiß, was Lieben ist, zu ersticken versuchen wollte. Ich vermenge mich mit dem Unmöglichen nicht. Nein, wahrhaftig, nein! Geh, verheirate dich, aber wähle nur einen, der es würdiger ist, mein Schwiegersohn zu sein als dieser Philibert! Ich sollte einen Menschen, der die Frauenzimmer anbetet, in meine Familie nehmen? Ich? Ein Frauenzimmer anbeten, wenn du es mir nicht übel nehmen willst, heißt die Narrheit selbst anbeten. Vor Diesem hatte man für euch Geschöpfe nur kleine Achtungen; euch zu lieben, davon war man weit entfernt; aber euch gar anzubeten, das ist eine Raserei, die unsern itzigen Zeiten vorbehalten ward, die ausdrücklich dazu bestimmt zu sein scheinen, mit der gesunden Vernunft in Streite zu leben. Und wenn ich mich nicht sehr irre, so hat sich dein Philibert in diesem Streite vortrefflich hervorgethan. Er ist galant, er schwatzt, er ist in der Welt herumgeschwärmt, er hat einen Narren gefressen an allem, was neu ist: das sind die schönen Eigenschaften, die ich gestern an ihm bemerkte, als er mich mit seinem verdrießlichen Besuche beehrte. Und übrigens darf man so gar scharfsichtig nicht sein, um zu merken, daß er sein Vermögen durch seine Reisen ziemlich dünne gemacht. Sollte das etwa gar die wahre Ursache sein, warum er dich anbetet?

Charitas. Wenigstens ziehen Sie die Redlichkeit seines Herzens nicht in Zweifel. Vielleicht zwar, daß er nicht mehr der Reichste ist. Aber was schadet das? Er besitzt Geschicklichkeiten, die ganz gewiß sein Glück machen werden, und hat einen sehr reichen alten Vetter, der — —

Wilibald. Geschicklichkeiten! — — Einen alten Vetter!

lui ai trouvées hier en m'honorant de sa visite ennuyeuse. Au reste il ne faut pas être trop clairvoyant pour voir qu'il a bien éclairci ses biens par ses voyages inutiles. Ne seroit-ce pas la véritable cause pourquoi il vous adore?

Lucile. Du moins, mon père, ne soupçonnez pas sa droiture. Je le connois. Son amour est désintéressé. Peut-être il n'est pas trop à son aise: mais qu'importe? Il a des talens qui ne manquent pas à faire sa fortune. Il a aussi un oncle puissamment riche — —

Palaion. Des talens — un oncle — Vous vous moquez, ma fille. Dans ce siècle barbare, où le plus opulent est le plus habile, où l'argent nous peut faire savoir tout sans en avoir rien appris, quels avantages croyez-vous que puisse avoir un homme de talent sur un butor? — Et quant à l'oncle, ne croyez-vous pas que les oncles sont des hommes à vouloir survivre leurs neveux?

Lucile. Je conviens que ses espérances ne sont pas trop bien fondues. Mais vous conviendrez aussi, mon père, que ce ne sont pas les richesses qui font le bonheur des mariages.

Palaion. Ni l'amour non plus. Ce sont les mœurs qui le font, et Cliton n'en a point. Si mon gendre est un homme de probité connue, d'un cœur non-infecté du poison de nos tems, d'une simplicité digne de nos pères, je lui ferai grâce de ses biens et de sa naissance.

Lucile. Ah! ah! j'entrevois votre dessein!

Palaion. Et quel dessein m'imputez-vous?

Lucile. Oh de grâce! Il est tout-à-fait digne de mon père? Parceque l'homme qui lui faut sera un peu difficile à trouver, il fera revenir de l'autre monde un bon garçon pour être mon époux.

Palaion. Oui, c'est ce que je ferois certainement.

Lucile. Quel horreur! la crainte m'étouffe — je —

Palaion. — S'il étoit possible!

Lucile. Oh grâce à l'impossibilité! je reviens.

Palaion. Mais non — Vous connaissez le jeune Martin Colibri? Voilà encore un garçon qui fait honneur à sa famille! C'est le seul — —

Lucile. Et que voulez-vous faire de ce marmouset?

Palaion. J'en voudrois bien faire votre époux.

— — Du hast mich zum besten, Tochter. In diesen barbarischen Zeiten, in welchen der Reichste der Geschickteste ist, in welchen der, der Geld hat, alles zu wissen glaubt, ohne das Geringste gelernt zu haben; in diesem Jahrhunderte der glücklichen Dummköpfe, was können da einem Geschicklichkeiten helfen? Vor Diesem waren sie wohl so gut als das größte Kapital; aber das war vor Diesem — Und was den alten Vetter anbelangt — glaubst du denn nicht, daß die alten Vetter Leute sind, die ihre jungen Vetter überleben wollen? Vor Diesem starben die alten Leute wohl eher als die jungen, aber itzt, itzt stürmen ja die jungen Leute so entsetzlich in ihre Natur, daß sie Kahlköpfe werden, ehe sie einen Bart kriegen.

Charitas. Auch liebt ihn sein gewesener Vormund so sehr, daß er ihn zu seinem Erben einsetzen will.

Wilibald. Davon schweig vollends still! Das Märchen ist mir so unglaublich vorgekommen, daß ich nicht einmal nach dem Namen dieses großmütigen Vormunds habe fragen mögen. Vor Diesem machten die Vormünder ihre Mündel wohl lieber reich als arm; aber das war vor Diesem!

Charitas. Und wenn ich es Ihnen nun auch einräumen müßte, daß seine Hoffnungen nicht allzu gegründet sind, so müssen Sie mir doch wiederum einräumen, daß der Reichtum nicht die glücklichen Ehen mache.

Wilibald. Die Liebe noch weniger. Tugend und gute Sitten müssen sie machen. Wenn mein künftiger Schwiegersohn diese hat, so will ich ihm Reichtum und Geburt schenken — Zum Exempel, was meinst du von dem wackern Florian, dem jungen Vetter meines Advokaten, des Herrn Codex?

Charitas. Nun, was soll der Kahlmäuser?

Wilibald. Der soll dein Mann werden!

Charitas. Wer? der steife, düstre Florian?

Wilibald. Ei, meine Tochter, es ist ein sehr gelehrter junger Mensch! Er versteht Lateinisch und Griechisch und hat die Alten gelesen. Die Alten! Weißt du, wer das sind, die Alten? Das sind die, die vor Diesem geschrieben haben.

Charitas. Ich bin der Alten ihre gehorsamste Dienerin, und des Herrn Florians zugleich.

Wilibald. Folge mir nur in Gutem, oder — — Nun wer kömmt da, uns zu stören?

Lucile. De lui? qui est à peine sorti du collège? C'est un livre et non pas un homme.

Palaion. Oui, oui, c'est un garçon savant, très-savant. Il a lu beaucoup de livres anciens, et les livres anciens, ma fille — — ah —

Lucile. Ne sont plus muets que lui. Il ne dit mot, si sa bouche ne s'ouvre par hasard pour dire des sottises.

Palaion. C'est justement par-là que j'augure bien de sa raison profonde. Car jadis les jeunes gens ne parloient plus que ce mon butor. C'étoit aux vieillards de parler peu, mais de choses instructives et pleines de sens, et aux femmes de parler beaucoup, mais sans rime et raison; le jeune homme ne faisoit que se taire et qu'écouter.

Lucile. Et à sa façon de s'habiller ne le prendroit-on pas pour un de ses ancêtres du siècle quatorzième?

Palaion. Jugez donc de son goût solide; il s'habille tout comme nos pères! ah l'aimable garçon!

Lucile. Ah l'aimable garçon! ah qu'il est ténébreux, ah qu'il est stupide!

Palaion. Tout comme nos pères! Il s'habille tout comme nos pères.

Lucile. Ah l'aimable garçon! ah qu'il est grossier, ah qu'il est lourd!

Palaion. Tout comme nos pères! il s'habille tout comme nos pères. O que ce seul point le rend estimable à mes yeux! l'habit a été toujours le miroir du cœur — et la mode — qui est-ce qui nous vient interrompre? —

Lucile. Comment, votre avocat? vous voilà sur votre matière favorie et l'impertinent —

Scène III.

Palaion. Lucile. Codex (avec des actes sous chacun des bras).

Palaion. Ah, ah! Monsieur Codex! bon jour! bon jour! Monsieur Codex, bon jour!

Codex. O que le diable vous emporte avec tous vos bons jours! Pas encore habillé? Diantre! Avez-vous donc oublié que Monsieur le président nous attend à l'heure qu'il est?

3. Auftritt.

Coder. Wilibald. Charitas.

Wilibald. Sind Sie es schon, lieber Herr Coder?

Coder. Schon? Was zum Henker wollen Sie mit Ihrem Schon? Denken Sie, daß ein Advokat wie ich nicht punktuell ist? Und warum sind Sie noch nicht angekleidet? Haben Sie es vergessen, daß uns der Präsident um zehn Uhr bestellt hat?

Wilibald. Ja, um zehn Uhr — — aber zehn Uhr —

Coder. Wird's für Sie den Vormittag nicht noch einmal schlagen. — Machen Sie geschwind und ziehen sich an — Himmel! den Präsidenten warten zu lassen! Und Sie wollen in Ihrem Prozesse glücklich sein? So lange als die Welt stehet, ja, ich dürfte wohl sagen, so lange als man prozessiert, hat sich kein Klient so einer Ungereimtheit schuldig gemacht!

Wilibald. Es ist aber nicht möglich, daß es schon zehn Uhr sein sollte.

Coder. Möglich? Als wenn nichts wahr sein könnte, als was möglich ist!

Wilibald. Ich weiß wahrhaftig nicht, wo die Zeit muß hingekommen sein. Vor Diesem verlief sie nicht halb so geschwind!

Charitas. Machen Sie sich doch keinen Kummer! Es ist ganz gewiß noch nicht neun Uhr.

Coder. Ei! Sie wollen es auch besser wissen, Mamsell? Wenn's noch nicht Neune wäre, wie käm's denn, daß ein Mädchen wie Sie schon im völligen Putze wäre?

Charitas (beiseite). Der verdammte Haberecht!

Coder. Ich habe Zehne schlagen hören, und habe gezählt, und habe gleich darauf nach meiner Uhr gesehen, da war es eine halbe Minute auf Elfe.

Charitas. Nach Ihrer Uhr haben Sie gesehen?

Coder. Ja, nach meiner Uhr. Sie denken etwa, ich habe keine, weil ich kein ellenlanges Zeichen für die Beutelschneider heraushängen lasse? (Er zieht sie heraus.) Da! sehen Sie selber nach! sehen Sie selber nach!

Charitas. Kann Ihre Uhr nicht unrichtig gehn?

Coder. Nein, sie geht niemals unrichtig.

Charitas. Nun wohl, ich sehe, und sehe, daß es nach Ihrer Uhr fünfundfunfzig Minuten auf Neune ist.

Coder. Was?

*) **Palaion.** Il est vrai; mais dix heures — —

Codex. Ne sonneront pas deux fois pour vous. Faire attendre le président, et vous voulez gagner le procès!

Palaion. Voilà donc ma fille, c'est votre faute! Dois-je toujours vous prêcher la morale? Jadis — — —

Codex. Taisez-vous donc avec votre jadis. C'est à moi de parler du tems passé. Vous êtes un ignorant plus ignorant qu'un enfant, tout nouveau né qu'il est. Faire attendre le président? Oui, oui. Depuis la naissance du monde, et j'ose même assurer, depuis — depuis le tems qu'on plaide — (faisant des gestes trop violents avec le bras il laisse tomber les actes sans s'en apercevoir).

Lucile. Voilà donc ce que c'est que de parler avec le bras!

Codex — jamais plaideur ne s'est souillé d'un crime si impardonnable — si noir, si énorme, d'un crime si — — si criminel — — ah les idées se confondent, se brouillent — — le crime est trop grand! je ne sais plus que dire! Faire attendre le président.

Palaion. Mais — —

Codex. Quoi? vous êtes encore ici? Par tous les diables allez donc, habillez-vous! Mais que vois-je? (Il le retient.) Mes actes par terre? — Ne suffit-il pas d'avoir insulté le président, faut-il encore insulter mes actes? — — mes actes! Allez, poussez, si vous pouvez, poussez plus loin votre négligence irréligieuse, votre impertinence profane! — Mais je vous en défie. Le vice a ses extrémités, et les voilà! Oh mes actes! Et personne ne les ramasse? Monsieur, vous êtes (tout cela en ramassant les actes. Il les met sur la table, après en avoir soufflé soigneusement la poudre), vous êtes indigne d'un avocat tel que moi — vous êtes indigne de mes soins, — — de ma science — — que j'épuise pour perdre votre procès si tard qu'il est possible.

---

*) Von hier ab bis zum Schlusse zuerst gedruckt in der Lachmannschen Ausgabe von Lessings Werken.

Charitas. Sehen Sie doch nur!

Coder (sieht). Das kann nicht sein. — — Sie werden wohl machen, daß ich noch meine Brille hervorsuchen muß. (Er setzt sie auf und besieht die Uhr.)

Charitas. Was sagen Sie nun?

Coder. Meine Uhr geht unrecht. Genug, es hat Zehne geschlagen; ich habe gezählt.

Charitas. Von wem haben Sie Ihre Uhr?

Coder. Ich mag sie haben, von wem ich will; es ist eine gute englische Uhr.

Charitas. Wenn Sie sie für eine englische gekauft haben, so sind Sie sehr betrogen worden.

Coder. Betrogen? Wie so?

Charitas. Eine Uhr, die so falsch geht — —

Coder. Falsch? Es ist eine von den allerrichtigsten Uhren.

Charitas. Wenn sie richtig wäre, so würde sie nicht um mehr als eine Stunde zu spät gehen.

Coder. Sie geht nie zu spät.

Charitas. Aber sie zeigt auf Neune, und es hat schon Zehne geschlagen.

Coder. Meine Uhr geht untrüglich.

Charitas. Ganz gewiß untrüglich? — Also, wie ich gesagt habe, ist es noch nicht Neune.

Coder. Sie sind sehr naseweis, Mamsell. Kurz, meine Uhr geht richtig, und es hat Zehne geschlagen. — — Wollen Sie sich anziehen, Herr Wilibald, oder soll ich wieder gehen?

Wilibald. Erzürnen Sie sich nur nicht, Herr Coder! Ja, ich gehe, ich will mich gleich anziehen. (Er geht.)

Coder. Mir mein Gehör abzustreiten!

Wilibald (kehrt wieder um und sagt sachte zum Coder). Aber, Herr Coder, Sie bleiben jetzt mit meiner Tochter allein; reden Sie ja nicht mit ihr von dem Prozesse!

Coder. Gehen Sie doch nur! (Wilibald geht.) Als wenn ich nicht Zehne zählen könnte!

Wilibald (wie vorher). Sagen Sie ihr ja nicht, was den Prozeß betrifft!

Coder. Nein doch! — Meine Uhr für einen elenden Bratenwender zu halten!

Wilibald (der nochmals umkehrt). Daß sie ja nicht den Anlaß erfährt!

Coder. Herr, für was sehen Sie mich an? Gehen Sie,

oder — — Mich für einen Mann zu halten, den man mit einer Uhr betrügen könnte! — —

Wilibald (wie vorher). Meine Ehre und mein ganzes väterliches Ansehn beruht darauf, daß sie nichts davon erfährt. Kommen Sie lieber mit, damit Sie sich nicht verschnappen!

Coder. Ich mich verschnappen! Welch eine Beleidigung! Gehen Sie den Augenblick, oder ich gehe! (Wilibald geht ab.)

---

4. Auftritt.

Charitas. Coder.

Coder. Ich mich verschnappen! Habe ich mein Maul nicht etwa in meiner Gewalt? — Nun wirklich, bei dieser zweiten Grobheit muß ich die erste vergessen!

Charitas. Allmählich, Herr Coder, fange ich es nun an zu begreifen, wie Ihre Uhr richtig gehn und doch falsch weisen kann, wie Sie richtig haben zählen und sich doch verzählen können —

Coder. Hören Sie einmal davon auf, Mamsell! — Wissen Sie, daß Ihr Vater ein alter Narr ist?

Charitas. Er ist Ihr guter Freund, Herr Coder.

Coder. Und wenn er mein Bruder an Leib und an der Seele wäre. Er ist ein alter Narr! — Mir, mir, einem Manne von meiner Ueberlegung zu vier Malen die Verschwiegenheit zu empfehlen? Das sollen Sie mir nicht umsonst gethan haben, Herr Wilibald! Sie verraten Ihr Mißtrauen gegen mich, und Ihr Mißtrauen muß bestraft werden. Als wenn ich nicht von mir selbst so viel Verstand würde gehabt haben, Ihrer Tochter die Ursache Ihres Prozesses zu verschweigen!

Charitas (beiseite). Er macht mich neugierig.

Coder. Kindern muß nicht alles auf die Nase gebunden werden, das weiß ich von mir selbst.

Charitas (beiseite). Rede nur weiter!

Coder. Was würde das Töchterchen nicht für einen Begriff von dem lieben Papa bekommen, wenn sie ihn näher als aus seinem ewigen Vor Diesem! sollte kennen lernen.

Charitas (beiseite). Ich muß nur thun, als ob ich ihm gar nicht zuhörte, wenn er mehr plaudern soll.

Coder. Wenn sie erfahren sollte, was für Streiche er in seiner Jugend angegeben hat —

Charitas (fängt an zu trillern). Lalala! Lalala! Sind Sie ein Liebhaber von Musik, Herr Codex?

Coder. Nein! — Freilich wäre es alsdann um das väterliche Ansehen geschehen. Sehe ich denn das nicht ebenso gut ein als er? Und er muß mir es noch lange auf die Seele binden, verschwiegen zu sein? — — Nun will ich es auch ihm zum Possen nicht sein.

Charitas (singt, als ob sie gar nicht auf ihn acht hätte).

Wenn der finstre Damon spricht,
Amor sei ein Ungeheuer,
Seine Glut ein höllisch Feuer:
O, so fürcht' ich Amorn nicht!*)

Coder. Sie hören es ja, daß ich kein Liebhaber von Musik bin. — — Ja, nun will ich nicht verschwiegen sein, und wenn es ihm auch noch so viel Verdruß machen sollte. Hören Sie, Mamsell, der Prozeß Ihres Vaters —

Charitas. Ich bin keine Liebhaberin von Prozessen. (Singt.)

Aber hebt mein Thyrsis an,
Amor sei der schönste Knabe,
Seine Glut des Himmels Gabe:
O, wie fürcht' ich Amorn dann!

Coder. Sie wollen mich nicht anhören?

Charitas. Nein!

Coder. Sie wollen mir es verwehren, mich an Ihrem Vater zu rächen?

Charitas. Das will ich!

Coder. Sie wollen nicht hören, daß — —

Charitas (die sich die Ohren zuhält). Sie sehen, ich höre nichts, Herr Codex — —

Coder. Daß Ihr Vater um das Vermögen Ihrer Mutter prozessiert?

Charitas. Ich höre nichts; denn mein Vater will nun einmal nicht, daß ich es wissen soll.

Coder. Und zwar mit einem weitläuftigen Anverwandten Ihrer Mutter, welcher vorgibt, Ihre Mutter wäre von ihren Eltern enterbt worden.

Charitas. Ich höre nichts.

Coder. Sie wollen nicht hören, daß Ihre Mutter deswegen von ihren Eltern enterbt worden, weil sie sich von Ihrem Vater entführen lassen?

---

*) Vgl. Bd. I, S. 108: Phyllis.

Charitas. Ich höre nichts.

Coder. Sie wollen nicht hören, daß wenigstens so viel gewiß ist, daß Ihr Vater Ihre Mutter in seiner Jugend wirklich entführt hat — —

Charitas. Was höre ich! (die die Finger von Ohren wegthut.) Wie, Herr Coder?

Coder. Ei! wird das Mädchen endlich neugierig? Nun sollen Sie nichts hören, Mamsell. Es ist mir lieb, daß Sie sich die Ohren zuhielten.

Die aufgebrachte Tugend.*)

Personen: Der Graf. Die Gräfin. Der Baron. Die Baronesse. Fräulein Amalia. Lionel.

I. Aufzug. 1. Auftritt. Die Gräfin und Amalia. Siehe die erste Szene p. 1. — 2. Auftritt. Amalia. Sie ist um ihren Lionel besorgt, daß er der gedoppelten Versuchung unterliegen möge, und über seine Untreue unwillig. — 3. Auftritt. Amalia. Lionel. Sie gibt ihm mit wenig Worten ihren Unwillen zu erkennen. Er macht, als sie ihn allein läßt, die Betrachtung, daß diese verstellte Liebe leicht seiner wahren Leidenschaft Eintrag thun könne. — 4. Auftritt. Lionel. Der Graf. Siehe p. 5. Der Graf verspricht ihm, wenn er seine Verstellung einige Tage glücklich unterhalten kann, sein Glück zu machen, sowohl in Ansehung seiner Versorgung als mit Amalia. — 5. Auftritt. Der Graf allein. Er macht einige gute Betrachtungen über seine Untreue, welchen er aber mit Fleiß nicht nachhängen will, um von seinem entworfenen Glücke mit der Baronesse nicht abzukommen.

II. Aufzug. 1. Auftritt. Der Graf und die Baronesse. Siehe p. 11. — 2. Auftritt. Der Graf, die Baronesse und der Baron. Siehe p. 13. — 3. Auftritt. Der Graf allein. Der Graf ärgert sich über die Unempfindlichkeit des Barons, und das halbe Vergnügen scheint ihm wegzufallen, weil dieser nicht eifersüchtig ist. — 4. Auftritt. Die Gräfin. Der Graf. Sie macht ihm hundert unschuldige Schmeicheleien, aber wie überlästig muß einem eine Gemahlin sein, wenn man eine Liebste im Kopfe hat! Lionel kommt dazu. „Komm, Lionel," sagt der Graf, „meine Frau ist heute gesellschaftlicher als jemals; vertritt meine Stelle, ich habe Geschäfte!" — 5. Auftritt. Die Gräfin. Lionel. Siehe die erste Szene des 2. Akts, p. 15.

*) Zuerst gedruckt in: Danzel, Lessing.

III. Aufzug. 1. Auftritt. Die Gräfin und die Baronesse. Siehe p. 16. — 2. Auftritt. Die Gräfin, die Baronesse und Lionel. Siehe p. 17. Die Gräfin begibt sich weg, aber in dem Vorsatze, sie zu behorchen. — 3. Auftritt. Die Baronesse und Lionel. Siehe p. 26. Und indem er vor ihr niederfällt, kommt der Graf dazu. — 4. Auftritt. Die Baronesse. Lionel. Der Graf. p. 26. — 5. Auftritt. Lionel und der Graf. p. 27. Bei welcher Szene es die Gräfin in dem Kabinette erfährt, daß der Graf selbst den Lionel aufmuntert, seine Frau zu lieben. — 6. Auftritt. Die Gräfin allein. In vollem Zorne. Siehe p. 28.

IV. Aufzug. 1. Auftritt. Die Gräfin und Amalia. Die Gräfin ist fest entschlossen, der Liebe des Lionel Gehör zu geben. Sie hat deswegen schon einen Brief an ihn geschrieben, den sie ihm nur noch auf eine gute Art in die Hände zu spielen sucht. Amalia verstellt sich und will die Besorgung über sich nehmen. Die Gräfin geht ab. — 2. Auftritt. Amalia. Sie sieht, daß sie die Tugend so vieler Personen gleichsam in ihren Händen hat, und ist fest entschlossen, sie alle zu ihrem Besten zu hintergehn. Sie würde stolz drauf sein, wenn sie nicht ihre Liebe am meisten dazu antriebe. — 3. Auftritt. Amalia. Lionel. Sie spielt die Eifersüchtige mit ihm, indem er eben von der Baronesse einen Brief bekömmt. Sie reißt ihn dem Bedienten aus der Hand; sie will ihn lesen, weil sie vorgibt, sie wisse gewiß, er sei von einer Nebenbuhlerin. Er will es nicht zugeben, und sie gibt ihm endlich den Brief der Gräfin anstatt jenes und geht mit verstellter Verbitterung ab, damit er seine Bestellungen allein lesen könne. — 4. Auftritt. Lionel liest den Brief, p. 30, und macht seine Anmerkungen darüber. Er sieht, daß er sich zu weit mit der Gräfin eingelassen, um das Rendezvous nicht anzunehmen; es wäre ihm aber lieber gewesen, wenn ihm die Baronesse eines gegeben hätte.

Die Witzlinge.*)

Herr Blunt. Madame Blunt. Miranda, Charlotte, Zwillinge und Töchter des Blunt. Herr Morey, Herr Fuhl, Anbeter der Miranda und lächerliche Witzlinge. Philint, Liebhaber der Charlotte. Graf von Cheville. Lisette.

I. Akt. 1. Szene. Madame Blunt. Miranda. Zwei affektierte, witzig sein wollende Närrinnen. Miranda ist das Schoßkind ihrer Mutter, weil sie vortrefflich in ihre Weise einschlägt. Philint ist den Abend vorher angekommen. Sie weiß, daß es ein Freier ist, und hofft, daß er sich an Miranda wenden werde. Die Mutter will durchaus, daß Miranda eher heiraten solle, und der Vater, daß Charlotte; keine will der andern den Vorzug lassen. Die Mutter aber schmeichelt sich, ihrem Manne diesmal den Rang abzulaufen, und tröstet ihre Tochter deswegen.

2. Szene. Die Vorigen und Charlotte. Sie kömmt, der Mutter einen guten Morgen zu bieten und sich zu erkundigen, ob sie in Ansehung der angekommenen Gäste etwas zu befehlen habe. Charlotte besorgt das Hauswesen, und Miranda spielt die gelehrte Dame. Charlotte geht ab. — 3. Szene. Madame Blunt. Miranda. — 4. Szene. [Siehe p. 18. Die Szene mit der Abschrift Verse.] Herr Fuhl und die Vorigen. Fuhl ist der ernsthafte Afterwitzling. Dorinde und Eugenius. Siehe die Rolle des Trim p. 4. — 5. Szene. Lisette und die Vorigen. Sie meldet, daß Philint einen Grafen mitgebracht habe. — 6. Szene. Herr Fuhl. Madame Blunt und Miranda sind abgegangen, sich zu . . . des französischen Gastes wegen zu putzen. Fuhl macht seine Anmerkungen über die Verrückung der Miranda, daß sie wie verliebt in den Grafen zu sein scheine, ohne ihn gesehen zu haben.

*) Zuerst gedruckt in: Danzel, Lessing.

II. Akt. 1. Szene. Philint und der Graf. Man erfährt die Intrigue. Der Graf ist ein Perückenmacher und soll in die Miranda verliebt thun, damit die Mutter desto eher zur Verheiratung der Charlotte ihre Einwilligung gebe. — 2. Szene. Herr Blunt und die Vorigen. Er bewillkommt sie nunmehr förmlich. Er ist einer von den alten Witzlingen — siehe den Charakter des Oldwit. Er verspricht dem Philint die Tochter, wenn er nur seiner Frau Einwilligung erhalten könne. — 3. Szene. Madame Blunt. Miranda. Charlotte. Die Vorigen. Der Vater stellt seine Frau und Töchter ihnen vor. Der Graf stellt sich sogleich, als ob er die Miranda bewundre. Er führt sie weg, ihr vor ihrer Toilette an dem Haarputze etwas zu ändern, und die Mutter folgt ihnen. — 4. Szene. Herr Blunt. Philint und Charlotte.

Der Dorfjunker.*)

Herr Wahn, der Dorfjunker, arm und stolz. Fräulein Angelika, seine älteste Tochter, die er aus der Pension zurückgerufen, um sie mit einem andern groben Bauernedelmann, der sein Nachbar ist, zu vermählen. Dieser heißt: Herr von Garloh.

*) Zuerst gedruckt in: Danzel, Lessing.

Dr. Faust.

I.*)

Vorspiel.

In einem alten Dome. Der Küster und sein Sohn, welche eben zur Mitternacht geläutet oder läuten wollen. Die Versammlung der Teufel, unsichtbar auf den Altären sitzend und sich über ihre Angelegenheiten beratschlagend. Verschiedene ausgeschickte Teufel erscheinen vor dem Beelzebub, Rechenschaft von ihren Verrichtungen zu geben. Einer, der eine Stadt in Flammen gesetzt, ein anderer, der in einem Sturme eine ganze Flotte begraben. Werden von einem dritten verlacht, daß sie sich mit solchen Armseligkeiten abgeben. Er rühmt sich, einen Heiligen verführt zu haben, den er beredt, sich zu betrinken, und der im Trunke einen Ehebruch und einen Mord begangen. Dieses gibt Gelegenheit, von Fausten zu sprechen, der so leicht nicht zu verführen sein möchte. Dieser dritte Teufel nimmt es auf sich, und zwar ihn in vierundzwanzig Stunden der Hölle zu überliefern.

„Itzt," sagt der eine Teufel, „sitzt er noch bei der nächtlichen Lampe und forscht in den Tiefen der Wahrheit. Zu viel Wißbegierde ist ein Fehler, und aus einem Fehler können alle Laster entspringen, wenn man ihm zu sehr nachhängt."

Nach diesem Satze entwirft der Teufel, der ihn verführen will, seinen Plan.

Erster Aufzug.

1. Auftritt.

(Dauer des Stücks von Mitternacht zu Mitternacht.)

Faust unter seinen Büchern bei der Lampe. Schlägt sich mit verschiedenen Zweifeln aus der scholastischen Welt-

*) Zuerst gedruckt im „Theatralischen Nachlaß".

weisheit. Erinnert sich, daß ein Gelehrter den Teufel über des Aristoteles Entelechie citiert haben soll. Auch er hat es schon vielfältigemal versucht, aber vergebens. Er versucht es nochmals, eben ist die rechte Stunde, und lieset eine Beschwörung.

---

2. Auftritt.

Ein Geist steigt aus dem Boden, mit langem Barte, in einen Mantel gehüllt.

Geist. Wer beunruhiget mich? Wo bin ich? Ist das nicht Licht, was ich empfinde?

Faust (erschrickt, fasset sich aber und redet den Geist an). Wer bist du? woher kommst du? auf wessen Befehl erscheinst du?

Geist. Ich lag und schlummerte und träumte, mir wär' nicht wohl, nicht übel; da rauschte, so träumte ich, von weitem eine Stimme daher; sie kam näher und näher; Behall! Behall! hörte ich, und mit dem dritten Behall stehe ich hier!

Faust. Aber wer bist du?

Geist. Wer ich bin? Laß mich besinnen! Ich bin — ich bin nur erst kürzlich, was ich bin. Dieses Körpers, dieser Glieder war ich mir dunkel bewußt; itzt 2c.

Faust. Aber wer warst du?

Geist. Warst du?

Faust. Ja, wer warst du sonst, ehedem?

Geist. Sonst? ehedem?

Faust. Erinnerst du dich keiner Vorstellungen, die diesem gegenwärtigen und jenem deinem hinbrütenden Stande vorhergegangen?

Geist. Was sagst du mir? Ja, nun schießt es mir ein — Ich habe schon einmal ähnliche Vorstellungen gehabt. Warte, warte, ob ich den Faden zurückfinden kann.

Faust. Ich will dir zu helfen suchen. Wie hießest du?

Geist. Ich hieß — Aristoteles. Ja, so hieß ich. Wie ist mir?

Er thut, als ob er sich nun völlig erinnerte, und antwortet dem Faust auf seine spitzigsten Fragen. Dieser Geist ist der Teufel selbst, der den Faust zu verführen unternommen. „Doch," sagt er endlich, „ich bin es müde, meinen Verstand in die vorigen Schranken zurückzuzwingen. Von allem, was du mich fragst, mag ich nicht länger reden als ein Mensch und kann nicht mit dir reden als ein Geist. Entlaß mich! ich fühl' es, daß ich wieder entschlummere 2c.

---

3. Auftritt.

Er verschwindet, und Faust voller Erstaunen und Freude, daß die Beschwörung ihre Kraft gehabt, schreitet zu einer andern, einen Dämon heraufzubringen.

---

4. Auftritt.

Ein Teufel erscheinet.

„Wer ist der Mächtige, dessen Ruf ich gehorchen muß? Du? Ein Sterblicher? Wer lehrte dich diese gewaltigen Worte?"

II.

Dritte Szene des zweiten Aufzugs.*)

Faust und sieben Geister.

Faust. Ihr? Ihr seid die schnellesten Geister der Hölle?

Die Geister alle. Wir!

Faust. Seid ihr alle sieben gleich schnell?

Die Geister alle. Nein!

Faust. Und welcher von euch ist der schnelleste?

Die Geister alle. Der bin ich!

Faust. Ein Wunder, daß unter sieben Teufeln nur sechs Lügner sind. — Ich muß euch näher kennen lernen.

Der erste Geist. Das wirst du! Einst!

Faust. Einst! Wie meinst du das? Predigen die Teufel auch Buße?

Der erste Geist. Ja wohl, den Verstockten. — Aber halte uns nicht auf!

Faust. Wie heißest du? Und wie schnell bist du?

Der erste Geist. Du könntest eher eine Probe als eine Antwort haben.

Faust. Nun wohl. Sieh her; was mache ich?

Der erste Geist. Du fährst mit deinem Finger schnell durch die Flamme des Lichts —

Faust. Und verbrenne mich nicht. So geh auch du und fahre siebenmal ebenso schnell durch die Flammen der Hölle

---

*) Aus dem siebzehnten Litteraturbriefe vom 16. Februar 1759.

und verbrenne dich nicht! — Du verstummst? Du bleibst? — So prahlen auch die Teufel? Ja, ja; keine Sünde ist so klein, daß ihr sie euch nehmen ließet. — Zweiter, wie heißest du?

Der zweite Geist. Chil, das ist in Eurer langweiligen Sprache: Pfeil der Pest.

Faust. Und wie schnell bist du?

Der zweite Geist. Denkest du, daß ich meinen Namen vergebens führe? — Wie die Pfeile der Pest.

Faust. Nun so geh und diene einem Arzte! Für mich bist du viel zu langsam. — Du dritter, wie heißest du?

Der dritte Geist. Ich heiße Dilla; denn mich tragen die Flügel der Winde.

Faust. Und du vierter?

Der vierte Geist. Mein Name ist Jutta, denn ich fahre auf den Strahlen des Lichts.

Faust. O ihr, deren Schnelligkeit in endlichen Zahlen auszudrücken, ihr Elenden —

Der fünfte Geist. Würdige sie deines Unwillens nicht! Sie sind nur Satans Boten in der Körperwelt. Wir sind es in der Welt der Geister; uns wirst du schneller finden.

Faust. Und wie schnell bist du?

Der fünfte Geist. So schnell als die Gedanken des Menschen.

Faust. Das ist etwas! — aber nicht immer sind die Gedanken des Menschen schnell. Nicht da, wenn Wahrheit und Tugend sie auffordern. Wie träge sind sie alsdenn! — Du kannst schnell sein, wenn du schnell sein willst; aber wer steht mir dafür, daß du es allezeit willst? Nein, dir werde ich so wenig trauen, als ich mir selbst hätte trauen sollen. Ach! — (Zum sechsten Geiste.) Sage du, wie schnell bist du? —

Der sechste Geist. So schnell als die Rache des Rächers.

Faust. Des Rächers? Welches Rächers?

Der sechste Geist. Des Gewaltigen, des Schrecklichen, der sich allein die Rache vorbehielt, weil ihn die Rache vergnügte. —

Faust. Teufel, du lästerst; denn ich sehe, du zitterst. — Schnell, sagst du, wie die Rache des — Bald hätte ich ihn genennt! — Nein, er werde nicht unter uns genennt! — Schnell wäre seine Rache? Schnell? — Und ich lebe noch? Und ich sündige noch? —

Der sechste Geist. Daß er dich noch sündigen läßt, ist schon Rache!

Faust. Und daß ein Teufel mich dieses lehren muß! — Aber doch erst heute! Nein, seine Rache ist nicht schnell, und wenn du nicht schneller bist als seine Rache, so geh nur! — (Zum siebenten Geiste.) — Wie schnell bist du?

Der siebente Geist. Unzuvergnügender Sterbliche, wo auch ich dir nicht schnell genug bin — —

Faust. So sage; wie schnell?

Der siebente Geist. Nicht mehr und nicht weniger als der Uebergang vom Guten zum Bösen. —

Faust. Ha! Du bist mein Teufel! So schnell als der Uebergang vom Guten zum Bösen! — Ja, der ist schnell; schneller ist nichts als der! — Weg von hier, ihr Schnecken des Orkus! Weg! — Als der Uebergang vom Guten zum Bösen! Ich habe es erfahren! u. s. w.*).

*) Blankenburgs und Engels Berichte haben wir am Schluß unserer „Einleitung" zu Faust abdrucken lassen. — D. H.

Die glückliche Erbin.

Erster Entwurf:

„Die Klausel im Testamente."*)

Personen.

Araspe, ein reicher Banquier.
Lelio, sein Sohn.
Camilla, seine Tochter und Frau des Philibert.
Juliane, Tochter des verstorbenen Pankraz, Konsorten des Araspe.
Panurg, Stiefbruder des verstorbenen Pankraz.
Joachim, Sohn des Panurgs.
Lisette.
Pasquin, Bedienter des Panurgs und ehemaliger Bedienter des Pankraz.
Ein Notarius.

Man sehe die XII. Komödie des Goldoni im dritten Teile, L'Erede fortunata.

Actus primus.

Sc. I.

Lisette. Pasquin.

Sc. II.

Araspe. Panurg und Joachim.

Sie zanken über das eröffnete Testament.

Sc. III.

Araspe. Lelio.

Siehe beim Goldoni die zweite Szene im ersten Akt.

Sc. IV.

Lelio.

Siehe die dritte Szene im ersten Akt.

---

*) Zuerst gedruckt im „Theatralischen Nachlaß".

Sc. V.

Pasquin. Lelio.

Siehe die vierte Szene im ersten Akt.

Sc. VI.

Pasquin. Lisette.

Siehe die fünfte Szene im ersten Akt.

Actus secundus.

Sc. pr.

Juliane. Lisette.

Juliane hat den Lelio gesprochen, welchen ihr der Vater zu nehmen geraten. Siehe die 11., 12. und 16. Szene im ersten Akt.

Sc. II.

Juliane. Philibert.

Siehe die 17. Szene im ersten Akt.

Sc. III.

Juliane. Philibert. Camilla.

Siehe die 18. Szene im ersten Akt.

Sc. IV.

Philibert. Camilla.

Siehe die 19. Szene im ersten Akt.

Sc. V.

Camilla und hernach Araspe.

Siehe die 20. Szene im ersten Akt.

Sc. VI.

Siehe die 21. Szene im ersten Akt.

Actus tertius.

Sc. pr.

Juliane.

Siehe die erste Szene des zweiten Akts.

Sc. II.

Araspe. Juliane.

Siehe die zweite Szene im zweiten Akt.

Sc. III.

Araspe.

Siehe die dritte Szene im zweiten Akt.

Sc. IV.

Araspe. Lelio.

Siehe die vierte Szene im zweiten Akt.

Sc. V.

Araspe und hernach Camilla.

Camilla ist noch immer eifersüchtig und will Genugthuung haben. Araspe spricht sie zufrieden und geht ab.

Sc. VI.

Camilla und hernach der dumme Joachim.

Joachim macht ihr tausend Schmeicheleien, um sie auf seine Seite zu ziehen.

Sc. VII.

Philibert und die Vorigen.

Philibert ertappt den Joachim über den Schmeicheleien und nimmt sie auf der schlimmen Seite. Er jagt ihn fort und spielt den Eifersüchtigen mit seiner Frau und will ihr deswegen die Schlüssel zu ihrem Geschmeide und Putz verschließen. Siehe die 19. Szene im zweiten Akt.

Actus quartus.

Sc. pr.

Camilla.

Sie beklagt sich, daß ihr Philibert wirklich allen Putz verschlossen.

Sc. II.

Camilla. Philibert.

Siehe die sechste Szene im dritten Akte.

Sc. III.

Philibert.

Siehe die letzte Rede in der sechsten Szene des dritten Akts.

Sc. IV.

Pasquin und Philibert.

Philibert freut sich, den Pasquin wieder in ihrem Hause zu wissen. Und Pasquin bezeugt seinen Verdruß wider den

Panurg, aus dessen Diensten er sich sehne. Philibert geht ab, und Pasquin macht sich auf den Betrug gefaßt, zu dem ihn Araspe braucht.

Sc. V.

Pasquin. Panurg.

Siehe die neunte Szene des dritten Akts.

Sc. VI.

Panurg.

Siehe die letzte Rede in der neunten Szene des dritten Akts.

Actus quintus.

Sc. pr.

Araspe und Panurg.

Panurg hat bereits alles zum Vergleiche richtig gemacht.

Sc. II.

Araspe. Panurg. Joachim.

Joachim will die Juliane durchaus und will sich nicht mit den zehntausend Thalern Abstand begnügen.

Sc. III.

Lelio. Juliane und die Vorigen.

Sc. IV.

Der Notarius und die Vorigen.

Siehe die vierzehnte Szene im dritten Akt.

Sc. V.

Joachim geht mit dem Gelde ab, und der Notarius gleichfalls.

Sc. VI.

Juliane. Lelio. Araspe. Panurg.

Siehe gleichfalls die vierzehnte Szene im dritten Akt.

Sc. VII.

Die Vorigen. Pasquin.

Siehe die zweite und vierzehnte Szene im dritten Akt, p. 334. Panurg geht mit Schimpf und Verdruß ab, nachdem sich Pasquin bei ihm beurlaubt.

Die glückliche Erbin.

Ein Lustspiel in fünf Aufzügen.

Nach L'Erede fortunata des Goldoni.*)

Personen.

Araspe, ein reicher Banquier.
Lelio, sein Sohn.
Camilla, seine Tochter und Frau des Philibert.
Juliane, Tochter des verstorbenen Pankraz, Konsorten des Araspe.
Panurg, Bruder des verstorbenen Pankraz.
Joachim, ein junger Anverwandter des Panurgs.
Lisette.
Pasquin, Bedienter des Panurgs und ehemaliger Bedienter des Pankraz.
Ein Notarius.

Erster Aufzug.

1. Auftritt.

Pasquin Lisette.

Pasquin. Das Frühstück war verzehrt! Der Magen ist versöhnt. Und nun, Lisette, laß uns auch der Liebe das schuldige Morgenopfer bringen! (Will sie umarmen.)

Lisette. Herr Pasquin — (Indem sie ihn zurückstößt.)

Pasquin. Mademoiselle! — Sei keine Närrin! Sind wir nicht allein? Das ganze Haus ist in dem großen Zimmer auf einen Klump versammelt, und niemand wird uns stören. Sie eröffnen das Testament. Das Testament, Lisette! Woran denkt man zugleich, wenn man an ein Testament denkt? An den Tod. Und wenn man an den Tod denkt, woran denkt man da zugleich? An die Liebe. Ja wahrhaftig, an die Liebe. Wäre die Liebe nicht, so wäre dem Tode längst das Handwerk gelegt; die Welt wäre ausgestorben, und der Tod selbst hätte müssen den Weg alles Fleisches wandern. Dem Testa-

*) Zuerst veröffentlicht im „Theatralischen Nachlaß".

mente also zufolge und auf jungen Zuwachs für den Tod, erlaube, meine liebe Lisette, daß ich dich nach Jahr und Tag wieder einmal umarme!

Lisette (die ihn abermals zurückstößt). Man sollte schwören, der Mosjeu kenne mich sehr genau.

Pasquin. Es schwöre, wer Lust hat! Wenn er einen falschen Eid thut, so nehme ich's auf mich — Aber sieh doch: Mosjeu? Und erst: Herr? Steigt das, oder fällt das? — Jungfer Lisette, Sie wird mich böse machen. Du sollst mich weder Mosjeu noch Herr nennen; du sollst mich deinen lieben Pasquin nennen. Hörst du, Lisette?

Lisette. Bei jedem Worte, das ich höre, ist mir, als ob ich vom Himmel fiele. Ei, mein lieber Pasquin? Und gestern habe ich Ihn in meinem Leben das erste Mal gesehn. Denn ich will doch nicht hoffen, daß Er ein gewisser Pasquin ist, der vor langen, langen Zeiten einmal bei dem verstorbnen Herrn Pankraz in Diensten war? Wenn Er das wäre, gewiß, ich kratzte Ihm die Augen aus.

Pasquin (beiseite). Was mach' ich nun? Soll ich's sein, oder soll ich's nicht sein?

Lisette (beiseite). Ich will ihn doch wenigstens ein bißchen zappeln lassen. — Der Schurke von einem Pasquin! —

Pasquin. Gemach!

Lisette. Der Galgenstrick —

Pasquin. Behüte!

Lisette. Ja, wag' Er es einmal, und nehm' Er sich seiner an!

Pasquin. Nein, gewiß, das wag' ich nicht. Meine Augen sind mir zu lieb. Aber so viel muß ich sagen: die Pasquine sind, so lange die Welt steht, ehrliche brave Leute gewesen. Selbst die Poeten wissen davon zu erzählen. Man schlage die Komödien nach! Was für ansehnliche Rollen lassen sie uns nicht darin spielen! Wir sind allezeit treu, verschlagen, hurtig und die allerergebensten Liebhaber der Lisetten. Würden uns aber wohl diese strengen Beobachter der Wahrheit, die Poeten — die Dichter! würden sie uns wohl in ihren unsterblichen Werken, die zwar freilich in dieser Zeitlichkeit oft ausgepfiffen werden, — würden sie uns wohl, sag' ich, so vorteilhaft schildern, wenn sie uns im gemeinen Leben nicht so gefunden hätten? Dahingegen haben die Lisetten bei ihnen ein weit geringer Lob. Jung zwar und hübsch lassen sie diese Tierchen immer sein.

Lisette. Diese Tierchen, Herr Schlingel?

Pasquin. Nicht so wütend, Jungfer; sonst muß ich sagen: diese Tiere! — Störe Sie mich nicht! — Jung und hübsch, sag' ich, malen die Dichter die Lisetten zwar alle; auch dabei verschmitzt, schnippisch und plauderhaft. Aber daß sie auch allezeit buhlerisch, unbeständig und treulos sind, das — das hat den Teufel gesehen! (In einem affektierten tragischen Tone.) O Himmel! Furcht und Eifersucht zerfleischen mein gequältes Herz. Wo auch meine Lisette eine Lisette nach dem gemeinen Schlage ist, wo auch sie ihren Prinz Pasquin vergessen, wo auch sie ihrem flatterhaften Herzen den Zügel schießen lassen —

Lisette (verwundernd). Nu?

Pasquin (noch tragisch). Ich vergeh'! Nur erst der zwölfte Monden drohet zu verfließen, seitdem mich ein neidisches Schicksal ihren Augen entrissen. Erst der zwölfte Monden, und ach, ihr Götter! wie gleichgültig hat sie mich aufgenommen! Die Grausame thut, als ob sie mich gar nicht kenne. Warum thut sie so, die Grausame? Euch, ihr verschwiegnen Wände, euch muß es noch bewußt sein, welche Zärtlichkeit uns ehedem verband! Ach, dieses Andenken benimmt mir die Sprache — Ich kann nicht mehr! Ist kein Lehnstuhl da, in welchen ich mich werfen könnte?

Lisette (beiseite). Der Spitzbube, wo er mich erst zum Lachen bringt, so ist es um meine Verstellung gethan!

Pasquin (noch tragisch). Man denke nur! Heiraten wollte ich sie sogar; heiraten! Auf den nächsten Sonntag waren die Ceremonieen schon festgesetzt. Aber ach, was für ein Sonnabend ging vor diesem Sonntage vorher! Schrecklicher Sonnabend! Mein Herr jagte mich zum Teufel. Ich mußte diesen Palast verlassen; Knall und Fall mußte ich ihn verlassen, so daß ich auch nicht einmal von meiner Braut Abschied nehmen konnte. Mich schauert, wenn ich daran gedenke! Der böse tyrannische Pankraz! Daß er itzt in seinem Grabe ein ganzes Jahr eher verfaulen müßte! Ich floh auf das Land zu seinem Bruder, dem Herrn Panurg, welcher mich in meinem Elende aufnahm. Doch wo flieht ein Elender hin, daß ihm nicht sein Elend nachfolge? Gerechten Götter, ich kam aus dem Regen unter die Traufe! Eben konnte ich es nicht länger aushalten, als wir die Nachricht von dem Tode des Pankraz bekamen. Freudige Nachricht! Freudig war sie für meinen Herrn, freudig für mich. Er beschloß sogleich, sich anher zu begeben, und ich, ich beschloß, ihm zu folgen. Ihn trieb die

Hoffnung, sich oder wenigstens den Vetter Jochen in dem Testamente seines Bruders bedacht zu finden. Mich hingegen trieb ein weit edlerer Eigennutz: der Eigennutz meiner Liebe, die Begierde, mich wieder in die Arme meiner zurückgelassenen Braut zu werfen. Und nun, da ich hier bin, da ich —

Lisette. Ha! — (Sie will in Lachen ausbrechen; um es aber noch zu verbergen, wendet sie das Gesicht vom Pasquin und hält das Schnupftuch vor.)

Pasquin. War das ein Seufzer, Grausame? Daß er es gewesen wäre! Aber warum wendest du dein Gesicht weg? — O, wenn hinter diesem schneeweißen Tuche ein weinendes Auge verborgen wäre und deine unverdiente Strenge gegen mich endlich in Thränen zerflösse! — Sieh mich zu deinen Füßen, du Tigerherz! (Er fällt nieder.) Du siehst mich zum letztenmale, wo nicht ein gnädiger Blick —

Lisette (die sich des Lachens nicht länger enthalten kann). Hör' auf, oder ich muß ersticken! Ha! he! Ha! he!

Pasquin (indem er wieder aufsteht). O pfui! Man hört's doch gleich, daß die Lisetten keine tragische Personen sind.

Lisette. Höre, Pasquin, ich hätte wohl Ursache, dich verzweifeln zu lassen. Doch deine Reue und deine Versicherung, daß du nur meinetwegen mit hierher gekommen bist — Was ist das für ein Lärm? Horch doch! Dein Herr, wie er schreit! Ganz gewiß ist das Testament eröffnet, und der Inhalt ist nicht nach seinem Kopfe gewesen. Komm hier weg, ich will dich anderwärts von der völligen Wiederangedeihung meiner Gnade versichern! (Gehen ab.)

---

2. Auftritt.

Araspe. Panurg. Joachim.

Panurg (erhitzt). Schon gut, schon gut! Es ist noch eine Gerechtigkeit in der Welt. Es ist noch eine, sag' ich, es ist noch eine, ob man sie gleich ziemlich suchen muß. Und das ist mein Glück, und das ist auch dein Glück, Jochen!

Jochen (weinerlich und dumm). Auch mein Glück!

Panurg. Du armer Jochen!

Joachim. Armer Jochen!

Panurg. Siehst du, daß dein seliger Onkel ein Schurke war!

Joachim. Ein Schurke war!

Araspe. Aber, Herr Panurg —

Panurg. Aber, Herr Araspe, reden Sie nicht, oder — Was ich gesagt habe, sage ich noch einmal. Mein Bruder hat

als ein Narr gelebt und ist als ein Narr gestorben! Sie sind ein Betrüger, ein Falsarius, und der Notar, der das Testament gemacht hat, verdient den Galgen. Da haben Sie's! lassen Sie Feder und Papier bringen, ich will's Ihnen schriftlich geben.

Araspe. Der Zorn ist eine Raserei, und einem Rasenden muß man alles zu sagen vergönnen.

Panurg. Einem Rasenden? Was? Ist es nicht genug, daß Sie mich und diesen armen Jungen bestohlen, beraubt, geplündert haben? Müssen Sie mir noch Injurien sagen? Ich ein Rasender? Schon gut! Du hast's gehört, Jochen, du hast's gehört!

Joachim. Ja, Herr Vetter, ja, ich hab's gehört, und ich weiß das Sprüchelchen auch auf lateinisch: Ira furor brevis est.

Panurg. Ach, schweig! Du bist ein Schöps! — Ich will alles, was ich gesagt habe, Stück vor Stück beweisen. Pro primo, mein Bruder hat als ein Narr gelebt. Er handelte mit Ihnen in Kompanie und hätte sein Kommerzium allein führen können; er hielt Sie für seinen Freund und traute Ihnen in allen Stücken blindlings; er traute Ihnen sogar mehr als seinen nächsten Blutsfreunden. Narrheit an Narrheit! Pro secundo, mein Bruder — oder damit ich den Nichtswürdigen nicht mehr meinen Bruder nenne — Pankraz ist als ein Narr gestorben. Ich sage nicht, er ist in einer Narrheit gestorben; das wäre zu wenig; denn in einer Narrheit stirbt mancher kluge Mann. Sondern ich sage: Alles war Narrheit, was er vor seinem Tode und in Absicht auf seinen Tod that. Er machte ein Testament und hätte keines zu machen gebraucht. Das müssen alle Menschen erkennen, nur die Juristen ausgenommen, die von solchen Narrheiten leben. Denn wozu ein Testament, da er eine einzige leibliche Tochter hinterläßt, die notwendig seine Erbin sein muß? Wollen Sie sagen, wegen der Vormundschaft? Vormund, von Gott und Rechts wegen, wäre ich gewesen, als der nächste Anverwandte. Und wäre ich Vormund geworden, so hätte ich schon darauf sehen wollen, daß auch Vetter Jochen, dem er bei Lebzeiten immer viel versprach und wenig hielt, sein Glück dabei gemacht hätte. Die Tochter hätte ihn müssen heiraten.

Joachim. Wird sie mich nun nicht heiraten, Herr Vetter? Sie muß mich heiraten, sie muß. Denn wenn ich gewußt

hätte, daß sie mich nicht heiraten wollte, so hätte ich mich fein mit Pachters Liesen nicht gezankt.

Panurg. Sei stille, Jochen! — Aber wenn er nun auch ein Testament mit aller Gewalt hätte machen wollen, muß er denn ein so wahnwitziges machen? ein so unsinniges, als nimmermehr einer, der im Tollhause an der Kette stirbt, hätte machen können?

Araspe. Ich wundre mich über meine Geduld, Sie anzuhören. Sie wird gewiß ausreißen, wenn Sie Ihre unvernünftige Hitze —

Panurg. Meine Hitze? Es wäre Ihr Unglück, wenn ich erst hitzig würde. Man kann nicht bei kälterm Blute sein, als ich bin. Ich sage alles mit dem ruhigsten Gemüte. Ja, ja! So närrisch ist im Tollhause keiner gestorben, als mein Bruder gestorben ist. Man denke nur! Seine Tochter soll seine Universalerbin nicht anders als unter der Bedingung sein, daß sie den Herrn Araspe heiratet. Und das ist der Herr Araspe! Der armselige Ehekrüppel hier, der schon selbst erwachsene und verheiratete Kinder hat, der ehster Tage Großvater werden wird, den soll ein frisches Mädchen von zwanzig Jahren heiraten, wenn sie nicht will so gut als enterbt sein!

Araspe. Warten Sie doch nur, bis sie es thut! Wissen Sie denn schon Julianens Gesinnungen? Sie sollten über diese harte Last, die ihr ihr Vater aufgelegt hat, eher freudig als verdrießlich sein. Denn was sagt das Testament weiter? „Im Fall aber meine Tochter einen andern heiraten wollte, will ich zu meinem Universalerben meinen Bruder, den Herrn Panurg, und meinen Vetter Joachim erklärt haben, welche meiner Tochter von meiner ganzen Verlassenschaft nicht mehr als zehntausend Thaler zur Aussteuer abzugeben gehalten sein sollen." — So heißt es im Testamente! Sollte man nun nicht vielmehr glauben, der Testator habe mir nur deswegen seine Tochter zur Frau bestimmt, damit er Ihnen auf eine gute Art sein ganzes Vermögen zuwenden könne? Ohne Zweifel, daß er den Ungehorsam seiner Tochter für schon gewiß gehalten hat. —

Panurg. Ei, großen Dank! Sie wird nicht ungehorsam sein; ich weiß gewiß, sie wird nicht. Denn heutzutage sind die Mädchen bei weitem nicht mehr so delikat, als wir sie in den alten Romanen finden. Ein alter Mann mit Gelde und ein junger Mann ohne Geld, das sind itzt gar nicht mehr Dinge, unter welchen ihnen die Wahl schwer fiele. Sie nehmen,

wenn es sein muß, jenen ohne Bedenken, im festen Vorsatze, ihn auch ohne Bedenken zum Hahnrei zu machen. Da haben Sie Ihr Prognostikon, Araspe! Schade, daß ich nicht das Werkzeug dazu sein soll! Hahaha! — Aber ich bin wohl nicht klug, daß ich darüber lache. Das Glück wäre für Sie noch viel zu groß, wenn Sie von einem Mädchen, wie Juliane ist, zum Hahnrei gemacht würden. So weit muß es nicht kommen! Es muß gewiß so weit nicht kommen! Das Testament kann nicht anders als für null und nichtig erklärt werden, und zwar eben deswegen, weil es so unsinnig ist; denn seine Unsinnigkeit ist ein Beweis, daß der Testator nicht bei Verstande gewesen. Ein Mensch aber, der nicht bei Verstande ist, kann nicht testieren. Wissen Sie das noch nicht? Er kann nicht testieren. Und ex hoc capite will ich klagen. Aber gesetzt —

Joachim. Posito sed non concesso, sagt der Lateiner.

Panurg. Halt du's Maul, wenn ich rede! — Aber gesetzt — Sie sehen, Araspe, ich rede mit vieler Ueberlegung — gesetzt, sag' ich, ich käme damit nicht fort, daß mein Bruder bei dem Testieren seines Verstandes nicht mächtig gewesen; gesetzt, das Gegenteil würde erwiesen, wie sich's gehört: je nun, desto schlimmer für Sie! Ein unsinniges Testament ist da; der Testator ist nicht unsinnig gewesen, er kann das unsinnige Testament also auch nicht gemacht haben. Was folgt nun hieraus? Es muß untergeschoben sein. Und von wem muß es untergeschoben sein? Von dem, der den meisten Vorteil dabei haben würde, von Ihnen.

Araspe. Sie reden mit vieler Ueberlegung!

Panurg. Und zugleich mit Einsicht. O, ich bin durch die Schulen durch. Ich weiß es aus der Erfahrung, wie dergleichen Sachen laufen können. Und wissen Sie, was ein Falsarius für Strafe zu erwarten hat? Sie werden sich noch zu gratulieren haben, wenn Sie den Galgen abkaufen können. Der Notarius aber, der sich dazu hat brauchen lassen, der muß dran glauben. Da ist keine Gnade! Er muß hängen; und ich seh' ihn, ich sehe ihn schon hängen.

Araspe (lächelnd). Der arme Mann!

Panurg. Sie lachen noch? Nun hab' ich genug. An dem Rande seines Verderbens zu lachen —

Joachim. Per risum multum —

Panurg. Tum! Wo du noch einmal reden wirst, Junge — Hören Sie, Araspe, damit ich zeige, daß ich Menschenliebe

habe, und daß ich einmal Ihr guter Freund gewesen bin: entsagen Sie sich im guten aller Ansprüche auf die Verlassenschaft meines Bruders! Wenn Sie das wollen, so wollen wir den ganzen Plunder begraben; ich will nichts aufrühren, sondern zufrieden sein, daß Juliane die einzige Erbin quasi ab intestato bleibe, nur mit der Bedingung, daß sie Vetter Jochen heiratet.

Joachim. Mich, Herr Araspe, mich! O ja, thun Sie es doch!

Panurg. Erklären Sie sich bald! Wollen Sie, oder wollen Sie nicht?

Araspe. Aber was kann das werden? Der arme Notar hängt ja doch einmal am Galgen.

Panurg. Sie spotten, glaub' ich, gar?

Joachim. Herr Araspe, ich bitte, ich bitte —

Panurg. Du bittest, Schurke? Und er sollte uns bitten, daß wir seine Streiche nur noch vertuschen möchten! Esel von einem Jungen! Willst du denn nie klug werden? Ich rüffle doch an dir und rüffle — Komm fort! Wissen Sie, Herr Bräutigam, Herr Erbe, auch Herr Vormund zugleich, wo ich nun spornstreichs hingehe? Zum Advokaten! Zum Advokaten!

Araspe. So werde ich wohl immer das Geld, mich vom Galgen loszukaufen, bereit halten müssen?

Panurg. Ja, Herr Bräutigam, Herr Erbe, Herr Vormund zugleich — Wirst du dich trollen, Junge? (**Geht ab,** indem er Jochen voranstößt.)

---

3. Auftritt.

Araspe.

Es ist mir lieb, daß ich mich bei den Grobheiten dieses Mannes noch so habe mäßigen können. — Es muß ihn freilich schmerzen, und das Testament wird mehreren wunderbar vorkommen, die die Denkungsart meines Freundes nicht gekannt haben. Für seinen guten Namen und für den Kredit unsrer gemeinschaftlichen Handlung war er alles aufzuopfern fähig. Er wußte der Trennung unsrer Güter, die er für gefährlich ansahe, auf keine andre Weise vorzubauen, als wenn er —

---

4. Auftritt.

Araspe. Lelio (in tiefen Gedanken).

Araspe. Sieh da, mein Sohn! Was sagst du, Lelio, zu dem Glücke deines Vaters? Der rechtschaffene Pankraz! Es würde mit mir und also auch mit dir nicht zum besten ausgesehen haben, wenn ich mich mit Julianen hätte abfinden müssen. Es ist nicht alles Gold, was glänzet. Wir haben einen großen Kredit, wir haben große Kapitale, aber wir haben auch große Schulden! Wie gut ist es, daß nunmehr alles in seiner Ordnung bleibt und unsre Handlung unter ihrem alten Namen mit gleichem Nachdrucke fortgeführet werden kann! — Aber was ist das? Warum sprichst du nicht? — Du siehst gen Himmel? Du seufzest? Gönnest du mir mein Glück nicht? Oder befürchtest du, ich möchte in einer neuen Ehe weniger auf deine Versorgung bedacht sein? Fürchte nichts, mein Sohn! Du weißt, wie sehr ich dich liebe; ich denke weniger an mich selbst als an dich; und wenn ich zu einer zweiten Verbindung schreite, so thu' ich es, weil ich muß, und mehr um deine Umstände zu verbessern, als etwa einer mir nunmehr unanständigen Neigung zu willfahren. Suche dir ein Frauenzimmer, das dir gefällt; hier hast du meine Einwilligung im voraus. Du sollst, sobald du willst, dein eigner Herr sein. Mein Eidam, das Stutzerchen, soll mir aus dem Hause samt meiner närrischen eifersüchtigen Tochter. Ist dir auch deine Stiefmutter Juliane lästig, so will ich mich mit ihr aufs Land begeben und dich allein hier lassen. Was willst du mehr? Kann dein Vater mehr für dich thun? Drum sei auch wieder heiter und fröhlich, mein Sohn! Erwidre die Liebe deines Vaters mit Liebe! Mein Blut wollte ich für dich vergießen!

Lelio. Liebster Vater, Sie lieben mich mehr, als ich verdiene, überhäufen mich mit Wohlthaten über Wohlthaten. Ich erkenne es mit kindlichstem Dank. Befehlen Sie über mich ganz! aber ein innerlicher Kummer drückt mich nieder, und ich kann nicht so heiter sein, als Sie verlangen.

Araspe. Woher kommt das aber? Du bist ja nicht melancholischen Temperaments; bist ja sonst vergnügt und lustig gewesen. Wie du immer spaßtest und mich aufheitertest! Und nun auf einmal ein ganz andrer Mensch!

Lelio (vor sich). Ich muß schon einen Vorwand ersinnen, um ihn zu beruhigen. Ich will es Ihnen sagen, liebster Vater,

der Tod des alten Pankraz geht mir nahe, will mir gar nicht aus dem Sinn, bringt mich auf die Betrachtung des kurzen menschlichen Lebens, der Notwendigkeit zu sterben und der Ungewißheit unsers Endes.

Araspe. Lieber Sohn, was zu viel ist, ist zu viel und ist vom Uebel. An den Tod denken, ist gut. Aber so an den Tod denken, ist nicht gut. Wer so viel Furcht vor dem Tod hat, beweiset, daß er das Leben zu sehr liebt. Bestrebe dich, gut zu leben, wenn du gut sterben willst! Weg mit der Melancholie! thu deine Schuldigkeit und mache dir erlaubtes Vergnügen! Folge deinem Vater und nicht deiner Leidenschaft! Ich muß ja eher sterben wie du; denn ich bin älter wie du, aber nicht deswegen traurig. Ich lebe als ein ehrlicher Mann, um als ein zufriedner Mann sterben zu können. — Denke diesem nach, mein Sohn! Muntre dich auf und laß mich, wenn ich dich bald wiedersehe, ein fröhliches Gesicht erblicken! (Umarmt ihn und geht ab.)

---

5. Auftritt.

Lelio, der ihm mit Verwirrung nachsieht.

Armer, betrogner Vater! Dein Feind, dein Nebenbuhler ist es, den du so zärtlich umarmt hast. Aber wie? Werde ich so ruchlos sein und Julianen mehr lieben als den, dem ich das Leben zu danken habe? Nein, ich muß sie unterdrücken, diese Liebe, so unschuldig sie auch sonst war. Mein hartes Geschick macht sie mir von nun an zu einem Verbrechen. — — Aber wie teuer wird es mir werden, alle meine Glückseligkeit auf einmal so aufzugeben! — Was hilft es? Ich muß. Oder will ich lieber eine unschuldige Tochter ihrer väterlichen Verlassenschaft berauben und meinen Vater von dem Gipfel seiner Hoffnung herabstürzen? Nein, gewiß, das will ich nicht — So sei sie denn meine Mutter, die meine Gattin nicht sein kann — Verhaßter Wechsel! —

---

6. Auftritt.

Pasquin. Lelio.

Pasquin. Das geht gut! Man fängt schon wieder an, mich als einen Bedienten vom Hause anzusehen. Nun, Herr Panurg, werden wir am längsten beisammen gewesen sein! —

Aber da ist er ja, an den ich meine Kommission auszurichten habe! — Herr Lelio —

Lelio (ohne daß er den Pasquin gewahr wird). Ich bin der unglücklichste Mensch unter der Sonne. — —

Pasquin. Herr Lelio!

Lelio. Nimmermehr hätt' ich es geglaubt —

Pasquin. Herr Lelio!

Lelio. Geh zum Henker!

Pasquin (indem er gehen will). Zum Henker! Ich geh', ich geh'.

Lelio. Was wolltest denn du bei mir?

Pasquin. Ich hatte Ihnen was von Mademoiselle Julianen zu sagen; aber ich gehe schon.

Lelio. Nein, warte! Was hast du mir zu sagen?

Pasquin. Ich geh' zum Henker.

Lelio. Rede, oder — (Er droht ihm mit dem Stocke.)

Pasquin. Bemühen Sie sich nicht, ich will reden. Mamsell Juliane sagte, sie müßte Sie notwendig sprechen.

Lelio. Juliane? Wo?

Pasquin. Auf ihrem Zimmer.

Lelio. Ich werde gleich zu ihr gehen. — Aber nein, sage ihr, daß ich itzt nicht kann.

Pasquin. Gut, mein Herr! (Und will abgehen.)

Lelio. Halt! — Es ist doch besser, daß ich selbst gehe. (Und will gehen.)

Pasquin. Ja, besser ist es.

Lelio. Aber was kann ich ihr sagen? Nein, Pasquin, sage ihr, du hättest mich nicht gefunden!

Pasquin (indem er geht). Das will ich sagen.

Lelio. Bleib, bleib — Entdeckt sie, daß es nicht wahr ist, so grämt sie sich. Ich will selbst gehen.

Pasquin. Recht wohl!

Lelio. Aber in der Bestürzung, in der ich bin — Geh, sage ihr, ich würde nachkommen!

Pasquin. Nicht anders. (Und will gehn.)

Lelio. Nein, bleib! es ist meine Schuldigkeit, daß ich selbst gehe. (Ab.)

---

7. Auftritt.

Lisette. Pasquin.

Pasquin. O, der närrische Herr!

Lisette. Pasquin!

Pasquin. Die possierlichste Haut von der Welt.

Lisette. Pasquin! Pasquin!

Pasquin. Nu, was gibt's?

Lisette. Madam Camille fragt nach dir.

Pasquin (macht Lelion nach). Ich komme schon — aber nein! Thu mir den Gefallen und geh für mich!

Lisette. Was soll ich ihr denn sagen?

Pasquin. Es wird doch besser sein, daß ich selbst gehe.

Lisette. O, freilich wird's besser sein.

Pasquin. Geh und sage ihr, du hättest mich nicht gefunden!

Lisette. Warum denn diese Lüge?

Pasquin. Erfährt sie aber, daß es nicht wahr ist — Ich werde gehn.

Lisette. Nur hurtig!

Pasquin. Geh du nur!

Lisette. Sie hat aber nach dir und nicht nach mir gefragt.

Pasquin. Freilich, wenn sie mich will, will sie dich nicht. — — Ich komme schon — — nein, ich gehe nicht — O Gott! — Bleib — bleib — ich gehe schon.

Virginia.*)

Erster Aufzug.

1. Auftritt.

Die Szene ist ein Zimmer in dem Hause des Claudius.

Claudius. Rufus.

Claudius. Wardst du es gewahr, Rufus, als wir itzt bei dem Hause des Virginius vorbeigingen, mit welcher Verachtung er uns anblickte?

Rufus. Alter und wahnwitzige Träume von Rom und Ehre haben ihm das schwärmerische Gehirn verrückt.

Claudius. Sahst du, mit welcher ungestümen Eilfertigkeit, mit was für finstern Blicken er herausging?

Rufus. Und was mochte die Ursache sein?

Claudius. Eben ist ein Befehl angelangt, der ihn ins Lager zurückruft, weil man sich alle Stunden einer Schlacht versieht. Ein glücklicher Umstand, der dem Anschlage unsers Decemvirs auf seine schöne Tochter zu statten kommen wird!

Rufus. Diese rasche Verfolgung eines versprochenen Mädchens, fürchte ich, wird einen unglücklichen Ausgang haben. — Sollte Appius Gewalt brauchen? — — Ich zittre bei diesem Gedanken. Virginius ist durchgängig verehrt; sein silbernes Haar, sein Ruhm, seine rauhe Beredsamkeit würde ganz Rom empören! — Wir müssen darauf denken, den Appius von einem so verzweifelten Unternehmen abzubringen.

Claudius. Vergebens! Unmöglich! — — Seine stürmische Leidenschaft spottet aller Vorstellungen. — Nichts mehr hiervon! Denn ich sage dir, uns steht weiter keine Wahl frei als die Wahl der besten Mittel, sie durch Liebkosungen in seine Arme zu bringen.

Rufus. Durch Liebkosungen in seine Arme?

Claudius. Du weißt, sie ist versprochen, mit dem jungen Icilius versprochen; und wie zärtlich liebt sie ihn, dieses Schoßkind des Volks, dem er als Tribun so mutige Dienste geleistet!

*) Zuerst gedruckt in der Lachmannschen Ausgabe von Lessings Werken.

Fatime.*)

Ein Trauerspiel.

1759. Angefangen den 5. August.

Personen.

Fatime.
Abdallah.
Mervan.

---

1. Auftritt.

Mervan. Fatime.

Mervan (der zu Fatimen in das Zimmer tritt). Erwünschte freudige Nachricht! Hat man sie dir schon hinterbracht, Fatime? — Glückliche Fatime! Dein Abdallah kömmt zurück.

Fatime. Ach! —

Mervan. Er ist im Aufgang der Sonne auf der Höhe erschienen. Günstige Winde schwellen seine Segel; seine Beute treibt vor ihm her, und der begrüßende Donner seiner Kartaunen wird immer vernehmlicher. — Noch wenige Augenblicke, Fatime, und du schließest den feurigsten Liebhaber wieder in deine Arme.

Fatime. Ach! —

Mervan. Du seufzest? — Und diese Thräne! Fatime, du weinest? — Ich entsetzte mich vergebens. Du weinest; aber du weinest vor Freuden. Deine Freude war immer eine sehr stille, eine melancholische Freude.

Fatime. Freude? — O, nenne mir das nicht, was ich auf ewig entbehren muß!

Mervan. Fatime!

Fatime. Und wäre diese Entbehrung mein ganzes Unglück! Man ist noch sehr glücklich, wenn man bloß *nicht glücklich* ist.

---

*) Zuerst gedruckt im „Theatralischen Nachlaß“.

Mervan. Welch eine Sprache! Was ist dir? Was befürchtest du? — Ich Unglücklicher, wenn ich dem Abdallah dich mißvergnügt überliefere! Ich bin verloren! Er wird deinen Unmut meinem Betragen gegen dich zurechnen. Er wird glauben, daß ich mich dir in seiner Abwesenheit als einen Tyrannen und nicht als den gefälligen, freundschaftlichen Aufseher erwiesen, zu dem mich sein Vertrauen fähig hielt. Du kennst ihn ja, wie argwöhnisch er ist —

Fatime. Ist Abdallah so argwöhnisch?

Mervan. Das fragst du noch, Fatime?

Fatime. Sei ohne Sorge, rechtschaffner Mervan! Demungeachtet soll er auf einen solchen Argwohn gegen dich nie geraten; ich weiß schon, wie ich das verhüten muß. Ich will ihm so viel Gutes von dir erzählen; ich will deine mir erwiesenen Dienste so rühmen; ich will dich seiner erkenntlichen Großmut so oft, so innig, so dringend, so feurig empfehlen; ich will es ihm unendlichmal wiederholen, daß kein Vater, kein Bruder gegen mich liebreicher sein können; daß du dich allen meinen Wünschen günstiger, zuvorkommender erwiesen als der inbrünstigste Liebhaber; daß du — —

Mervan. Um des Himmels willen, Fatime! — So hast du mein Verderben geschworen? Womit habe ich das verschuldet? — Als der inbrünstigste Liebhaber! — Enthalte dich dieses schrecklichen Worts von mir! Wenn du auch einen noch so unschuldigen Sinn damit verbindest, — du weißt ja, wie eifersüchtig er ist —

Fatime. Ist Abdallah so eifersüchtig?

Mervan. Und auch das fragst du noch, Fatime?

Fatime. Ich fragte beides, Mervan, um mich aus deinem eigenen Munde zu entschuldigen. — Dieser argwöhnische, dieser eifersüchtige Abdallah kömmt wieder!

Mervan. Sei nicht ungerecht, Fatime!

Fatime. Und du sei nicht grausam und laß mich weinen!

Mervan. Dieser eifersüchtige Abdallah ist sonst der redlichste Mann, der großmütigste Freund —

---

2. Auftritt.

Fatime. Mervan. Ein Sklave.

Der Sklave. Ich verkündige euch die Ankunft des Abdallah. Itzt tritt er ans Land!

Fatime. Itzt schon?

Mervan. Fasse dich, Fatime! Laß einen verräterischen Sklaven nicht so tief in deiner Seele lesen!

Sklave. Das Schrecken des Meeres! Die Geißel der Ungläubigen! Er kömmt als Sieger, und drei eroberte Schiffe führen die Reichtümer von ihm verheerter Küsten. Die Männer der Stadt stürzen aus dem Thore und empfangen ihn mit Jauchzen. Das sahe ich und eilte, mich mit dem Anblicke einer noch größern und reinern Freude zu beseligen: dem Entzücken seiner Fatime — Aber (indem er sie ernstlich betrachtet) —

Mervan. Aber was weiß ein Sklave, wie edlere Seelen sich freuen? Geh!

---

3. Auftritt.

Mervan. Fatime.

Mervan. Fatime! Fatime! — noch ist es Zeit; noch kannst du uns retten! Hemme diese Thränen, ersticke diese Seufzer und rufe die Heiterkeit, wo nicht in deine Seele, wenigstens auf dein Gesicht zurück! Verstelle dich — Ach! was muß ich dir raten, ich Unglücklicher!

Fatime. — —

Ibrahim rät Fatimen, ihn mit aller Hitze der Liebe zu empfangen. Er weiß nicht Worte genug zu finden, ihr die Liebe des Abdallah zu beschreiben, und verrät ihr dabei das Geheimnis. Er eilet ihm entgegen.

Sc. IV.

Fatime allein. Erbittert über das, was sie erfahren.

Sc. V.

Abdallah, voll Feuer und Inbrunst, sie wiederzusehen. Sie empfängt ihn kalt. Er klagt, weint, tobet, drohet, verspricht. — Sie legt es etwas näher, und er geht ruhig ab, zum Ausschiffen Befehl zu geben.

Sc. VI.

Fatime erst allein. Ibrahim kommt und hat den Unwillen des Abdallah bemerkt. Sie dringt ihm unter Drohungen das Gift ab.

Sc. VII.

Er holt es und gibt es ihr, nachdem er die Hälfte davon zurückbehalten.

Sc. VIII.

Abdallah zu ihnen; er schickt den Ibrahim ab, um das übrige zu besorgen.

Sc. IX.

Abdallah, Fatime. Sie macht ihm wegen des Aufgetragenen bittere Vorwürfe. Er gerät in Wut. Wirft ihr vor, daß sie das Geheimnis nicht umsonst von dem Ibrahim werde erfahren haben. Geht wütend ab, ihn aufzusuchen.

Sc. X.

Entschluß der Fatime. Ein Sklave bringt ihr eine Schale . . nimmt das Gift darin.

Sc. X.

Abdallah. Fatime. Ein Sklave.

Sklave (Ibrahim läßt es fragen). Was willst du, Herr, daß mit den Gefangenen geschehen soll, die sich auf deinem Schiffe befinden?

Abdallah. Er soll sie ermorden.

Sklave. Alle?

Abdallah. Sie alle! — Und wenn sie und mein Vater darunter wäre!

Fatime. O der Wütrich! der Unmensch!

Abdallah. Komm wieder, Sklave! — Gib die Gefangenen frei!

Sklave. Alle?

Abdallah. Ja, alle gib sie frei! Und beschenke sie alle!

Fatime. Weiß er, was er will? —

Abdallah. Freilich weiß ich es nicht! Geh, Sklave! Gib sie frei, ermorde sie, mache, was du willst! Geh —

Sc. XI.

Abdallah. Fatime. Geht ab, den Mervan zu suchen.

Sc. XII.

Fatime nimmt Gift.

Sc. XIII.

Abdallah. Fatime.

Fatime. Zittre nicht, mein Herz, zittre nicht! Es gilt nicht dir. Es gilt dem Abdallah!

Sc. XIV.

Sie bringen den Mervan geführt.

Abdallah. Wo bist du, Verräter?

Mervan. Wo ich nicht lange mehr sein werde.

Letzte Szene.

Fatime. Wie freue ich mich, dich zum Gefährten zu haben! Wir werden einen Weg gehen. Wir werden zu einer Zeit vor dem Auge des Propheten erscheinen. Ah, er war ein besserer Mann, als seine Nachfolger sind! Er wird meine Klage hören, und du, Ibrahim, wirst sie unterstützen — — Ah — —

Abdallah. Eure Klage! Schon recht! Der Beklagte wird mit erscheinen.

Fatime. Ich sterbe!

Ibrahim. Es ist aus!

Abdallah. Sie sterbe! Ihre Klage geht an. — Ich höre es, ich werde gefordert. Ich komme. Sie werden mich verklagen, — und du, Prophet, mich verdammen. (Er durchsticht sich.)

Wir kommen —
euch zu sehn, ist mir sehr lieb,
Sehr angenehm. Nichts könnte mir so lieb,
Nichts angenehmer sein, es wäre denn —
Euch nicht zu sehn. Wozu auch dieser Zwang?
Osmans Gebot, dir, Fürstin seines Herzen,
Dir, seiner Auserwähltesten von uns,
Mit jedem Morgen unsrer Ehrfurcht Opfer
Zu bringen, dir den öden langen Tag —
Indes sein Schwert von den Ungläubigen
Den Zoll des Meers in fernen Wässern hebt —
Mit Freundschaft und Gespräch, mit Scherz und Spiel
Zu füllen, zu verkürzen: dies Gebot —
Verrät sein Mannsbild! den tyrannischen
Kurzsichtigen Gebieter! — Nicht genug,
Der ehmals gleich verteilten Lieb' euch alle
Um eine zu berauben, soll der einen,
Ihr, die sein Eigensinn zur Glücklichsten —
Zur Glücklichsten! wofür ich leider gelte! —
Nicht ihr Verdienst zur Besten macht, der einen

Soll von euch allen noch gefeiert, noch
Geschmeichelt werden? Eifersucht kocht Gift
Im eitervollen Herzen; erstickter Neid
Preßt Gall' und Fluch auf die verbißne Zunge,
Und doch soll Honig von den Lippen fließen
Und Scherz und Freundschaft aus den Augen lachen,
Die gern des Basilisken Vorrecht übten
Und gern mit jedem Strahl mich töteten?
Ich kenn' euch, Schwestern; denn ich kenne mich.
Ihr seid mir unausstehlich, weil ich euch
Es sein muß; und ich hass' euch, denn ich fühl',
Ich fühl' es, daß ihr mich nicht lieben könnt.
Nicht können?
Nein, nicht könnt!
Fürwahr —
Fürwahr,
Daß du es wenigstens nicht kannst, das spricht
Schon dieser höhn'sche Ton, schon diese Miene,
Die auch den schönsten Mund verzerren würde.
Auch deinen? Nicht? Du irrest dich in mir.
Ich könnte dich nicht lieben? Ich nicht? Bloß
Daß du so sehr gerecht bist gegen dich
Und uns, bloß darum könnt' ich dich schon lieben,
Wär' sonst auch gar nichts liebenswert an dir.
Fahr nur so fort! Wer heute mich erbittert,
Der thut mir einen Dienst. Du kannst so wild
Mich schwerlich machen, als ich heut gern wäre.
Was ist dir, teure, liebste Busenfreundin?
Was willst du, teure, liebste Busen — schlange?
Dein sanftes Aug' ist blau, dein Herz ist schwarz;
Dein Mund kann lächeln, wenn die Zähne knirschen.
Harmonische Bezauberungen spricht
Die glatte Zunge, spricht Verderben, das
Im Hinterhalt des Doppelsinnes lau'rt.
Schweig! Lieber will ich noch von dir gekränkt,
Verhöhnet sein, als liebgekost von dir.
Allein, Prinzessin —
Nannte man dich so,
Als du der Liebling unsers Bassa warest?
O, wärst du's noch! Prinzessin, Königin
Wollt' ich dich gern beim dritten Worte nennen
Und tief dabei, tief bis in Staub mich bücken.

Dehn' nur den majestät'schen Hals und führ'
Die großen Augen langsam rund umher!
Im Schwindel deiner vor'gen Höh', der noch
Dich nicht verlassen, mag ich leicht
Dir viel zu unwert scheinen, diesen Platz
Nach dir, Prinzessin, zu bekleiden. Doch
Ich mag auch nicht mit dir zu messen, zu
Vergleichen sein. Man misset und vergleicht
Nur Aehnliches. — Spricht keine mehr ein Wort?
Ich mag mein Lob nicht hören, ich!
Und nun?
Da stehn sie! Was ist euch befohlen? Was?
Gesellschaft mir zu leisten? stumme? Wenn
Ich wieder ruhig, wieder kalt soll werden,
So würd' ich's lieber wohl allein. — O geht!
Ich bitt' euch, geht! — Was gibt ein Sklav' auf Bitten? —
Ha! Wollt ihr die Erniedrigung ertrotzen,
Daß eure Nebensklavin euch befiehlt?
Nun, ich befehl' euch: geht! — Ihr wißt, wie viel
Ich über ihn vermag. Er kömmt nun bald,
Und dann! — Gehorcht, wo nicht — Da kriechen sie!
So kommt doch nur! ha! ha!
Gelacht? Verlacht?
Warst du es, Jaffith?
Ja!

---

2. Auftritt.

Bleib hier! Du lachst,
Du bist leicht noch die Redlichste.
Das bin
Ich auch.
Bleib hier! Und warum lachst du?
Weil
Ich leichtlich lach' und Lachen mir bekömmt.
Doch lachst du doch wohl nicht so, wie du gähnst,
So wie du Atem holst, ohn' äußern Anlaß?
Was brachte dich zum Lachen?
Danach fragst du?
Das Lächerliche, glaub' ich; denn das macht
Zu lachen.

Und wo war das Lächerliche?
An euch? an mir?
Laß sehn: Es war doch wohl
An — dir!
An mir?
Was dünket dich, Fatime?
Wär' nicht ein kleines, schwaches, weißes Täubchen
Mit großen scharfen Uhusklauen, mit
Gekrümmtem spitzem Adlerschnabel, wär'
So ein Geschöpf der wilden Phantasie
Des Malers, in der weiseren Natur
Ein Unding, wohl nicht ein Geschöpf zum Lachen?
Nun denn?
Erkennst du dich, mein Täubchen, mein
Verstelltes Täubchen? Oder willst du auch,
So wie die wahre Taube vor dem Spiegel,
Dich gegen dein getreues Abbild sträuben
Und mit dem kleinen Schnabel danach hacken?
Die närrischen Gesichter! Ich muß lachen.
Denn jede, wett' ich, sitzet nun zu Winkel,
Wägt deinen Zorn und zittert kindischer,
Als du gedroht. Dein Zorn! Du zornig? Du?
Dein Zorn ist Laune; launisch kannst du sein,
Nicht zornig. Und dein Drohn! Die Nachtigall,
Sie will aus ihrer kleinen Kehle donnern.
Wer drohen will, muß Groll zu hegen wissen.
Und weißt du das? Dir steht das Drohen so
Wie mir das Weinen.
Kannst du gar nicht weinen?
Nein, aber auch nicht — weinen sehn. Du weinst?

Alcibiades.*)

Personen.

Alcibiades.
Artaxerxes, König in Persien.
Pharnabaz, Landvogt.
Susamithres, dessen Sohn.
Timandra, Geliebte des Alcibiades.

Erster Aufzug.

1. Auftritt.

Alcibiades. Susamithres (Zaris).

Die zärtliche Freundschaft des Alcibiades gegen den Susamithres, obgleich die Eifersucht seines Vaters, des Pharnabaz, zum Teil daran schuld ist, daß er den Hof verlassen.

Susamithres. Das weiß ich, mein Vater ist ehrgeizig.

Alcibiades. Und wessen ist ein Ehrgeiziger nicht fähig, wie der größten Tugenden, so der schändlichsten Laster, mit dem Unterschiede nur, daß diese Laster ganz unfehlbare Laster und jene Tugenden sehr zweifelhafte Tugenden sind. — Wie spät habe ich das erkennen lernen! Daß ich es nicht eher erkannt, lag an dir nicht, göttlicher Sokrates! Mit welcher liebenden Hartnäckigkeit verfolgtest du meine Jugend, um mich zur Kenntnis meiner selbst, meiner eignen Unwürdigkeit zu bringen, um den Stolz in mir zu unterdrücken! &c.

In der Ebene von Persepolis (Elymais) an dem Flusse Araxes.

---

2. Auftritt.

Alcibiades. Susamithres. Timandra.

Timandra spottet über ihre Sokratische Liebe und spottet den jungen Perser weg.

---

*) Zuerst gedruckt im „Theatralischen Nachlaß".

3. Auftritt.

Alcibiades. Timandra.

Sie beklagt sich nunmehr ernstlicher, daß er sie nicht mehr liebe. Alcibiades versetzt, daß Timandra ihn nie geliebt habe, daß kein Frauenzimmer einer wahren Liebe fähig sei. Er sei zu wohl überzeugt, daß Timandra nichts als eine eitle Nachahmerin der Aspasia sein wolle.

Timandra. Wo sind sie hin, die glücklichen Zeiten, da statt altväterischer Sinnbilder ein kleiner Liebesgott, den Blitz in der Rechten, von deinem goldnen Schilde schreckte? da der lange Purpur nachlässig hinter dir her floß? Plut., S. 400, da dich die Aristophons in dem Schoße der zärtlichen Nemea malten? ꝛc. Plut., S. 404, und der drängende Pöbel das Gemälde voll Wohlgefallens angaffte?

Alcibiades. Ist es dir noch nicht genug, daß ich vierzig Jahr der Wollust und dem Ehrgeize, der ganzen schrecklichen Schar der Laster gefront habe? Die Thorheit hat den besten und größten Teil meines Lebens; hindre mich nicht, den kurzen kalten Rest der Weisheit zu weihen! Hier in dieser Einsamkeit, hier in dieser ruhigen Einöde will ich als ich selbst und mir selbst leben. Habe ich mich sonst leicht in alle Gestalten umgeschaffen, war es mir sonst einerlei, ob ich den arbeitsamen, strengen und mäßigen Spartaner oder den wollüstigen faulen Jonier oder den schwärmenden bacchischen Thracier spielen sollte, so will ich von nun an der wahre Alcibiades leben.

Timandra. Vortrefflich! Ein zweiter Timon, und lächerlicher als der erste — —

Alcibiades. Timon war so lächerlich nicht, als du vielleicht denkst —

Timandra. War Timon nicht etwa gar ein Prophet? Als er dich einst von dem jauchzenden Volke begleitet sahe, wie freundlich, was er keinem gethan, kam er auf dich zu! Erinnerst du dich, was er sagte: „Vortrefflich, mein Sohn!“ und ergriff dich bei der Hand; „es freut mich herzlich, dich von Tag zu Tag größer zu sehen, denn deine Größe ist das Verderben des Volks.“ Plut., S. 405.

Alcibiades. Timon sagte die Wahrheit ꝛc. Ich Elender — War ich es nicht, der aus Ehrgeiz die Athenienser zu dem thörichten Unternehmen, Sizilien zu erobern, brachte? (Plut., S. 405.) Nicht um die Athenienser mächtiger zu wissen,

nein, um meine eigne Größe auf das überwundne Sizilien zu gründen. Der ich alle Nächte im Traume Karthago einnahm, Afrika unter das Joch brachte, von da nach Italien überging, als der Sieger des ganzen Peloponnes zurückkam, ich wollte aus Sizilien nichts als einen bequemen Waffenplatz für mich machen. Umsonst widersetzte sich der verständige Nicias; umsonst ahnte dem Sokrates der unglückliche Ausgang, den ohne Zweifel sein Gott begeistert hatte; umsonst ergriff der sternkundige Meton die brennenden Fackeln, verbrannte im heiligen Unsinne sein Haus und weissagte bei der Flamme Niederlage und Verderben. Umsonst ertönten am Adonischen Feste (Plut., S. 409) vorbedeutende Klagen. (Plut., S. 410.) Umsonst, mein Ehrgeiz mußte gestillt werden — &c.

Unterdes wird dem Alcibiades durch einen Hemerodrom die Ankunft des Königs gemeldet. Weil Alcibiades den Artaxerxes nicht sucht, so muß Artaxerxes den Alcibiades suchen.

---

4. Auftritt.

Timandra.

Sie ist voller Zorn und Wut und entschlossen, mit dem Kritias und den übrigen griechischen Gesandten gemeinschaftliche Sache zu machen.

Zweiter Aufzug.

1. Auftritt.

Artaxerxes. Pharnabaz. Alcibiades.

Verbindliche Vorwürfe des Artaxerxes. Der König eröffnet das Anbringen der griechischen Gesandtschaft. Er verspricht, sie abzuweisen, und erklärt vorläufig den Alcibiades zum obersten Feldherrn seiner Heere, und zwar an die Stelle des alten Pharnabaz.

Artaxerxes. Du sollst der Erste an meiner Linken sein. (W.-G., IV. §. 444.)*)

---

*) D. i.: Baumgartens „Uebersetzung der allgemeinen Welthistorie, die in Engeland durch eine Gesellschaft von Gelehrten ausgefertiget worden." (Boxberger.)

2. Auftritt.

Pharnabaz.

Pharnabaz ist darüber empfindlich und voller rachsüchtigen Anschläge. Siehe Otways „Alcibiad.", S. 8, die ähnliche Rede des Tissaphernes.

---

3. Auftritt.

Pharnabaz. Susamithres.

Siehe die ähnliche Szene beim Otway, S. 22, zwischen dem Tissaphern und Patroklus.

---

4. Auftritt.

Pharnabaz. Kritias und Abgesandte.

Pharnabaz verbindet sich mit den griechischen Abgesandten zum Verderben des Alcibiades.

Dritter Aufzug.

1. Auftritt.

Alcibiades. Artaxerxes.

Artaxerxes eröffnet dem Alcibiades seinen ganzen Entwurf: unter seiner Anführung nämlich nicht sowohl seinen Bruder Cyrus als die Griechen zu bekriegen. Siehe zum Teil die Szene in des Campistron „Alcibiades", S. 33.

Artaxerxes. Schon halten sich meine Herolde fertig, Erd' und Wasser von den griechischen Staaten zu fordern. (W.-G., IV. §. 137.)

---

2. Auftritt.

Alcibiades. Susamithres.

Susamithres' Freude, unter dem Alcibiades bald zu fechten. Alcibiades benimmt ihm diese Hoffnung. Von der Liebe zum Vaterlande.

---

3. Auftritt.

Timandra. Alcibiades. Susamithres.

Timandra spottet wieder, bittet aber, daß Alcibiades die griechische Gesandtschaft vor sich lassen wolle. Alcibiades macht deswegen Schwierigkeiten.

---

4. Auftritt.

Pharnabaz. Timandra. Alcibiades. Susamithres.

Pharnabaz hebt diese Schwierigkeiten, und Alcibiades verspricht, die griechischen Gesandten an dem Altare, welchen er dem Schutzgeiste Sokrates' aufgerichtet, zu sprechen.

---

5. Auftritt.

Pharnabaz.

Pharnabaz beschließt, diese Unterredung den Artaxerxes hören zu lassen.

Vierter Aufzug.

1. Auftritt.

Artaxerxes. Pharnabaz.

Sie kommen, die griechischen Gesandten und den Alcibiades im Verborgnen zu hören. Der persische heilige Abscheu gegen den Altar: Dem Schutzgeiste des Sokrates.

Pharnabaz. Siehe, wie jeder dieser Ungläubigen sich einen eignen Gott schafft! Anstatt den einigen Gott im Feuer, auf seinem ewigen, sichtbaren Throne, der Sonne, anzubeten, betet jeder sein eignes Hirngespinst, oder, welches noch lächerlicher ist und du hier siehst, das Hirngespinst eines Freundes an!

---

2. Auftritt.

Alcibiades. Kritias und Abgesandte.

Sie wenden alle Künste an, ihn zu erschüttern, daß er mit ihnen nach Griechenland zurückkomme.

Kritias. Durch dich schwört noch itzt die athenienſiſche Jugend in dem Agrauliſchen Haine, ſo oft die kriegeriſche Trompete ſie ruft, ihres Vaterlands Grenzen nicht enger als jenſeit aller bewohnten und bebauten Erdſtriche zu ſetzen. (Plut., S. 399.)

Alcibiades. Ich ſollte dem Volke trauen? ich dieſem vielköpfigen Ungeheuer? Heut wird es dich vergöttern, wenn du willſt, und morgen dich als den Schaum der Uebelthäter verdammen. Ein einziger heimtückiſcher Verleumder, ein einziger Teucer iſt genug, es wider dich in Harniſch zu jagen. (Plut., S. 416.) Da ich mich am feſteſten in ſeiner Gunſt glaubte, ward ich als der verfluchte Verſtümmler heiliger Bildſäulen, als der Verräter der Geheimniſſe der Ceres angeklagt und verdammt. Sollte ich den Fluch ſchon vergeſſen haben, den damals ſeine Eumolpiden wider mich ausſprachen?

---

3. Auftritt.

Timandra. Alcibiades. Kritias und Abgeſandte.

Timandra thut gleichfalls ihr möglichſtes, und endlich wird Alcibiades bewegt und ſcheinet wenigſtens ſchlüſſig zu ſein, bei dem Könige heimlich ihr Beſtes zu beſorgen.

---

4. Auftritt.

Zu dieſen Artaxerxes und Pharnabaz.

Der aufgebrachte König bricht hervor und macht dem Alcibiades die härteſten Vorwürfe und erklärt, ihn von nun an ſeinem Schickſale zu überlaſſen. Er befiehlt, den Altar des Sokrates zu zerſtören, den Ort zu reinigen und ein Pyreum an die Stelle zu bauen.

Fünfter Aufzug.

1. Auftritt.

Alcibiades. Kritias.

Die heimtückiſche Freude des Kritias, den Alcibiades bei dem Könige verdächtig gemacht und in Ungnade gebracht zu haben.

---

2. Auftritt.

Alcibiades. Susamithres.

Susamithres ist entschlossen, jedes Geschick mit dem Alcibiades zu teilen.

---

3. Auftritt.

Susamithres. Pharnabaz.

Pharnabaz, nachdem der König im Zorne nach seiner Residenz zurückgekehrt, kömmt, seinen Sohn abzuhalten, sich mit dem Alcibiades nicht ins Verderben zu stürzen. Susamithres beruft sich auf das persische Gesetz wider die Undankbarkeit, nach welchem er durchaus strafbar sein würde, wenn er den Alcibiades in so gefährlichen Umständen verließe. (W.-G., IV. §. 138.)

---

4. Auftritt.

Alcibiades, verwundet. Susamithres. Pharnabaz.

Alcibiades kommt verwundet zurück und stirbt. Susamithres stürzt sich in das Schwert seines gereizten Vaters.

„Was hält mich ab (indem Susamithres das Schwert zieht), eine That zu thun, die der Meinung, daß ich dein Sohn gewesen, widerspricht?" (Al. W.-H., IV. §. 127.)

Alcibiades verlangt, daß ihn Susamithres vollends töten soll, und weil sich der Freund dessen weigert, so thut es Pharnabaz.

---

5. Auftritt.

Zu diesen ruft Pharnabaz herein Timandra, Kritias und Abgesandte.

Pharnabaz. Kommt herein, was schleichet ihr draußen herum wie die feigen Jäger vor der Höhle des verwundeten Löwen?

Alcibiades in Persien.*)

Sc. I.

„O, wie glücklich hat den Alcibiades sein freiwilliges Elend gemacht! Es war der göttlichste Gedanke, den ich jemals gehabt, mich nach Persien zu verbannen! aus dem weisen Griechenlande, wo Aberglaube und gesetzlose Frechheit den Pöbel, Ehrgeiz und Ohnegötterei die Großen regiert, in das barbarische Persien, wo Wahrheit und Tugend den alten Thron besitzen!"

Sc. II.

„Komm, mein junger edler Freund! Hier auf diesem anmutigen Hügel, über dem spiegelnden Araxes, das prächtige Persepolis im Gesichte, habe ich deiner unter den Palmen gewartet."

Zaris. Er hat vor der aufgehenden Sonne angebetet.

Alcibiades. Auch ihn hat dieses prächtige Schauspiel entzückt und die Seele mit würdigen Gedanken von ihrem Schöpfer erfüllt. — Laß uns diesen Tag in unsrer Freundschaft glücklich sein —

Zaris. So glücklich, als es uns das annahende Geräusch des Hofes erlauben wird. Der kommende Frühling ruft ihn von Susa nach Persepolis. Der Zug geht heut hier durch.

Alcibiades. O, möchte es dem König nicht einkommen, mich hier in meiner Einöde zu besuchen! Ich will mich nicht wieder in Geschäfte verwickeln lassen; ich will den Rest meines Lebens der Ruhe und den Betrachtungen widmen. — O, könnte ich noch einen aus dem Schiffbruche meines Vaterlandes retten! den göttlichen Sokrates —

Zaris. Du hast mir schon so viel von diesem Manne erzählt, daß ich eine wahre Hochachtung für ihn bekommen. Die Vorsicht, habe ich daraus erkannt, erweckt in allen Ländern von Zeit zu Zeit Männer, die es verhindern müssen, daß sich die Menschen von ihrer wahren Verehrung nicht zu weit verirren. — So war unser Zoroaster — —

Alcibiades. Auch Sokrates hat von diesem großen Manne gehört und mir von ihm erzählt. — Wenn er doch seine

*) Zuerst gedruckt in der Lachmannschen Ausgabe.

Nachfolger, seine Lehren hier näher erkennen könnte! Wenn er doch hier könnte einsehen lernen, daß seine .... keine abergläubische Zauberkunst, sondern eine Sammlung von den erhabensten Lehren der Gottheit sei.

Jaris. Wie entzückt es mich, daß du, als ein Grieche, uns so viel Gerechtigkeit widerfahren lässest! Deine spöttische Timandra ist von dieser Art nicht. — Alles kömmt ihr hier lächerlich und unsinnig vor.

Alcibiades. Gedenke mir ihrer nicht! Ich hasse sie itzt mehr, als ich sie einsmals zu lieben glaubte. Wenn sie mich doch verlassen und wieder in ihr Vaterland zurückkehren wollte — — Da kömmt sie schon —

Sc. III.

Timandra. Immer beisammen? Und schon so früh? Ihr Unzertrennlichen, wie soll ich euch nennen, Freunde oder Liebhaber?

Alcibiades. Alle Freunde sind Liebhaber, Timandra, aber nicht alle Liebhaber Freunde —

Timandra. Ich verstehe deinen Vorwurf —

Kleonnis.

Ein Trauerspiel in fünf Aufzügen.*)

Personen.

Euphaes, König der Messenier.
Aristodemus, }
Philäus, } Freunde und Feldherrn des Euphaes.
Dorysfus, }
Telles, } zwei gefangene Spartaner.
Tisis, ein Prophet.

Erster Aufzug.

1. Auftritt.

Euphaes allein und hernach die Wache.

Euphaes.

Die träge Zeit! Kein Jahr ward mir so lang
Als dieser Morgen. He, Soldat!

Die Wache.

Befiehl!

Euphaes.

Noch nicht zurück?

Die Wache.

Wer?

Euphaes.

Träumer! fragst du, wer?
Mein Sohn und sein Geschwader.

Die Wache.

König, nein!
Es war schon Tag, da brachen sie erst auf.

---

*) Zuerst gedruckt im „Theatralischen Nachlaß".

Euphaes.

Erst! — Geck! — Daß die Natur zum Vater mich
Mehr als zum König schuf! Manns zwar genug,
Für dich, mein Volk, an jeder Ader gern
Zu bluten; nur nicht Helds genug, für dich
In meinem Sohne — teurer einz'ger Sohn! — —
Zu bluten. Einz'ger! — Ach, einst war er nicht
Der einzige! Nebst ihm war einst — Zurück,
Gedanke voller Qual! Ist's nicht genug,
Für einen zittern, wenn ich nicht zugleich
Auch um den andern weine? — Weine? Ja!
Ich wein' aus Wut; aus Wut, die Thränen liebt,
Bis sie befriedigt höhnisch lächeln kann.
Noch kann ich's nicht! Denn noch siegt Sparta! Noch
Ist mein entvölkert Land ein leichter Raub
Der Unterdrücker! Noch gebiet' ich hier,
Hier auf Ithomens rauhen Felsen, hier,
Ins zwölfte Jahr von überlegner Macht,
Die besser schlau und kalt zu trotzen, als
Zu fechten weiß, umsetzt; — gebiet' ich — Wem?
Zwar einer Handvoll frommer Helden; doch
Sind Helden Götter? O Messenier!
[Beschützt vom Recht, bekriegt von Hunger, Pest,]
Das Recht und wir! Wir, gegen Hunger, Pest
Und Feind und Götter. Götter wären wir,
Wenn wir noch siegten; beßre Götter als
Die Ungerechten — Unsinn! Raserei!
Ersticke, Lästerung! Empörer! Staub!
Bin ich ein Heraklide? Bin ich's? — Wenn
Hat Herkules — Sieh nicht im Zorn auf mich
Herab, du meines Bluts vergötterter
Quell! Wenn hast du, der du im ruhigsten
Der Augenblicke deines Lebens mehr,
Unendlich mehr, mehr thatst, mehr littst, als ich
In Jahren nicht gelitten und gethan,
Nicht thun, nicht leiden werde; wenn hast du
Ein rasches Wort des Murrens dir vergönnt?
Und ich, dein schlechter Enkel, murre? — Ha,
Philäus!

---

2. Auftritt.

Euphaes. Philäus.

Euphaes.

Komm! Du bist der glückliche,
Gewünschte Bote doch? Mein Sohn ist da?
Wo ist er? Sprich! Du schweigst? Verwundet? Tot?
Er ist's! Die Ahnung —

Philäus.

Werde nimmer wahr!
Sei ruhig, Herr, sei ruhig! Siegen ist
Kein Werk des Augenblicks. Noch kann er nicht,
Dein junger, kühner Demarat, den Feind
Gesucht, gefunden, angegriffen und
Geschlagen haben.

Euphaes.

Daß ich ihn so leicht
Aus meinen Augen ließ! Zu stürm'scher Jüngling, nur
Noch wenig Tage, dann hätt' ich dich selbst
In ersten Kampf zur Probe deines Muts
Begleiten können! — Schande! — Wenn nunmehr
Der junge Leu aus seiner Höhle tritt,
Wer führt ihn an? Wer lehret ihn, dem Bär
Die neuen Klauen, unversucht, doch keck,
In Nacken schlagen und den Tiger an
Der Gurgel fassen? Ist's der alte Leu
Nicht selbst? Und ich beschimpfter Vater! Ich — —

Philäus.

Herr, deine Wunden hindern — —

Euphaes.

Warum sind
Des Kriegers Wunden nicht so bald geheilt,
Als bald sein Mut nach neuen durstet! Schon
Der neunte Tag, daß der zerschmetterte
Verteid'gungsarm des schweren Schilds entwohnt
Und die vom Speer durchstochne Seite nicht
Den Panzer leiden will! Der neunte Tag!
Zu viel der aufgedrungnen Rast! Zu viel
Auf eine Schlacht, die dennoch — — Hätte mir
Ein holders Schicksal diese Wunden bis
Zur letzten tödlichen geborgt! Wie gern

Wollt' ich alsdann, ich ganz Gefühl, ganz Schmerz,
Für eine sieben bluten, wenn ich heut
Nur meiner Glieder Herr und meines Sohns
Gefährte wäre! Meines Sohns! — Vielleicht
Daß eben itzt — —

Philäus.

Nun reißt sie zügellos,
Die kranke Phantasie, ihn fort! Mich schmerzt
Der Zärtliche —

Euphaes.

Des Todes kalter Schau'r
Durchläuft mich; starrendes Entsetzen sträubt
Das wilde Haar zu Berge —

Philäus.

Höre mich!

Euphaes.

Dich hören? Kann ich? — Sieh! Er ist umringt!
Wo nunmehr durch? Sich Wege hauen, Kind,
Erfordert andre Nerven! Wage nichts!
Doch wag' es! Hinter dich! Bedecke schnell
Die offne Lende! Hoch das Schild! — Umsonst!
In diesem Streiche rauscht der Tod auf ihn
Herab. Erbarmung, Götter! — Ströme Bluts
Entschießen der gespaltnen Stirn; er wankt;
Er fällt; er stirbt! — Und ungerächet? Nein!
Philäus, fort! Ich kenn' den Mörder! Komm!

Philäus.

Wenn wird die kalte, ruhige Vernunft
Die sanfte Stimm' erheben dürfen? Ich
Dein Unterthan, doch itzo mehr dein Freund,
Weil leicht den tadelsücht'gen Unterthan
Des Königs Schwachheit ärgert — ich, dein Freund,
Der dein zur Liebe so geschaffnes Herz
Zu schätzen weiß, verlange —

Euphaes.

Was du willst!
Nur das verlange nicht, zu strenger Freund,
Daß auf der Furcht und Hoffnung Wogen ich
Mich unerschüttert halten soll!

Philäus.

Das nicht!
Doch wann's in deinem mächt'gern Willen steht,

Daß diese Wogen, dieser innre Sturm
Sich folgsam legt, dann kann ich doch von dir
Verlangen, nicht dein eigner Peiniger
Zu sein?

Euphaes.

Mein eigner Peiniger?

Philäus.

Gewiß!
Itzt wäge sie, die Gründe deiner Furcht,
Mit deiner Hoffnung Gründen ab! Wie leicht
Steigt jene Schal' empor! Wie schwer drückt die
Hernieder!

Euphaes.

Wann er bleibt, wann ihn so jung — —

Philäus.

So jung? Wen liebt das Glück verbuhlter als
Den dreisten und von seiner Tücke noch
Unabgeschreckten Jüngling?

Euphaes.

Nein, das Glück
Ist mir zu feind, zu feind, als daß es mich
Im Sohne lieben sollte.

Philäus.

Finstrer Wahn!
Das Glück ist treulos, um das Glück zu sein,
Und nicht uns zu verfolgen. Doch gesetzt,
Es hasse dich, dich mehr als andre. Sprich!
Ist das der Fall, die Wirkung seines Grolls
Zu fürchten? Wer begleitet ihn? Wer ist's,
In dessen Schirm, als unterm breiten Schutz
Der göttlichen Aegide, Demarat
Itzt ficht, itzt siegt? Ist's nicht Aristodem?

Euphaes.

Wen nennst du mir? O, wär' er's nicht! er nicht!

Philäus.

So macht dich deine Furcht auch ungerecht?
Das geht zu weit! — Herr! an der Tapferkeit
Und Treu' Aristodems verzweifeln, ist
Beleidigung der Tugend! Wen von uns
Fürcht der Spartaner mehr als ihn? Dich selbst
Nicht ausgenommen, dich, sein Schrecken, sein

Verderben! Wie ein Wetterstrahl, mit dem
Der Donner Felsen spaltet, so brachst du
In seinen eisern Phanlanx ein; dein Schwert
Fraß ganze Reihen. Endlich von der Zahl
Unschimpflich übermannt, da du, mit dir
Messenens Heil zu sinken drohte: wer,
Wer drang dir nach? Wer hielt rund um dich her
Der Nachsucht wilden Wirbel ab? Wer lud
Dich auf atlant'sche Schultern, teure Last,
Und trug dich hoch durch den erstaunten Feind
Hindurch? — Das that Aristodem! Da sah
Der Feind mit grimmiger Bewundrung starr
Ihm nach! Die Wunder, Herr, die er für dich
Gethan, die kann er auch für deinen Sohn
Thun. — Stammt er nicht vom Herkules wie du? —

Euphaes.

Hör' auf! Wenn rief ich seine Tapferkeit
In Zweifel? Eben diese Tapferkeit,
Die ist's, vor der ich zittre. So wie sie
Dem Tode trotzt, soll jeder neben ihr
Dem Tode trotzen. Weniger, als sie
Zu leisten wagt, soll niemand leisten. Ihr
Ist Demarat nicht der geliebte Sohn
Des jammernden, verwaisten Vaters; ihr
Ist Demarat Soldat und weiter nichts! —
Wie anders? Denn was weiß Aristodem
Von jenen zärtern, bessern, menschlichern
Empfindungen? der sanften Macht des Bluts?
Dem süßen Recht der Sympathie? er? er,
Der kalte Mörder seiner Tochter?

Philäus.

Sprich:
Der Tochter frommer Opfrer! Das Gebot
Des deutlichen Orakels —

Euphaes.

Das Gebot
Der deutlichen Natur war älter! — Ich
Unglücklicher! Dem, der so wenig weiß,
Was Vater ist, dem meinen Sohn vertraun!

Philäus.

Herr, Tisis kommt uns näher. Fasse dich

Und ruf geschwind die heitre Majestät
Zurück in deine Miene!

Euphaes.

Tisis! Was
Will Tisis? der prophet'sche Tisis!

Philäus.

Jtzt
Nicht Tisis der Prophet. Kein Purpur fließt
Ihm von der Schulter ab; kein Lorbeer kränzt
Das braune Haar; kein goldner Zepter blitzt
Aus seiner Rechte. Sieh, er tritt einher
Im Panzer und im offnen Helme, ganz
Der Krieger!

---

3. Auftritt.

Tisis. Euphaes. Philäus.

Tisis.

König! . . . .
Dein Heer hört mitleidsvoll die bange Furcht
Der väterlichen Liebe. Uns sowohl
Als dir verweilt dein Sohn zu lange. Nur
Ein Wort, so eilt mit mir ein fert'ger Trupp
Der Tapfersten ihm nach! Dies ist's, warum
Ich kam.

Euphaes.

Messener! O bestes Volk,
Der Menschen und der Griechen würdigstes!

Ludwig und Aurora.*)

Die Bühne ist in Salamanca.

Erster Aufzug.

Das Wirtshaus der Bernarda.

Aurora langt in Salamanca an und kehrt in dem Hause der Bernarda ein, wo man den Don Ludewig erwartet. Sie erfährt von der Bernarda, einer unbeschreiblichen Schwätzerin, daß Don Ludewig eine Liebste hat, wer sie ist, wo sie lebt, und ihre Untreu' mit Don Gabriel.

Aurora findet für nötig, den Gil Blas zu ihrem Vertrauten zu machen, damit sie ihn als Spion gegen Don Ludewig brauchen kann. Nachdem sie ihm also gesagt, sie habe ihm etwas im Vertrauen mitzuteilen, fängt sie an, sich über die weibliche Schwachheit, welche dem unbilligen Tadel so sehr ausgesetzt sei, bei ihm zu beklagen. Sie lobt seinen Verstand und drückt sich so zweideutig aus, daß Gil Blas in der Meinung bestärkt wird, welche ihm schon in Madrid verschiedne kleine Gefälligkeiten und verfängliche Ausdrücke seiner Frau beigebracht hatten: daß sie nämlich in ihn verliebt sei und ihm ohne Zweifel eine Liebeserklärung thun wolle. — — Er bekennt also seine Unwürdigkeit — — bemerkt, daß die Liebe alles gleich mache — — kniet vor ihr nieder und beschwört sie, ihr Herz auszuschütten. — Aurora, welche ihre Neigung gegen Don Ludewig nur ganz von weitem zu verstehen gegeben hatte, entdeckt sie zuletzt mit ausdrücklichen Worten, zur unbeschreiblichen Bestürzung des Gil Blas, welcher vor kurzem die Liebe seiner Frau gemutmaßet, sich geputzt und parfümiert und der Laura sehr verächtlich begegnet hatte. Endlich erholt er sich von seiner Bestürzung, und nachdem er

*) Dieser und die beiden folgenden Entwürfe zuerst von Boxberger veröffentlicht.

treu zu sein versprochen hat, sagt ihm Aurora, daß sie in der Stadt noch eine andre Wohnung gemietet habe, wo sie den Don Ludewig als Aurora, von der Laura unter der Kleidung eines Pagen bedient, sehen wolle, hier aber, in dem Hause der Bernarda, wolle sie als Don Felix, ihr Bruder, Freundschaft mit ihm zu machen suchen.

Zweiter Aufzug.

Nachdem Don Ludewig angekommen und Aurora als Don Felix sich bei ihm melden lassen, speisen sie mit einander. Bei dem Glase Wein gibt sie ihm zu verstehen, sie wisse, daß er eine Geliebte habe; sie nennt sie ihm und gibt vor, daß . . . .

Eraclio und Argila.

— — —

ner plötzlichen Abreise Nachricht geben soll? Siehe, ob ich Zeit meines Lebens ein so gutes Gedächtnis gehabt habe. Was willst du sagen?

Barbacio. Ich will nichts, als daß wir uns alsobald auf die Reise machen.

Garr(??). Wenn du die Argila nicht noch sehen willst, so liegt es bloß an dir, wenn wir länger zaudern.

Barbacio. Ich würde meinen Schmerz nur vermehren. Wir wollen ja ohnedem in ein paar Tagen wieder zurück sein.

Garr. Nun, so komm! Die Pferde warten schon.

Barbacio. Lebe wohl, glückliches Canturien! Meine Seele verläßt dich voller Furcht, und ich weiß nicht, was sie niederschlägt.

2. Auftritt.

Eraclio, ein Alter am Stocke. Argila, seine Tochter. Claudio, sein Sohn, und Roselio, ein Bedienter.

Claudio. Ich habe alle Ehrfurcht für dein graues Alter; allein es kommt mir doch als etwas ganz Besonderes an dir vor, daß du uns in aller Stille so eilig hast lassen hieher rufen.

Eraclio. Wundre dich nicht, Claudio, daß ich mich entschlossen habe, von unterschiedenen Sachen eine Probe zu machen!

Claudio. Was ist dein Wille?

Eraclio. Ihr sollt es gleich erfahren, weswegen ich euch habe rufen lassen.

Argila. Himmel! Wenn er es wissen sollte, daß ich liebe! und daß ich den Barbacio liebe! (Beiseite.)

Eraclio. Roselio, verschließe die Thüre und mache sie die Zeit über keinem auf, er mag auch noch so unverschämt rufen!

Roselio. Ich will dir sogleich gehorchen.

Claudio. Ich weiß nicht, was das bedeuten soll, und was mein Vater im Sinne hat.

Argila. Und ich prophezeie mir schon den Tod.

Eraclio. Nehmt die beiden Stühle, denn es ist nötig, daß ihr euch zu dem, was ich euch sage, niedersetzt.

Claudio. Was muß das für eine besondere Neuigkeit sein!

(Sie setzen sich, und Eraclio setzt sich in die Mitte.)

Eraclio. Ihr wißt es allzuwohl, liebsten Kinder, wie sehr ich euch schätze, und daß es allezeit meine Sorge gewesen ist, eure Umstände zu verbessern. Ihr wißt auch, daß mein Leben an dem letzten Faden hängt, der zugleich der schwächste ist, und daß ich unsicher bin, daß ihm nicht die grausame Sense des Todes drohe, ohne daß es an einem andern hänge. Ehe also dieser Schritt noch geschieht, will ich euch, meine lieben Kinder, beide in einen Stand versetzen, den euch der Himmel recht anträgt. Seitdem ihr in der Welt seid, habe ich nie wahrgenommen, daß ihr weltlich gesinnt wäret oder einigen Lastern anhinget. Ich habe nie gesehen, daß ihr mit schändlichen Lüsten eure Zeit zubringet, welche die Liebe den Menschen, die ihr dienen, anbietet. Eure Neigungen sind allezeit besonders tugendhaft gewesen, ohne jugendliche Vergehungen und ohne große Gefährlichkeiten. Ich habe euch derohalben in Betrachtung der Tugend, die ihr allezeit gezeigt habt, zweierlei ausgesucht, was euch Vorteil und Ehre bringen wird. Was dich also anbelangt, Claudio, weil ich sehe, daß du die Wissenschaften liebst, so habe ich deinetwegen mit dem Erzbischof von Canturien gesprochen und ihn ersucht, er möchte erlauben, daß ihr in einem Tage den Habit anlegen könntet, welcher einem Verwalter Christi geziemet. Er versprach mir es und versprach mir auch dazu, euch zum Bischof von Baltridente zu machen, mit einem Einkommen, das für diese Bedienung zureichend ist. Ich nahm das Versprechen an und gab mein Wort, daß du, Claudio, heute noch Meßpriester werden solltest, ob du gleich so vieler Ehre unwert seist. Was aber dich anbetrifft, Argila, so hat mir, zu Ehren deines guten Vorsatzes, die Aebtissin von Santa Isabel einen Schleier für dich angeboten. Sie sagte mir, daß du vor zwei Jahren sie aus einem göttlichen Eifer selbst darum ersucht hättest, und daß sie dir ihn gern geben wollte. Ich gab gleichfalls mein Wort und glaube heute noch zwei Kinder zu haben, wovon das eine ein Bischofshut und das andre ein Franziskanerhabit zieren wird. Ganz Can-

Fenix.

Erster Aufzug.

1. Auftritt.

Fenix (weinend). Estela, Nisa und Flora.

Estela. Stille deine Thränen, Fenix, mäßige deinen Verdruß und mache deinen Augen nicht so viel Plage und Schmerz! Wann du sie noch länger bei so viel Seufzern verstellest, so wird sich der Himmel beklagen, daß du seinen Sternen übel begegnest. Sage mir, Muhme, deinen Schmerz, lege deine Plagen bei mir nieder! Siehe, wie eifersüchtig meine Liebe auf deine Thränen ist! Bemerke deinen Irrtum, daß du eine Bekümmernis lieber im Weinen als in meinem freundschaftlichen Trost suchen lässest.

Fenix. Meine Plage, Estela, ist so groß, mein Schmerz, Muhme, ist so heftig, daß ich sogar eine Erleichterung des Uebels darinne gefunden habe, es dir zu verhehlen. Es ist Vorsichtigkeit, nicht Härte, was mich zum Schweigen verdammet, und nichts zeuget mehr von meiner Neigung gegen dich, als daß ich dir mein Leiden nicht sage. Meine Liebe ist allzu aufmerksam auf die deinige und mag dir die Empfindung ihrer unglücklichen Schmerzen nicht entdecken, damit sie dir das Mitleid erspare.

Estela. Es ist mehr eine Beleidigung als eine Gefälligkeit, daß du mich von deinem Unglücke ausschließest. Ich werde, deine Plagen mit zu empfinden, Vasallin, Anverwandte und Freundin sein. Ist es ein Rat der Klugheit, sein Uebel zu entdecken, so sündigest du dawider, wann du länger gegen mich darmit zurückhältst. Ich kann dir als eine dreifache Person mit tragen helfen.

Fenix. Deine Liebe, Estela, und deine Sorgfalt ist ungemein verbindlich.

Estela. Sie wünschet nichts mehr, als daß du dein Herz bei mir ausschütten möchtest.

Flora. Nisa, worinne mag wohl das Uebel bestehen, das meine Gebieterin so heftig quälet?

Nisa.

Estela. Gestehe mir also deine Unruhe!

Nisa. Ich bin ganz thöricht darauf, es zu erfahren.

Flora. Und ich desgleichen.

Fenix. Wann ich dir sie entdecken soll — —

Flora. Nun fängt sie an.

Nisa. Stille also, höre!

Fenix. So müssen wir allein sein. Entfernt euch!

Nisa. Unser Zuhören hat also schon ein Ende?

Flora. Das verdrießt mich, daß ich's nicht hören soll.

Nisa. Komm! wir werden es doch wohl hernach erfahren.

(Nisa und Flora gehen ab.)

Anderer Auftritt.

Fenix. Estela.

Estela. Rede nun!

Fenix. So wird mein Unglück noch viel schwerer.

Estela. Dein Mund möchte es selbst gerne sagen —

Fenix. Du willst also, daß ich's dir erzähle?

Estela. Ich warte eben darauf.

Fenix. Höre also! Mein Vater, der König — — Aber ach! wie unrecht nenne ich ihn meinen Vater! Da er sich nicht so gegen mir erzeigt, ist es billig, daß ich ihn so heiße? Der König also, sag' ich, erbte dieses Reich von dem König Balarte, seinem Vater und meinem Großvater, aber mit einer so schweren, ungerechten und tyrannischen Bedingung, daß ich, wenn ich hätte wählen können, lieber auf den rauhesten Gebirgen sein Vasall hätte sein als sie annehmen wollen. Sie wurden nämlich eins, o Unglück! daß, wer nach ihm das Reich erben würde, wenn es eine Weibsperson wäre, sie den König von Athen, o welche Grausamkeit! heiraten sollte. Ich ward zu meinem Unglück geboren, und es gefiel dem Himmel, ehe ich noch das Licht dieses runden Weltgebäudes genau betrachten konnte, meine Wiege zu einem elenden Grabmale meines Lebens zu machen. Denn höre nur, liebste Muhme, doch daß mein Unglück deine Zärtlichkeit nicht erschrecke; aus der Größe

desselben wirst du alsdann die Größe meines Schmerzes erkennen können! Der König von Athen, wie du weißt, hat zwei Söhne; der eine ist Ramiro, der Erbprinz, und der Infant Fadrique ist der andre. Ramiro ward von allen Eigenschaften, die zu einem Prinzen gehören, so entblößt geboren, daß er zu Athen die Verachtung der Großen, die Verspottung des Pöbels und die Schande seines Vaters ist. Denn der Himmel machte ihn so dumm und erschuf ihn so unwissend, daß er nicht einmal so viel weiß, als der rauheste Bauer wissen muß. Fadrique hingegen ist von so verwunderns-würdigem Verstande, von so edler Gemütsart, von so liebens-würdigem Naturell, daß ihn alle Vasallen mehr als seinen Vater vor ihren Herrn verehren. Es scheint, als wolle die Natur bei Erzeugung der jüngern Prinzen das, was ihnen an Macht abgeht, durch ihren innern Wert ersetzen. Nun sollte der König zwar dem Ramiro wegen seiner großen Unfähigkeit das Reich entziehen und es dem Fadrique als einen würdigen Lohn seiner vortrefflichen Eigenschaften erben lassen. Aber die Liebe verblendet ihn so sehr und macht, daß sich die Leidenschaft seiner so bemeistert, daß Ramiro der einzige Gegenstand seiner Zärtlichkeiten und Fadrique, o welche Grausamkeit! der Vorwurf seines Hasses ist. Zwar in dieser unbeständigen Welt ist es eben nichts Neues, daß das Gute verabscheuet und das Böse geliebt wird. Also will mich mit dem Ramiro, o Pein! mit dem Erben — — o schweres Leiden! des athenienſischen Reiches — — welches Unglück! — — mein Vater der König — — o unselige Not! — — verbinden — — o wütendes Schicksal! Die Traktate — — ach, empfindlicher Schmerz! — — sind schon geschlossen. Welche Grausamkeit! Er erwartet ihn alle Augenblicke, das Beilager zu feiern. Ja — — Begräbnis sollte ich es lieber nennen. Denn ich hoffe schon einig auf die bittere Hilfe des Todes. Und wenn ich überlege — — — o Betrübnis! daß ich meinen Willen werde von so einem unwissenden Menschen müssen unterdrücken lassen, — — — — o Qual! so gerate ich in solche Verzweiflung, daß ich, wenn ich mich nicht vor dem Himmel fürchtete, mich selbst umbringen möchte.

Estela. Dein Vater kömmt.

3. Auftritt.

Der König. Der Herzog. Fenix. Estela. Bedienter.

Der König. Was fehlt dir, meine Tochter?

Fenix. Ich wundre mich, daß du dich so fremde stellest, da du doch meine Bekümmernis weißt. Mehr will hier über meine Lippen nicht kommen lassen; doch erlaube mir, deine Gegenwart zu vermeiden! Denn bei einer so heftigen Leidenschaft kann die Ehrfurcht nicht anders als in Gefahr sein.

---

4. Auftritt.

Der König. Der Herzog. Estela. Bedienter.

Der König (beiseite). Ich ergründe die Ursache ihres Schmerzes wohl!

Estela. Herr, sie könnte dich beschuldigen — —

Der König. Halt inne, Estela, und gib meinem Verdrusse durch deine Klage nicht noch mehrere Kräfte! Es ist ein unwissendes Verfahren, wenn ein Versehen begangen ist, sich über die Folge desselben zu beschweren. Die Klugheit erfordert, sich vorzusehen, wenn ihm noch zu helfen ist; aber ist es einmal so weit gekommen, so ist es eine . . . . .

Der Schlaftrunk.

Ein Lustspiel in drei Aufzügen.

Erster Entwurf.*)

Personen.

Berthold.
Celiante, dessen Tochter.
Lisidor.
Dorant, dessen Sohn.
Finette, der Celiante Mädchen.

Akt I. Sz. 1. Finette. Dorant. Früh. 3ter Termin. Gestern dran gedacht und alle Leute gebeten, ihn zu erinnern. — Sz. 2. Finette. Dorant. Celiante. — Sz. 3. Finette. Celiante. (Dorant ist versteckt.) — Sz. 4. Berthold. Finette. Celiante. — Sz. 5. Finette. Dorant. — Sz. 6. Finette. Berthold. — Sz. 7. Berthold. — Sz. 8. Berthold. Celiante. — Sz. 9. Berthold. Celiante. Finette.

Akt II. („Von hier an mit Bleifeder, auch ist ein Stück abgerissen; ebenso und aus denselben Gründen unleserlich ist eine Ausführung von Akt II. Sz. 1 u. 2 der gedruckten Bearbeitung und ein Entwurf von Akt I u. II, der zwischen dieser und der ersten in der Mitte zu stehen scheint." Danzel.)

*) Zuerst in Danzels Lessing.

Der Schlaftrunk.

Ein Lustspiel in drei Aufzügen.*)

Personen.

Samuel Richard, } leibliche Brüder.
Philipp Richard, }
Charlotte, Nichte derselben.
Berthold.
Karl, } Kinder des Berthold.
Lucinde, }
Finette, Mädchen der Charlotte.
Anton, Bedienter des Samuel.
Hausknecht des Samuel.

Erster Aufzug.

1. Auftritt.

Samuel Richard. Charlotte.

Szene: Eine Wohnstube, wo Richard in einem Lehnstuhle vor einem Schreibpulte sitzt und durch die Brille in einem Folianten lieset. Charlotte sitzt am Fenster auf einem Tambouret und macht Knötchen.

Charlotte. Legen Sie doch das Buch weg, lieber Onkel —

S. Richard (indem er immer fortlieset). Warum denn, Lottchen?

Charlotte. Der Besuch wird gleich da sein.

S. Richard. Ich muß erst die Geschichte auslesen.

Charlotte. Sie schwächen sich ja nur Ihre Augen noch mehr.

S. Richard. Du hast wohl recht.

Charlotte. Und strengen Ihr Gedächtnis an.

S. Richard. Es ist wohl wahr.

Charlotte. Da Ihnen Ihr Gedächtnis ohnehin so sehr ablegt.

S. Richard (indem er die Brille abnimmt und das Buch zumacht). Nein, Lottchen, nein, das sage nicht! Mein Gedächtnis ist noch recht sehr gut. Ich wollte dir wohl die Geschichte, die ich itzt gelesen habe, von Wort zu Wort wiedererzählen. Leg' deine Arbeit weg und höre mir zu! — Es war einmal ein

---

*) Zuerst gedruckt im „Theatralischen Nachlaß".

König von Frankreich — nein, ein König von England war es — ja, ein König von England, der führte einen schweren Krieg wider die Mohren — wider die Mohren — Sagte ich ein König von England, Lottchen? Nein, siehst du, man kann sich irren; es war ein König von Spanien; denn er führte Krieg mit den Mohren — Dieser König —

Charlotte. Ich höre wohl, lieber Onkel, daß Sie alles recht wohl behalten haben. Aber Sie haben es auch nur erst diesen Augenblick gelesen. Wenn Sie es auf den Abend wieder erzählen sollten —

H. Richard. Nun gut, gut; erinnere mich auf den Abend wieder daran! Ich will dir's auf den Abend erzählen —

Charlotte. Wohl, lieber Onkel —

H. Richard. Sprachst du nicht vorhin von einem Besuche? Wer will uns denn besuchen?

Charlotte. Ihr alter guter Freund, Herr Berthold, und sein Herr Sohn —

H. Richard. Der junge Herr Berthold? Nu, nu, der kömmt nicht sowohl zu mir als zu dir, und der mag immer kommen. Aber was der Vater mit will? —

Charlotte. Der Vater? Ist er nicht Ihr ältester, bester Freund? —

H. Richard. Gewesen, Lottchen, gewesen! Sieh, wie vergeßlich du bist! Hat mich nicht dieser älteste, beste Freund verklagt? um eine Post verklagt, die ich längst richtig gemacht habe? Bin ich nicht —? Potz Stern! gut, daß ich daran gedenke! — Lottchen, geschwind gib mir den Kalender her!

Charlotte (vor sich). Ah, nun erinnert er sich an den unglücklichen Termin.

H. Richard. Hörst du nicht, Lottchen? den Kalender —

Charlotte. Wir schreiben den Sechzehnten, lieber Onkel!

H. Richard. Den Kalender, Lottchen!

Charlotte. Den sechzehnten September, lieber Onkel —

H. Richard. Lange mir ihn doch nur her, Lottchen! er steckt hinter dem Spiegel. Ich habe mir was darinne notiert. Wenn dich's zwar inkommodiert — (Er rückt mit seinem Lehnstuhle, als ob er aufstehen wollte.)

Charlotte. Nicht doch, lieber Onkel; bleiben Sie doch sitzen! (Sie holt ihm den Kalender.) Hier ist er!

H. Richard. Ich danke, Lottchen. Was für einen Monat haben wir?

Charlotte. September.

H. Richard. Und den wievielten, sagst du, schreiben wir?

Charlotte. Den Sechzehnten.

H. Richard. Den sechzehnten September! — Da ist er! Richtig! Richtig! Lieber Gott! was habe ich für vergeßliche Leute in meinem Hause! Kein Mensch erinnert mich an was! Und wenn es vergessen ist, so soll ich's vergessen haben!

Charlotte. Was denn, lieber Onkel?

H. Richard. Ihr habt mich den ersten Termin versäumen lassen. Ihr habt mich den zweiten Termin versäumen lassen. Komm her, Lottchen, was steht hier bei dem Siebzehnten?

Charlotte. Drei Kreuze, lieber Onkel.

H. Richard. Und was bedeuten die drei Kreuze?

Charlotte. Das muß wissen, wer sie gemacht hat.

H. Richard. Siehst du, das hast du vergessen! Rufe mir Finetten herein! ich muß doch sehen, ob die es auch vergessen hat.

Charlotte. Finette hat zu thun.

H. Richard. Nun, so rufe mir Antonen! Ich muß euch nur einmal alle überzeugen, wie vergeßlich ihr seid.

Charlotte. Anton ist ausgeschickt.

H. Richard. Ich habe es euch allen gesagt, was die drei Kreuze bedeuten, und habe euch allen befohlen, mich fleißig an die drei Kreuze zu erinnern. Ja, ja, wer erinnert sein will, erinnere sich selber!

Charlotte. Werden Sie nicht ungehalten, lieber Onkel!

H. Richard. Ungehalten? Worüber denn? Ich freue mich von Herzen, wenn ich sehe, wie viel mein alter Kopf noch behalten kann; (sich an die Stirne schlagend) und wie so gar nichts in euren jungen Köpfen haften will! Hahaha! Die drei Kreuze bedeuten — Besinnst du dich noch nicht, Lottchen? —

Charlotte. Daß Sie morgen zur Ader lassen müssen?

H. Richard. Ei ja! Herr Berthold würde meinen Beutel schön zur Ader lassen, wenn ich so vergeßlich wäre wie du! — Die Kreuze bedeuten — nu? — Ich dächte, ich hülfe dir merklich genug darauf —

Charlotte. Itzt besinne ich mich — Morgen muß der dritte Teich auf dem Gute gefischt werden — O ja, lieber Onkel, ich will es gleich dem Kutscher sagen; wir fahren morgen früh heraus und fischen.

H. Richard. Fischen? Ja, Herr Berthold denkt zu fischen. Aber, Herr Berthold, man fängt nicht immer, wenn man

fischt! — Lottchen, die drei Kreuze bedeuten, daß morgen der dritte Termin ist; der dritte und letzte Termin zu Produzierung meiner Quittungen. Nun freilich weiß ich nicht, wo die verdammten Quittungen hingekommen sind. Aber ich will doch hoffen, daß man einen ehrlichen Mann, wie ich bin, wird zum Schwure kommen lassen! — Ich schwöre, und Herr Berthold wird abgewiesen.

Charlotte. Aber, lieber Onkel, ich dächte, Sie ließen es so weit nicht kommen. — Ein Schwur ist doch immer eine sehr wichtige Sache, und Geld ist nur Geld.

S. Richard. Nein, Lottchen, Geld ist die wichtige Sache, und ein Schwur ist nur ein Schwur. Nicht, daß ich um wer weiß wie viel einen falschen Schwur thun sollte. Nein, da sei Gott vor! Aber wenn man recht hat —

Charlotte. Auch dann, dächte ich, lieber Onkel, sollte man, wenn es nur eine Kleinigkeit betrifft, sich lieber gefallen lassen, Unrecht zu bekommen, als zu schwören —

S. Richard. Ja, das dächtest du; aber das verstehst du nicht. — Morgen soll sich's zeigen. Ei, denkt doch! Was würde das für eine Freude für Herrn Bertholden gewesen sein, wenn ich auch den dritten Termin versäumt hätte und hätte mich kontumazieren lassen und hätte ihm noch einmal bezahlen müssen —

Charlotte. Es kömmt jemand, lieber Onkel. Er ist es wohl schon selbst. —

---

2. Auftritt.

Philipp Richard und die Vorigen.

Charlotte. Nein, es ist Onkel Philipp.

Philipp Richard. Guten Tag, Bruder Samuel!

S. Richard. Lottchen, hat der sich auch melden lassen?

Charlotte. Nein, aber — sein Sie gütig gegen ihn!

Philipp R. Wie steht's, Bruder? Noch gesund? noch frisch?

S. Richard. Gesunder und frischer, Bruder, als Ihr wünscht —

Philipp R. Als Ihr wünscht? Wen meinst du, Bruder?

S. Richard. Ich habe dir's hundertmal gesagt, daß mir gewisse Leute, wenn sie sich nach meiner Gesundheit erkundigen, recht sehr ärgerlich sind. Siehst du, Bruder, ich

sehe dich herzlich gern kommen, aber auch herzlich gern bald wieder gehn.

Charlotte. Lieber Onkel, bedenken Sie, daß es Ihr Bruder ist — —

Philipp R. Mühmchen, menge Sie sich unter uns nicht! — Bruder, du bist die wunderlichste, argwöhnischste Glatze, die sich jemals in einem Großvaterstuhle geschüttelt hat.

S. Richard. Hörst du, Lottchen, hörst du?

Philipp R. So was verhört Lottchen nicht! — Aber warum ist dir denn mein Anblick so zuwider? Ich sehe doch dem Tode so ähnlich nicht. Gesund, fett und fröhlich, wie ich bin — —

S. Richard. Die Gesundheit erhalte dir Gott! Dein Fett bist du schuldig, und deine Fröhlichkeit gehört ins Tollhaus. Was Wunder also, daß ich den Tod lieber sehe als dich? Wenn ich den Tod sehe, so sehe ich meine letzte Stunde, und wenn ich dich sehe, so sehe ich die nächsten Stunden nach meiner letzten. Einem ehrlichen Manne, der es sich in der Welt hat sauer werden lassen, ist die Vorstellung des Grabes lange nicht so marternd als die Vorstellung eines lachenden Erben. Aber, Bruder, hast du gelesen von einem Maler, der mit einem einzigen Pinselstriche ein lachendes Gesicht in ein weinendes verwandeln konnte? Ich bin so ein Maler.

Philipp R. Je nun, wenn ich nicht lache, so wird eine andere desto mehr lachen. — — Lache Sie doch einmal, Lottchen! Sie lacht recht hübsch —

Charlotte. Sie verfahren sehr grausam mit mir, Onkel —

Philipp R. Im geringsten nicht! Denn gelacht wird bei dem Grabe eines reichen Geizhalses doch; er mag es anfangen, wie er will.

S. Richard. Undankbarer, gottloser Bruder!

Philipp R. Zanke mit der Natur und nicht mit mir! Du kamst zwanzig Jahre früher in die Welt als ich; du mußt zwanzig Jahre früher wieder heraus. — —

S. Richard. Ich muß? ich muß? Ich will doch sehn, wer mich zwingen soll. —

Philipp R. Hahaha! nun machst du, Bruder, daß ich sogar vor deinem Tode über dich lache. —

S. Richard. Geschwind, Bruder, sage mir, was du bei mir willst, und packe dich alsdenn wieder deiner Wege! — —

Philipp R. Ich kam bloß zu deinem Besten. — Ich weiß, du bist ein alter vergeßlicher Mann; ich wollte dich

an etwas erinnern, woran dich Lottchen wohl so leicht nicht erinnern möchte.

S. Richard. O Bruder, ich bin so vergeßlich nicht, als du meinst. Soll ich dir eine Probe von meinem guten Gedächtnis geben? Komm her, ich will dir es auf den Finger herrechnen, wie viel du mir seit funfzehn Jahren gekostet hast. — Bei deinem ersten Bankerotte verlor ich dreizehntausendvierhundertsechsundachtzig Thaler, neunzehn Groschen! —

Philipp R. Und sieben Pfennige. — Das habe ich so oft von dir hören müssen, daß ich es endlich selbst behalten habe.

S. Richard. Bei deinem zweiten Bankerotte kam ich um siebentausenddreihundertunddreiunddreißig Thaler —

Philipp R. Da war der Verlust schon kleiner wie bei dem ersten. Denn du warst um ebensoviel klüger als härter geworden. —

S. Richard. Bei deinem dritten Bankerotte —

Philipp R. Verlorst du fast gar nichts. Eine Post Rheinweine, für die du in Köln für mich gut gesagt hattest —

S. Richard. Ist das nichts? Die Post betrug achtzehnhundert Thaler. Diese achtzehnhundert und jene siebentausenddreihundertunddreiunddreißig mit den ersten dreizehntausendvierhundertsechsundachtzig —

Philipp R. Neunzehn Groschen, sieben Pfennige —

S. Richard. Betragen zusammen zweiundzwanzigtausendsechshundertundneunzehn Thaler —

Philipp R. Neunzehn Groschen, sieben Pfennige —

S. Richard. Und die kostest du mich bares Geld! Was kostest du mich nicht sonst? — Nu, Bruder Unverschämt, habe ich ein gutes Gedächtnis oder nicht?

Philipp R. Rabbi Samuel, alles das beweiset für dein gutes Gedächtnis gar nichts; denn das waren Schußwunden, die dir ein paar Knochen zersplitterten und, nachdem sie kuriert waren, einen ewigen Kalender in den wieder verwachsenen Knochen zurückließen; aber ein Kalender ist kein Gedächtnis —

S. Richard. Höre einmal, Lottchen, hör' einmal! Weise ihm doch die Thüre, Lottchen!

Philipp R. Bemühe Sie sich nicht, Lottchen! sie ist mir bekannt. Aber, Bruder, alle deine Grobheit soll mich doch die gute Absicht nicht vergessen machen, in der ich herkam. Ich will dich nur erinnern, daß heute der sechzehnte September ist.

S. Richard. Ist das wahr, Lottchen? — Nu? und? —

Philipp R. Und daß morgen der Siebzehnte ist —

S. Richard. Ist das wahr, Lottchen? — Nu? und? —

Philipp R. Was ist auf den Siebzehnten, Lottchen? Ich wette, Sie mag's nicht wissen —

Charlotte. O Herr Onkel, haben Sie sonst nichts? Daran hat sich Ihr Herr Bruder schon selbst erinnert.

S. Richard. Ja, daran habe ich mich schon selbst erinnert. — (Sachte zu ihr.) Was meint er denn, Lottchen?

Charlotte. Eben das, lieber Onkel —

S. Richard. So? — Schon gut, Bruder, ich danke dir für deine Mühe, so unnötig sie auch war. (Sachte zu ihr.) Lottchen, du wirst mir es wohl hernach sagen, was er meint —

Philipp R. Erkenne meine Aufmerksamkeit auf dein Bestes, oder erkenne sie nicht: nur versäume mir morgen den dritten Termin nicht, so wie du den ersten und zweiten versäumet hast — —

S. Richard. Den Termin, Bruder? den dritten Termin? — Lottchen! —

Philipp R. Den dritten und letzten Termin gegen Bertholden. Ich denke, du hast dich schon selbst daran erinnert?

S. Richard. O ja, das habe ich. Nicht wahr, Lottchen? Aber, Lottchen, das macht Bruder Philipp doch gut, daß er uns daran denken hilft. — Setze dich doch einen Augenblick bei mir nieder, Bruder Philipp! — Recht! den dritten Termin muß ich nicht versäumen. — Was meinst du, Bruder, wie die Sache laufen wird?

Philipp R. Sie mag laufen, wie sie will, wenn du dich nur erst gehörig eingelassen hast. Das Vornehmste bei einem Prozesse ist, daß man seinem Gegenpart die Hölle so heiß und das Leben so sauer macht als möglich. Ich habe itzo nicht Zeit, Bruder. Aber wenn du willst, so komme ich auf den Abend wieder zu dir, und wir wollen mehr davon schwatzen.

S. Richard. Ja, Bruder Philipp, thu das, komm! Du sollst mir angenehm sein. —

Philipp R. So lebe unterdessen wohl! —

S. Richard. Auf Wiedersehn! — Begleite ihn doch, Lottchen, begleite ihn doch —

Philipp R. Ohne Umstände, Lottchen! — Wir kennen einander.

Charlotte. Wohl kenn' ich dich!

3. Auftritt.

Samuel Richard. Charlotte.

S. Richard. Lottchen, Bruder Philipp mag doch wohl noch eine gute Ader haben.

Charlotte. O ja, lieber Onkel —

S. Richard. Er sorgt doch noch dafür, daß ich nicht in Schaden kommen soll. — Finette, gut, daß du kömmst.

---

4. Auftritt.

Finette und die Vorigen.

Finette. Es ist alles fertig; sie mögen nun kommen, wenn sie wollen. (Sie rückt einen kleinen Kaffeetisch zurechte, bedeckt ihn und setzt Tassen darauf.)

S. Richard. Finette, Bruder Philipp wird heute zu Abend mit uns essen. Laß einen Krammetsvogel mehr braten —

Finette. Einen? Das wäre so viel als eine Mücke für einen hungrigen Wolf. Bruder Philipp muß auf jeden Zahn einen haben.

S. Richard. Nu, nu, Mädchen, traktiere ihn nur heute so gut, als du kannst! Er hat mir einen Dienst gethan —

Finette. Bruder Philipp Ihnen einen Dienst? Den möchte ich doch hören.

S. Richard. Er hat gethan, was ihr hättet thun sollen. Er hat mich erinnert, daß morgen der dritte Termin ist.

Finette. Das hat er? — Ich muß Ihnen nur sagen, Herr Richard, es setzt heute keine Krammetsvögel. Es sind auf dem ganzen Markte keine zu bekommen gewesen.

S. Richard. Das ist schade! der arme Philipp! was wirst du ihm denn nun vorsetzen?

Finette. Nichts. Und das wissen Sie doch auch, daß ich den Kellerschlüssel verloren habe?

S. Richard. Den Kellerschlüssel? Und du hast keinen Wein haußen? Was soll denn Bruder Philipp trinken?

Finette. Nichts; und das ist gerade so viel, als er mit seinem Dienste verdient hat. Merken Sie denn nicht, Herr Richard, was er darunter sucht? Er will Sie und den alten Berthold nur vollends zusammenhetzen, damit Charlottchens Heirat mit dem jungen Berthold darüber zurückgehen möge.

S. Richard. Lottchen, sollte das wohl wahr sein?

Charlotte. Ich weiß nicht, lieber Onkel; aber wenn das auch Onkel Philipps Absicht wäre, so weiß ich doch, daß Ihnen mein Glück viel zu angelegen ist —

S. Richard. Ja, Lottchen, — wenn das auch seine Absicht wäre. — —

Finette. Wenn? Sie ist es ganz gewiß. — St! der Besuch kommt. (Charlotte geht ihm entgegen.)

S. Richard. Wer ist es denn, Finette?

Finette. Herr Berthold mit seinem Sohne —

S. Richard. Ja, ganz recht, ganz recht! (Steht auf.)

---

5. Auftritt.

Berthold. Karl Berthold. Charlotte. Samuel Richard. Finette.

Berthold. Lieber, alter Freund, ich freue mich herzlich, dich wohl zu sehen.

S. Richard (sie umarmen sich). Willkommen, Herr Bruder Berthold, willkommen! — Ist das dein Sohn? (Karl neigt sich gegen ihn.)

Berthold. Das ist er. Die acht Monate, die er weggewesen, haben ihn mir selber unkenntlich gemacht.

Karl B. Ich wünsche und hoffe, liebster Herr Richard, daß Sie diese Zeit über beständig gesund und vergnügt mögen gelebt haben.

S. Richard. Ich danke, Herr Karl. Wie alte Leute nun so leben!

Karl B. Ich bin höchst ungeduldig gewesen, Ihnen meine Ergebenheit zu bezeigen. —

Berthold. Es ist wirklich sein erster Ausgang.

S. Richard. Bedanke dich, Lottchen, bedanke dich! — Setzen Sie sich doch, meine Herren — (Sie setzen sich; indes hat Finette Kaffee und Backwerk aufgetragen und fängt an, davon herumzugeben.)

Karl B. Ich schmeichle mir, liebster Herr Richard, daß meine Abwesenheit, oder was während derselben etwa vorgefallen sein könnte, mich in Ihrer schätzbaren Gewogenheit nicht wird zurückgesetzt haben.

S. Richard. Darin kann Sie nichts zurücksetzen; Sie sind uns noch so lieb, als Sie uns jemals gewesen sind. — Nicht wahr, Lottchen? — (Zu Finetten, die ihm eine Tasse Kaffee gebracht.) Die wievielte Tasse ist das, die ich trinke?

Finette. Die erste.

Berthold. Freund Richard, mein Sohn ist ein seltsamer Heiliger; er denkt, weil wir in seiner Abwesenheit ein wenig aneinander geraten sind, weil ich dich habe verklagen müssen —

H. Richard. Ja, lieber Karl, hätten Sie sich das wohl jemals träumen lassen, daß mich Ihr Herr Vater verklagen würde? —

Karl B. Es ist ihm leid —

Berthold. Mir leid? Was sprichst du da? —

Karl B. Es ist mir leid, sage ich — —

Berthold. Geck, was braucht dir das leid zu sein? Wird er dir darum das Mädchen nicht geben? Er hat sie dir einmal versprochen, und ein ehrlicher Mann hält Wort.

H. Richard. Freilich! Aber, Freund Berthold, ein ehrlicher Mann muß auch einen andern ehrlichen Mann mit Prozessen verschonen.

Berthold. Ich weiß gar nicht, warum die ganze Welt so wider die Prozesse eingenommen ist. Wollen denn die Advokaten nicht auch leben?

H. Richard. Sie wollen wohl, aber sie müssen darum nicht.

Berthold. Das ist dein Spaß.

H. Richard. Das ist mein völliger Ernst.

Charlotte (zu Karln). Wo sie nur nicht hitzig gegeneinander werden! —

Karl B. Wir müssen sie auf ein ander Gespräch lenken. — Herr Richard, ich habe in London das Vergnügen gehabt, einen alten Freund von Ihnen kennen zu lernen.

H. Richard. So? — Mein völliger Ernst, Freund Berthold! Ich wüßte nicht, welchem Dinge ich in der Welt gramer wäre als dem Prozessieren.

Berthold. Und ich habe Zeit meines Lebens gern prozessiert. Mein erster Prozeß war mit meinem leiblichen Vater. Die besten Freunde können einmal uneins werden, und diese Uneinigkeit auszufechten, ist der friedlichste und gütlichste Weg der Prozeß. Solange man sich nur so streitet, solange ärgert man sich. Sobald aber die Sache den Advokaten übergeben ist, müssen sich die Advokaten an unserer Statt ärgern, und wir sind wieder ruhig.

H. Richard. Nein, Freund Berthold; ich habe in meinem Leben nur ein einziges Mal prozessiert, aber das weiß ich doch besser. Man ärgert sich noch immer und ärgert sich über die Advokaten obendrein. —

Karl B. Dieser Ihr Freund in London sagte mir —

H. Richard. Hörst du? das hat mein Freund in London ihm auch gesagt. —

Karl B. Daß er ehedem in Amsterdam —

H. Richard. Die ganze Börse in Amsterdam denkt so. —

Berthold. Karl, kein Wort mehr von London und Amsterdam! Kaum sind die jungen Laffen einmal hingerochen, so ist ihr drittes Wort: London und Amsterdam.

H. Richard. Nein, nein, laß ihn nur mitreden! Er spricht so unrecht nicht. — (Zu Finette, die ihm die zweite Tasse reicht.) Die wievielte Tasse ist das, Finette?

Finette. Wieder die erste. —

H. Richard. Habe ich die vorige auch mit Milch getrunken? — Finette, laß mich ja nicht zu viel Kaffee trinken! Du weißt, er ist mir schädlich —

Karl B. Gewiß, Herr Richard, der Kaffee ist überhaupt ein sehr unzuträgliches Getränke.

Charlotte. Sagen Sie das auch, Herr Karl? —

Karl B. Ich weiß wohl, daß er seine größten Verteidiger unter dem schönen Geschlechte hat —

Berthold. Kinder, diese wichtige Frage, ob der Kaffee zuträglich oder unzuträglich ist, macht aus, wenn ihr allein seid — falls ihr allein euch sonst nichts Wichtigers zu sagen habt! Itzt laßt die Alten miteinander reden! — Freund Richard, morgen wird sich viel zeigen —

H. Richard. Morgen? — Ja, es ist wahr, morgen ist der dritte Termin. Aber denke nicht, Freund, daß ich den auch versäumen werde!

Berthold. Gleichwohl wäre es das Beste —

H. Richard. Und ich ließe mich kontumazieren?

Berthold. Nicht anders.

H. Richard. Und ich bezahlte dich noch einmal?

Berthold. Das würde sich zeigen. Karl, du weißt, was ich dir gesagt habe. —

H. Richard. Nein, nimmermehr, das wird nimmermehr geschehen. —

Berthold. Wenn du die Quittungen, auf die es ankömmt, vorzeigen kannst, so wird es freilich nicht geschehen. —

H. Richard. Was Quittungen? Ich offeriere mich zum Schwure.

Berthold. Du bist ein ehrlicher Mann, aber ein vergeßlicher Mann; man wird dich nicht zum Schwure lassen. —

H. Richard. Nicht zum Schwure lassen? Also wäre es

ja so gut als gewiß, daß ich dich noch einmal bezahlen müßte?

Berthold. Wenn die Gerechtigkeit gesprochen hat, so werde ich wissen, was ich zu thun habe.

S. Richard. Ich werde es auch wissen; ich auch. — Lottchen! (die sich mit Karln unterhält) laß dich da nicht zu tief ein! —

Berthold. Wie meinst du das?

S. Richard. Ich sehe schon, es ist weder Freundschaft noch Treue noch Glauben mehr in der Welt. Wenn ich kondemniert werde, noch einmal zu bezahlen, so bin ich ein ruinierter Mann; Lottchen ist ein ruiniertes Mädchen und ist keine Frau für deinen Sohn. —

Berthold. So meinst du das? Freund Richard, das geht zu weit. —

Charlotte. Liebster Onkel —

S. Richard. Laß mich, Lottchen, laß mich —

Karl B. Herr Vater — —

Berthold. Schweig, Karl! Der Alte denkt, mich zu trotzen? Ich kann ebenso eigensinnig sein als er. — Also, Herr Richard, wenn Sie kondemniert werden, ist Lottchen keine Frau für meinen Sohn? — Recht wohl! Und wenn ich kondemniert werde, ist mein Sohn kein Mann für Lottchen. Das ist das Ende vom Liede! — Sohn, nimm Abschied —

Karl B. Liebster Vater —

Charlotte. Liebster Herr Berthold —

Berthold. Sohn, du kennst mich! — Lassen Sie mich, Mamsell! — Leben Sie wohl, Herr Richard! (Geht ab.)

S. Richard. Was ist denn das? — Je, Freund Berthold! Freund Berthold! — Haltet ihn doch!

Karl B. Ich folge Ihnen sogleich, liebster Vater.

---

6. Auftritt.

Karl Berthold. Samuel Richard. Charlotte. Finette.

Finette. Das ist ein Mann!

S. Richard. Was fehlt ihm denn? Warum geht er denn schon?

Charlotte. Sie haben ihn unwillig gemacht, liebster Onkel.

S. Richard. Wer wird denn gleich so empfindlich sein? Man spricht ja wohl was. — Seid ohne Sorgen, Kinder!

Ich will den Prozeß nicht verlieren, und das übrige wird sich schon geben. — Setzen Sie sich doch nieder, Herr Karl! —

Karl B. Ich darf mich nicht länger aufhalten. — Liebste Charlotte, meine Schwester bittet um das Vergnügen, Sie diesen Abend besuchen zu dürfen. —

S. Richard. Sie soll uns herzlich willkommen sein.

Karl B. Liebster Herr Richard, trauen Sie meinem Vater das Beste zu! Er ist von allem Eigennutze entfernt; nur seinen Willen muß er haben. Ich darf mich nicht näher erklären; er hat es mir verboten. Ich sage Ihnen nur, Sie verlieren nichts, wenn Sie den Prozeß verlieren. —

S. Richard. Nichts? Sind zweitausend Thaler nichts?

Karl B. Ich muß eilen, daß ich meinen Vater noch einhole. Wenn Sie aber erlauben, so bin ich mit meiner Schwester diesen Abend wieder hier. —

S. Richard. Es wird mir lieb sein, Herr Karl. — Begleite ihn doch, Lottchen!

---

7. Auftritt.

Samuel Richard. Finette.

Finette. An alledem hat niemand als Bruder Philipp schuld. Was braucht er Sie an den Termin zu erinnern. Sie hätten ihn vergessen —

S. Richard. Und wäre kontumaziert worden. — Du weißt nicht, Mädchen, was das ist — Ich hätte bezahlen müssen.

Finette. Nun ja, Sie hätten bezahlt. Genug, daß das Geld in der Familie bleibt, wenn Herr Karl Lottchen bekömmt. —

S. Richard. In der Familie bleibt! Das Geld bleibt alles in der Welt, und die ganze Welt sollte nur eine Familie sein; aber wer's hat, der hat's.

---

8. Auftritt.

Anton. Samuel Richard. Finette.

Anton. Herr Richard, Jochen hat angespannt. —

S. Richard. Was angespannt?

Anton. Die Pferde —

S. Richard. Die Pferde?

Anton. Oder den Wagen; wie Sie wollen. Was weiß ich, ob die Pferde an den Wagen oder der Wagen an die Pferde gespannt wird?

S. Richard. Aber wozu denn?

Anton. Ist denn nicht Donnerstag heute? Fahren Sie denn nicht ins Kränzchen?

S. Richard. Wahrhaftig! Jochen hat recht. (Er steht auf.) Finette, heute ist Kränzchen, und das Kränzchen, weißt du wohl, versäume ich um wie viel nicht.

Finette. Wer sagt denn, daß Sie es versäumen sollen?

S. Richard. Geh, Anton, sage Jochen, ich käme gleich! (Anton geht ab, indem Charlotte zurückkommt.)

---

9. Auftritt.

Charlotte. Samuel Richard. Finette.

S. Richard. Gib mir meinen Hut, Finette!

Charlotte. Wo wollen Sie hin, liebster Onkel?

S. Richard. Ins Kränzchen. Ich muß Strafe geben, wo ich nicht komme.

Charlotte. Aber —

Finette (zu Charlotten). So lassen Sie ihn doch! —

S. Richard (indem ihm Finette den Hut gibt). Und meinen Stock!

Charlotte. Aber er vergißt ja —

Finette. Mag er doch vergessen!

S. Richard (indem ihm Finette den Stock gibt). Und meine Rauchtabaksdose —

Charlotte (zu Finetten). Aber wir bekommen Philippen über den Hals.

Finette. Den wollen wir schon los werden. — (Gibt ihm die Dose.)

S. Richard. Ist auch Tabak drinne und der Stopper? Ihr laßt mich doch an alles allein denken!

Finette. Stecken Sie doch nur ein und gehn Sie —

S. Richard. Nun, so führe mich herunter, Lottchen! Es thut mir leid, daß ich dich allein lassen muß. Vertreib dir den Abend, so gut du kannst. Halb Zehn bin ich wieder da.

Finette. Gehn Sie nur und lassen Sie sich das Gläschen wohl schmecken! (Charlotte führt den Alten ab, und Finette räumt den Kaffeetisch wieder auf.) Lustig, Finette, das wird ein Abend für dich werden!

Zweiter Aufzug.

1. Auftritt.

Lucinde, die auf der einen Seite von Finetten hereingeführt wird, und Charlotte, die auf der einen Seite ihr entgegenkömmt.

Finette. Hier herein, Mademoiselle!

Charlotte. O, sei mir tausendmal willkommen, liebe, liebe Lucinde —

Lucinde. Küsse mich, meine Charlotte! — Du siehst dich um? Ja, Kind, ich komme allein, mein Bruder kömmt nicht mit; und nun werden von den tausend Malen, die ich dir willkommen sein sollte, neunhundertundneunundneunzig wohl abgehen? Nicht wahr? —

Charlotte. Glaubst du in der That, daß ich ihn erwartet habe?

Lucinde. Verstelle dich nur nicht!

Charlotte. Und du sei doch nicht so gar eitel auf deinen Bruder! Wenn ich ihn liebe, so liebe ich ihn bloß, weil ich dich liebe.

Lucinde. Ist das wahr, Finette? Du bist ja ihre Vertraute. —

Finette. So etwas mag davon wahr sein. Die Zündröhre kann wohl durch das Herz der Schwester gegangen sein. Aber nachdem wir einmal Feuer gefangen — sehn Sie, Mademoiselle — so könnten wir die Zündröhre zur Not entbehren. —

Lucinde. Da haben wir's!

Finette. Erst liebten wir den Bruder bloß der Schwester wegen; allein alles kehrt sich mit der Zeit in der Welt um. — Bald werden wir die Schwester bloß des Bruders wegen lieben.

Lucinde. Wobei ich nicht viel zu verlieren glaube. — Aber, Finette, habt ihr meinen Bruder wirklich nicht mit erwartet? —

Finette. Ich für mein Teil allerdings.

Charlotte. Dein Teil ist mein Teil nicht, Finette.

Finette. O, ich weiß wohl, daß Ihr Teil das größere ist. —

Lucinde. Nun, Finette, mein Bruder lässet dich tausendmal um Vergebung bitten. Du sollst ja nicht glauben, daß er eine andere Gesellschaft der deinigen vorgezogen. Sondern er muß bei dem Vater bleiben, den ihr uns heute ein wenig sehr unwillig nach Hause geschickt habt.

Charlotte. So, Lucinde? Hat dein Bruder zu Finetten oder zu mir kommen wollen?

Lucinde. Eigentlich wohl zu dir. Aber da du ihn nicht erwartet hast, so wäre es lächerlich, ihn bei dir zu entschuldigen. Ich entschuldige ihn da, wo er die Entschuldigung braucht. — Indes, Finette, hat er doch versprochen, mich wieder abzuholen.

Charlotte. Hat er das?

Lucinde. Und ihr werdet euch noch sehen, Finette, obgleich ein wenig spät, obgleich nur auf einen Augenblick —

Charlotte. Sage mir, Finette, hast du draußen nichts zu thun?

Finette. Alle Hände voll —

Charlotte. Nu, so thu mir den Gefallen und geh! — Wenn Lucinde niemanden hat, mit dem sie ihre Possen über mich treiben kann, wird sie wohl ernsthaft werden. — Ich bitte dich, geh!

Finette (zu Lucinden). Soll ich?

Lucinde. Geh nur und nimm meine Possen mit!

---

2. Auftritt.

Lucinde. Charlotte.

Charlotte. Nun, liebe Lucinde —

Lucinde (in einem affektierten, ernsthaften Tone, mit vielen Verbeugungen). Aber, Mademoiselle, ich habe noch nicht die Ehre gehabt, dem wertesten Herrn Richard mein Kompliment zu machen —

Charlotte. Er ist nicht zu Hause, Lucinde —

Lucinde. Ei, das bedaure ich ja recht sehr —

Charlotte. Gewiß?

Lucinde. Ganz gewiß, Mademoiselle. — Aber er kömmt doch bald nach Hause?

Charlotte. Vor zehn Uhr schwerlich.

Lucinde. Ei, Sie erschrecken mich, Mademoiselle. —

Charlotte. Was ist nun das, Lucinde?

Lucinde. Ich versprach mir in der Gesellschaft dieses ehrwürdigen Alten —

Charlotte. Du bist doch eben sonst keine Liebhaberin von Gesellschaft mit alten Leuten.

Lucinde. Wie, Mademoiselle? Gewiß, Mademoiselle, Sie verkennen mich! Ich keine Liebhaberin von Gesellschaft

mit alten Leuten? Ich muß mich schämen, daß Sie von meiner Sittsamkeit, von meinem Verstande, von meiner Tugend einen so nachteiligen Begriff haben. In welcher Gesellschaft ist unsere unerfahrne Jugend, unser leicht zu verführendes Herz wohl besser aufgehoben als in Gesellschaft der Alten? In ihr, wo wir nichts als weise Sittensprüche, nichts als fromme Ausrufungen über die verderbten Zeitläufte, nichts als lehrreiche „Es war einmal" zu hören bekommen, sollte sich ein junges Mädchen nicht freuen, ganze lange Abende zu — zu —

Charlotte. Zu vergähnen? — Spricht sie nicht, als ob wirklich der Onkel in seinem Lehnstuhle säße und ihr zuhörte?

Lucinde. Werte Mademoiselle, lassen Sie uns immer so reden, als ob wir von ernsthaften weisen Männern gehöret würden —

Charlotte. Wird das noch lange so dauern, Lucinde?

Lucinde. Ich weiß, daß mich meine ernsthafte Freundin in keinem andern Tone zu hören wünscht —

Charlotte (ruft in die Szene). Finette!

Lucinde. Was wollen Sie, Mademoiselle?

Charlotte. Sie mag nur wiederkommen. — Finette!

Lucinde. Ich sehe ungern, Mademoiselle, daß Sie so gar vertraut mit Ihrem Dienstmädchen sind. — Eine vernünftige Herrschaft —

Charlotte. Finette! Finette!

Lucinde. Muß seine Untergebene jederzeit in einer gewissen Entfernung zu halten wissen. —

---

3. Auftritt.

Finette, die in der Vertiefung aus einem Zimmer kömmt, in welchem man einen kleinen Tisch auf zwei Personen serviert sieht. Charlotte. Lucinde.

Finette. Sie sind auch sehr ungeduldig, Mademoiselle! —

Charlotte. Bleib ja hier, Finette —

Finette. Nun kann ich auch; es ist angerichtet, und Sie dürfen sich nur setzen.

Charlotte (zu Finetten). Lucinde ist noch ausgelassener worden.

Lucinde (wiederum natürlich). Finette, sage mir nur, was deine Jungfer will! Sie will mich nicht hören Possen treiben, und moralisieren will sie mich auch nicht hören —

Charlotte. Weil dein Moralisieren eben die tollsten Possen sind —

Lucinde. Ehe wir uns setzen, Finette: was hast du für Wein?

Finette. Setzen Sie sich nur! er wird Ihnen schon schmecken. Etwas recht Gutes, recht Süßes —

Lucinde. Süßes? Ueber die Närrin! —

Finette. Vino Santo, Mademoiselle —

Lucinde. Und wenn es Santo Vino wäre! — Bleibe mir damit vom Halse! Ich will Wein und kein Zuckerwasser. Werden wir mit dem süßen Zeuge nicht in großen Gesellschaften schon geplagt genug? Wollen wir uns unter uns selbst auch noch damit martern? — „Etwas Süßes für die Damen!" — Denken denn die Herren Hüte, daß die Damen nicht auch Wein trinken wollen? —

Charlotte. Nu, so befiehl! Was willst du für welchen?

Lucinde. Es ist nichts Wein, als was Geist hat. — Champagner will ich —

Charlotte. Haben wir denn Champagner, Finette? —

Finette. Bravo, Mademoiselle! Sie sind meines Geschmacks! Gleich sollen Sie bedient sein. (Läuft ab.)

---

4. Auftritt.

Charlotte. Lucinde.

Charlotte. Weißt du, liebe Lucinde, daß du mir heute allzu lustig bist? Dafür wirst du es auch ganz allein sein müssen. Denn ich, ich befinde mich in einer Verfassung — Hat dir denn dein Bruder nichts gesagt? Die Alten haben miteinander so gut als gebrochen, und unsere Heirat —

Lucinde. Behält ja ihre Richtigkeit, wenn sie beide den Prozeß gewinnen.

Charlotte. Beide? Und wie ist denn das möglich?

Lucinde. Das sieht der Bruder auch nicht.

Charlotte. Nun da! Und du hast kein Mitleiden mit uns?

Lucinde. Kein Mitleiden mit dir? Ist das kein Mitleiden, wenn ich dich zu zerstreuen suche? wenn ich mehr tolle, als mir selbst um das Herz ist, um dich von Grillen abzuhalten? Sei gutes Muts, Charlotte! Wir kriegen den Mann doch, den wir haben sollen.

---

5. Auftritt.

Finette, mit einer Bouteille Champagner, von dem Hausknecht begleitet, der noch einen Korb mit sechs Bouteillen hereinbringt. Charlotte. Lucinde.

Finette. Bin ich nicht geschwind wieder da? (Zu dem Hausknecht.) Setze nur hier nieder! (Worauf er stehen bleibt und sie alle nacheinander ansieht und lacht.) Nun, was lachst du?

Hausknecht. Eins, zwei, drei! (Indem er die Bouteillen im Korbe überzählt.) Eins, zwei, drei, vier, fünf, sechs! —

Finette. Was willst du damit, Kerl?

Hausknecht. Sonst heißt es: „Der Mann einen Vogel"; hier heißt es: jede Jungfer zwei.

Finette. Stockfisch!

Hausknecht. Nu, nu, Finettchen, meinetwegen nehmen Sie alleine sechse auf sich. Geht's doch nicht von dem Meinigen!

Finette. Wirst du dich packen! (Er geht.)

6. Auftritt.

Lucinde. Charlotte. Finette.

Lucinde. Mädel, was machst du für Streiche! —

Finette. Haben Sie doch nur keine Sorge! Für uns ist (indem sie die Bouteille auf den Tisch setzt) das! Und das (auf den Korb zeigend) ist für einen lieben Gast, den wir nicht haben mögen. (Zu Charlotten.) Denn so schlechterdings, Mademoiselle, werden wir Onkel Philippen nicht los. —

Charlotte. Wann du ihn auch nur so los wirst! —

Finette. Es klingelt! — Wahrhaftig, er hat die Krammetsvögel über die Straße gerochen. Geschwind, Mademoiselles, in das Zimmer! Essen Sie stille; ich will nach Ihnen zumachen und ihn hier erwarten. —

Lucinde. Was habt ihr denn?

Charlotte. Komm nur geschwind, Lucinde! —

7. Auftritt.

Finette, die das Zimmer in der Vertiefung hinter ihnen zumacht; sodann Philipp Richard.

Finette. Er ist es! — Wenn uns nur der Hausknecht nicht schon verraten hat! Dem hätte ich vorbeugen sollen. — Herein!

Philipp R. Ha, Finette — Guten Abend, Finette! Wo ist der Bruder?

Finette. Er ist ausgefahren —

Philipp R. Wo ist Charlotte?

Finette. Die ist ausgegangen.

Philipp R. Sie kommen doch bald wieder?

Finette. Um Bürgerszeit. Ueber zehn Uhr bleibt aus unserm Hause niemand.

Philipp R. Hast du mich zum Narren, Finette?

Finette. Wie so?

Philipp R. Der Bruder hat mich zum Abendessen gebeten —

Finette. Sie kennen ja Ihren Bruder! Als er Sie bat, hatte er vergessen, daß heute Kränzchen ist; und als er sich erinnerte, daß heute Kränzchen sei, war es ihm schon wieder entfallen, daß er Sie gebeten habe. Woran er sich zuletzt erinnert, das thut er.

Philipp R. Charlotte war dabei, als er mich bat. Hätte mich wenigstens nicht Charlotte erwarten sollen?

Finette. O, das junge Ding ist ebenso unbedachtsam, als der Alte vergeßlich ist! Sie glauben nicht, Herr Philipp, was für Not ich mit ihnen habe.

Philipp R. Warum sagte denn aber der Schurke von einem Hausknecht, als er mir die Thüre aufmachte, ich würde recht gute Gesellschaft finden?

Finette. Sagte er das? O der Strick! er hat sich über mich mokiert. Ich, ich bin die rechte gute Gesellschaft für einen Mann wie Herr Philipp Richard! —

Philipp R. Rabenaas! wenn du nur sonst wolltest —

Finette. Er wird freilich wissen, daß ich die einzige in dem Hause bin, die es mit Ihnen gut meint. Sie werden gleich eine Probe davon hören. Es war mir unmöglich, den Alten wegfahren zu lassen, ohne ihm seine unhöfliche Vergeßlichkeit aufzumutzen. Noch als er in Wagen stieg, schrie ich ihm nach: „Aber der Herr Bruder! Es ist doch nicht erlaubt, einem Manne, um den sich die Stadt reißt, so zu begegnen! Ohne Zweifel würde er ohne Ihre Einladung zwanzig lustige Orte gehabt haben, wo er seinen Abend hätte zubringen können!“ —

Philipp R. Die hätte ich auch wirklich gehabt!

Finette. Etwas half mein Keifen. Denn als der Bediente den Schlag zuwarf, rief er mir endlich zu: „So schicke

ihm ein paar Bouteillen Wein herüber und laß mich entschuldigen!“ —

Philipp R. So? — Und wo sind die Bouteillen? —

Finette (zeigt ihm den Korb). Hier, Herr Philipp! — Das sind doch ein paar? —

Philipp R. Nein, Kind! ein Paar sind wenigstens zwei; und das ist nur ein Korb — Es wird doch nichts Schlechtes sein?

Finette. Von unserm besten Burgunder! — Der Hausknecht soll sie Ihnen gleich herübertragen. (Als ob sie ihn rufen wollte.)

Philipp R. Warte noch ein wenig, Finette. — Hole ein Glas —

Finette. Wozu?

Philipp R. (indem er eine Bouteille aus dem Korb zieht). Fein auf der Stelle gekostet, so weiß man, was man hat! — Hol' ein Glas! (Indem Finette in die Szene geht, es aus einem Wandschranke zu holen.) Das Mädel sagt, sie sei mir gut. Daraus läßt sich was machen.

Finette (gibt ihm das Glas). Hier!

Philipp R. Noch eins, Finette!

Finette. Noch eins? wozu?

Philipp R. Es könnte Gift sein; du mußt also mit kosten. — Hole noch ein Glas! (Indem Finette es holt, stellt er die Bouteille und das Glas auf den Tisch und setzt zwei Stühle dabei.)

Finette. Nun da!

Philipp R. Gut! Setze dich, Finette! Laß uns thun, als ob wir zu Hause wären!

Finette (beiseite). Himmel! Den habe ich nun auf dem Halse —

Philipp R. (setzt sich und schenkt ein). Setze dich, Finette! — Was fehlt dir? Du thust ja so ängstlich. —

Finette. Ah, Herr Philipp, ich wäre des Todes, wenn uns jemand so sähe. Was würde er denken? So unter vier Augen? bei der Bouteille?

Philipp R. Larifari! Farilari! (Indem er ihr das Glas reicht.) Nimm, Finette!

Finette. Aber mit der Bedingung, daß es das erste und letzte sein muß —

Philipp R. Finette, auf dein Wohlsein! —

Finette. Sie erzeigen mir zu viel Ehre. Auf das Ihrige, Herr Richard! (Sie trinken.)

Philipp R. Und du trinkst nicht aus?

Finette. Aus? was denken Sie von mir? Es wäre in meinem Leben das erste Glas, das ich auf einmal austränke —

Philipp R. Ich müßte es lügen, wenn ich das von mir sagte. (Schenkt sich wieder ein.) Finette, der Alte soll leben! (Nachdem er getrunken.) Apropos, Finette! wie lange denkst du wohl, daß er noch leben wird? Gott weiß, wenn ich nicht ein so gutes Herz hätte, die Zeit würde mir schon verdammt lange geworden sein.

Finette. O, das glaube ich —

Philipp R. Da sind wir nun ihrer drei, ich, du und Charlotte, die wir auf seinen Tod lauern. Ist es wohl erlaubt, daß einer ihrer drei so lange aufziehen darf? (Schenkt sich wieder ein.) Was wir wünschen, Finette! (Nachdem er getrunken.) Nun? Du thust mir nicht Bescheid? Wünschest du denn nichts?

Finette. Für unsereins ist das Wünschen bloße Träumerei. Das Wenige, was ich dabei zu hoffen habe, kann ich ganz gelassen erwarten.

Philipp R. Das Wenige? (Indem er ihr halb leeres Glas voll schenkt.) Siehst du, Finette, das Wenige ist des Mehrern fähig! Freilich, was hier hinzukommen soll, muß anderswo abgenommen werden. So meine ich es auch. Charlotte ist unsere Verwandte; aber ist sie deine? So ein weitläufiges Mühmchen bei einem alten Hagestolze auszustechen, bei Gott, Finette! das würde ebensowenig Sünde sein, als — (Nimmt sein Glas.) Lottchen soll leben! — als ein Glas Wein auszustechen. (Und trinkt.)

Finette. O, der Sünde wegen! —

Philipp R. Mädchen, du hast englischen Verstand. Sünde! Sünde! Weißt du, was die größte Sünde in der Welt ist? — Ein leeres Glas ist eine große Sünde. (Indem er einschenkt.) Aber es gibt doch noch eine größere. Du meinst: ein volles Glas nicht auszutrinken? (Indem er trinkt.) Auch eine große Sünde! — Aber die größte? Die größte Sünde ist die Sünde — wider das Tempo. Ich nenne Tempo — Setze dich nieder, Finette, und höre mir zu!

Finette. Ich bitte Sie, Herr Philipp, lassen Sie mich nicht vergessen, wer ich bin!

Philipp R. Aber, wenn ich es nun vergessen wollte? Wenn ich es nun vergessen wollte, wer du bist und wer ich bin?

Finette. So ist es meine Schuldigkeit, Sie daran zu erinnern.

Philipp R. Schuldigkeit! Man ist niemanden in der Welt etwas schuldig als sich selber. Und siehst du, Finette, eine solche mißverstandene Schuldigkeit, das wäre gerade eine Sünde wider das Tempo.

Finette. Ich verstehe Sie nicht, Herr Philipp —

Philipp R. Du wirst mich verstehen, wenn ich dir sage, daß Tempo so viel ist als das italienische Tempo. Ein jeder Mensch hat sein Tempo, einer früher, der andere später. Aber nur wenige haben es in ihrem Leben mehr als einmal. Desto schärfer muß man aufpassen.

Finette. Ich merke, Herr Philipp, daß der Wein beredt, aber eben nicht deutlich macht.

Philipp R. Nur Geduld! was ich bei der ersten Bouteille nicht bin, werde ich bei der zweiten sein. (Schenkt sich ein.)

Finette (beiseite). So helfe mir der Himmel!

Philipp R. (indem er an ihr Glas anstößt). Unser Tempo, Finette, unser gemeinschaftliches Tempo! (Und trinkt.) Ich nenne ein gemeinschaftliches Tempo — Ja so, du verstehst überhaupt noch nicht, was das Tempo ist. Ich will dir's gleich sagen. Zum Exempel: Du bist jung, du bist schön, du bist liebenswürdig; aber du hast nichts, und du mußt dienen. Du dienst in dem Hause eines alten, reichen Junggesellen. Merkst du bald das Tempo? Er ein Junggesell, du eine Junggesellin; er ein alter Junggesell,*) du eine junge Junggesellin; er reich, du arm; du sehr verführerisch, er sehr verführbar. Nun lerne ein für allemal: das Merkmal des Tempo ist das Widerspiel. Wo so viel Widerspiele zusammentreffen, da liegt sicherlich ein Tempo entweder für den einen oder für den andern Teil, auch wohl für beide. Denn in der Natur, siehst du, strebt alles nach seinem Contrario; und dieses Streben des Vollen nach dem Leeren (indem er sich einschenkt), des Nassen nach dem Hitzigen (indem er trinkt) und wiederum zurück des Leeren nach dem Vollen, des Hitzigen nach dem Nassen, und so weiter (indem er wieder einschenkt) ist es eben, was die

---

*) Hiermit schließt der dritte gedruckte Bogen, das Folgende bis zum Schluß dieser Seite steht auf einem einzelnen Blatte. (Anm. Vorbergers.)

Sc. VIII.

Lucinde. Charlotte. Finette.

„Verdient der Kerl nicht das Rad, bloß seines Vorsatzes wegen? Haben Sie ihn gehört?“ Lucinde droht, ihn zu denunzieren.

Sc. IX.

Der junge Berthold zu ihnen.

Er sagt, es sei alles verloren, wenn man nicht Mittel fände, zu machen, daß der alte Richard den Termin versäume. Aber wie ist das anzufangen? Philipp hat gesagt, daß er morgen gleich wiederkommen und den Bruder nochmals erinnern wolle. Der junge Berthold verspricht, ihn aufzusuchen und bis an den Morgen mit ihm zu trinken, daß er es wohl vergessen soll. Aber freilich ist das noch nicht genug. Sein Anschlag mit dem Schlaftrunke, den er Finetten heimlich entdeckt. Charlottens Unruhe über diese Vertraulichkeit und Lucindens Hetzerei. Der Wagen mit dem alten Richard kömmt. Berthold nimmt mit seiner Schwester Abschied, und Finette führt sie die Hintertreppe, um von dem Alten nicht bemerkt und aufgehalten zu werden.

Sc. X.

Der alte Richard, von Anton geführt, ein kleines Räuschchen, und Charlotte. Er erinnert sich, daß er ihr versprochen hat, die Geschichte aus dem Ziegler zu erzählen, verwirrt sich aber darin und will zu Bette. Anton will ihn zu Bette bringen, aber Finette soll es thun. Er knüpft sich einen Knoten in sein Schnupftuch wegen des Termins und fragt Finetten den Augenblick darauf, was dieser Knoten bedeute, und macht noch einen Knoten. (Ab, zu Bette.)

Act. III.

Sc. I.

Der Hausknecht, der den jungen Berthold hereingeführt bringt.

„Gehen Sie sachte! es schläft noch alles im Hause; Finetten will ich Ihnen gleich wecken.“

Sc. II.

Finette kommt dazu. Der Hausknecht ab. Berthold beruft sich auf seine gestrige Unterredung mit ihr und gibt ihr

das schlafmachende Mittel und schleicht sich nach den größten Versicherungen, daß nichts Schlimmes daraus entstehen könne, wieder fort.

Sc. III.

Finette ist entschlossen, das Mittel zu brauchen. Anton kömmt dazu, der den Herrn wecken will. Sie sagt ihm, es nicht eher zu thun, als bis seine Schokolade fertig sei, die sie zu machen gehe. Er bittet sich auch eine Tasse davon aus.

Sc. IV.

Anton, der dem Herrn seine Kleider auskehrt, die er gelegentlich visitiert. Er räumt ihm die Tabaksdose leer und sucht ihm die kleinen Geldmarken aus der Schnupftabaksdose.

Sc. V.

Philipp Richard, der noch halb trunken ist, dazu; tobt und will den Bruder wecken. „Es ist alles Canaillenzeug hier im Hause, und auch Finetten trau' ich nicht.“ Ueber dieses Geräusch wacht der Alte selbst auf, und

Sc. VI.

Der alte Richard, Philipp, Anton. Der Alte ärgert sich über seinen Bruder und hat den Termin vergessen.

Tragische Süjets.*)

Der Brudermord.

„In Gothia meridionali spectantur duo tumuli, ingentibus saxis, cipporum loco imposita habentes duorum fratrum corpora quibus ab auspice in prima adolescentia praedictum fuerat, fore, ut mutuis vulneribus conciderent. Fatum declinaturi peregrinationem ad remotissimas contrarias orbis partes suscepere. In extrema senecta demum in patriam reversi, cum quisque fratrem jam pridem mortem obiisse speraret, non procul ab oppido Ionaco sibi invicem occurrunt ignoti et salute ultro citroque dicta et accepta sub pinu proxima quiverunt. Mox rixantibus eorum canibus ipsi quoque ad jurgia primum, inde ad vulnera mutua proruperunt animamque trahentes et fratres se agnoscentes in mutuis amplexibus expirarunt. Olaus, De Ritibus Septentr., cap. 31."

Die feindlichen Brüder.

„Miles quidam, cum occiso spolia detraheret, fratrem nudato corpore agnovit ac detestatus bella civilia semet ipsum ibi perimens fraterno corpori adjunxit. August., De Civit. Dei, Lib. II. cap. 25.

„Hoc contigit, cum Cinna et Marius infesta signa ad urbem ducerent, quibus occurrit C. Pompejus, Magni pater. Livius, L. 79. Valer. Max. L. V, dicit, militem Pompejanum occidisse fratrem, qui erat in exercitu Sertorii. Livius pro Sertorio Cinnam habet. Fieri utrumque potest; nam exercitus omnes fere erant Cinnae.

„V. Coquaei Comment. ad. l. c."

*) Zuerst gedruckt in: J. J. Eschenburg, „G. E. Lessings Kollektaneen zur Litteratur".

Mathildis.

„Mathildis, Edgars, Königs von Schottland Schwester, hatte sich dem Klosterleben gewidmet. Heinrich I. verlangt sie zur Gemahlin. Sie weigert sich. Endlich wird sie von ihrem Bruder dazu gezwungen. Als sie sahe, daß sie ihr Gelübde der Keuschheit brechen müsse, verwünschte sie alle ihre zu zeugenden Kinder. Und die Geschichte sagt, daß dieser Wunsch eingetroffen. (Zwing., Th. Vitae, I. p. 188 sq.)"

[Diese Stelle in Zwingers Theatrum vitae lautet in deutscher Uebersetzung:

Edgar, König von Schottland, hatte eine Schwester, namens Mathilde, welche nach dem Tode ihrer Eltern im Kloster lebte. Um diese freite Heinrich I., König von England, auf Antrieb seiner Räte. Die Jungfrau wies ihn aus Abscheu vor der Ehe ab. Der von Liebe glühende Jüngling bat Edgar von neuem durch Gesandte, seine Verwandtschaft nicht zu verschmähen, die ihnen beiden von Vorteil sein würde. Edgar, welcher den Zorn des großen Königs fürchtete und seine Freundschaft wünschte, gab seine Schwester wider ihren Willen Heinrich zur Ehe. Als die Jungfrau sah, daß sie das Gelübde der Keuschheit würde brechen müssen, soll sie ihre zu erwartende Nachkommenschaft unter gräßlichen Verwünschungen verflucht haben. Und dieser Fluch ging in Erfüllung. Denn als zwanzig Jahre später Wilhelm, Herzog von der Normandie, Mathildens Sohn, und Richard, ein Bastard nach der Meinung einiger, nebst ihrer Schwester Marie ein Schiff bestiegen, um bei leisem Südwinde aus der Normandie nach England zu segeln, scheiterte das Schiff durch die Unachtsamkeit der Matrosen plötzlich an einer Klippe, und so kamen sie mit ihrem ganzen Gefolge, einhundertundfunfzig an der Zahl, um; nur einer rettete sich, der das Schiff fest umklammert hielt und tags darauf an die nicht weit entfernte Küste getrieben wurde. Wilhelm bestieg rasch einen Kahn und ruderte nach dem Lande zu; da rief ihn seine Schwester um Hilfe an. Sofort ließ er den Kahn nach dem Schiffe umwenden, seine Schwester aufzunehmen, wurde hier aber im Gedränge der sich Rettenden erdrückt. Aber auch die Tochter der Mathilde, welche den Kaiser Heinrich V. heiratete, geriet ins Unglück. Heinrich nahm nicht lange nachher eine andere Gemahlin, Adelheid von Lothringen u. s. w.]

Die Demostraten.

„Die Demostraten, ein Stoff wie die Horazier (beim Plutarch). Sie stritten wider den Critolaum und seine zwei Brüder, um den Krieg beizulegen, welcher lange Zeit zwischen ihren Landsleuten, den Phenäern und Tegäern, gedauert hatte.“

Der König von Siam.

„Wenn man das tragische Ende Karls des Ersten, Königs von England, unter fremdem Namen auf die Bühne bringen wollte, so könnte man am besten die ähnliche Geschichte eines Königs von Siam dazu nehmen, welcher zu eben der Zeit von seinen Unterthanen der königl. Würde entkleidet und hingerichtet wurde. Siehe Hist. moderne, Tome III. p. 78, oder De L'Isle, Relat. Hist. de Siam.“

Drahomira.

„Drahomira, Gemahlin Wratislai, Herzogs in Böhmen, würde eine gute tragische Heldin sein. Ihr Haß gegen das Christentum und ihren ältesten Sohn, weil er zu gut Christ war; die Ermordung dieses Sohnes von seinem Bruder Boleslaw, die auf ihr Anstiften geschah; die Tradition, daß sie in Prag lebendig von der Erde sei verschlungen worden, sind lauter Umstände, die Quellen des Schreckens und Mitleids werden könnten. Sie lebte um 916.“

[Boxberger verweist auf nachfolgende Stelle aus einem Buche, welches Lessing benutzt hat: Iselin, Neu-vermehrtes historisch- und geographisches allgemeines Lexikon, Th. II. Basel 1726, S. 92: „Drahomira, eine Gemahlin Vratislai, Herzogs in Böhmen, welchem sie an. 907 wegen ihrer sonderbaren Schönheit beigelegt worden. Ob sie gleich noch eine Heidin war, so glaubte man doch, daß sie durch diese Vermählung gar leicht würde zum Christentum können gebracht werden, welches sie auch anfangs versprochen, aber hernach nicht gehalten. An. 908 gebar sie Wenceslaum, und im folgenden Jahre Boleslaum, unter welche beide Söhne Vratislaus hernach sein Land geteilet. Als er an. 916 gestorben, wollte

die Mutter desselben S. Ludomilla, so noch bei Leben war, die vormundschaftliche Regierung führen; aber Drahomira stellte auf dem Prager Schlosse eine Zusammenkunft der Stände an und brachte es dahin, daß, weil ihre Söhne noch unmündig, sie die Regierung führte, da sie denn Wenceslaum, welcher ihr wegen seines Christentums nicht wohl anstunde, von sich wegschaffte, Boleslaum aber bei sich auf dem Wissehrad behielt und heftig wider die Christen wütete, auch zu Prag einen Stadtrichter, Namens Palhogum, setzte, welcher die Christen um der geringsten Ursache willen auf das Grausamste mit dem Tode strafte. Solche Tyrannei währte vier Jahre lang, da die Christen die Waffen dawider ergriffen, und an. 919 wurden auf dem Prager Markte drei heftige Scharmützel gehalten, daß das Blut durch alle Gassen geflossen, in deren letzterm Palhogus selbst um das Leben gekommen. Hierauf ließ sie ihre Schwiegermutter Ludomillam, welche die christliche Religion sehr verteidigte, im Schlosse zu Tetin umbringen und zerstörte die Kirche zu Bunzlau, welches endlich Wenceslaus nicht länger mehr ansehen konnte und dahero an. 921, ob er gleich nur 13 Jahre alt war, nach Prag kam, die Stände zusammen berufte, seine Mutter der Regierung entsetzte und der christlichen Religion wiederum aufhalf. Die Mutter suchte ihn hierauf zwar mit Gift aus dem Wege zu räumen, welches ihr aber nicht anging. Jedoch wurde Wenceslaus von seinem Bruder Boleslao auf ihr Anstiften an. 938 umgebracht. Die Drahomiram aber hat, wie gesagt wird, die Erde zu Prag lebendig verschlungen."]

Epponina.

„Epponina, des Sabinus Gemahlin, unter dem Kaiser Vespasianus. Sie lebte mit ihrem Manne lange Zeit in einer Höhle, beide aber wurden von dem Kaiser doch zuletzt umgebracht. V. Plut. in Eroticis, der sie Empone nennt. Tacitus, Hist. Lib."

[Plutarch erzählt im Gespräch „Von der Liebe" im 25. Kapitel (ed. Wyttenbach, IV. S. 88—91) die Geschichte folgendermaßen: „Julius, der Urheber des Aufstandes in Gallien, hatte unter anderen zum Gefährten seines Aufstandes den vornehmen, reichen und berühmten Sabinus. Aber obgleich sie sich großer Dinge unterwanden, schlug ihnen der

Erfolg fehl; und da sie merkten, daß sie blutige Rechenschaft würden geben müssen, so nahmen sie sich zum Teil selbst das Leben, zum Teil wurden sie auf der Flucht gefangen. Dem Sabinus aber wäre es sonst ein Leichtes gewesen, sich durch die Flucht zu den Barbaren zu retten. Aber er hatte ein vortreffliches Weib geheiratet, Namens Empone. Da er diese weder mit sich nehmen, noch sie im Stiche zu lassen über sich bringen konnte und auf seinem Landgute in die Erde eingegrabene Behälter zur Aufbewahrung nützlicher Gerätschaften hatte, die nur zwei Freigelassenen bekannt waren, so entließ er alle übrigen Diener unter dem Vorwande, daß er Gift nehmen wollte, die zwei aber, deren Treue er sicher war, nahm er mit sich und stieg in jene unterirdischen Höhlen hinab. Zu seiner Gattin schickte er den Freigelassenen Martalios und ließ ihr melden, sein Herr habe sich vergiftet, und sein Landhaus sei samt seinem Leichnam verbrannt. Er wollte nämlich durch die Trauer seiner Gattin seinen vorgegebenen Tod wahrscheinlicher machen, und dies erreichte er. Denn diese warf sich, als sie die Nachricht empfing, so wie sie war, auf die Erde und nahm drei Tage und ebensoviel Nächte keine Speise zu sich. Als dieses Sabinus erfuhr, ließ er aus Furcht, daß ihr der Schmerz das Leben kosten möchte, heimlich durch den Martalios ihr andeuten, er lebe noch und halte sich verborgen, er bitte sie aber, noch einige Zeit mit der Trauer fortzufahren und sich genau so zu gebärden, als ob ihr Gatte tot wäre. Diese Rolle spielte denn auch seine Gattin sehr geschickt; jedoch kam sie des Nachts öfter aus Sehnsucht, um ihren Mann zu besuchen, wenn niemand sie beobachtete, und lebte so wie in der Unterwelt sieben Monate mit ihm. Als sie darauf Hoffnung bekam, seine Begnadigung zu erwirken, machte sie ihn an Kleidung, Haar und Kopfbedeckung unkenntlich und nahm ihn nach Rom mit. Da sie aber nichts ausrichtete, kehrte sie zurück, und indem sie den größeren Teil der Zeit bei ihm unter der Erde zubrachte, kam sie nur zuweilen nach Rom, um sich ihren Freundinnen und Verwandten zu zeigen. Und was das Sonderbarste ist, sie wußte ihre Schwangerschaft selbst beim Baden mit ihnen zu verbergen. Denn das Färbemittel, wodurch die Frauen ihren Haaren eine rote und blonde Farbe geben, hatte eine Fettigkeit, wodurch das Fleisch etwas dicker oder lockerer und so die Masse desselben am ganzen Körper gleichmäßiger und größer wird; indem sie sich damit den übrigen Teil des Körpers bestrich,

machte sie ihn dem Unterleibe gleichförmig. Die Geburtsschmerzen aber ertrug sie allein wie eine Löwin, indem sie bei ihrem Gatten in der Grube sich verbarg und die zur Welt gebrachten Welfe, um sie so zu nennen, auferzog: sie gebar nämlich zwei Söhne, von denen der eine in Aegypten gestorben ist, der andere, Sabinus, noch neulich zu Delphi mit uns verkehrte. Cäsar (Vespasianus) ließ sie hinrichten, aber er büßte diesen Mord, da binnen Kurzem sein ganzer Stamm von Grund aus vernichtet wurde. Dies war das traurigste Ereignis unter seiner Regierung und das abscheulichste Schauspiel für Götter und Geister. Sie selbst freilich benahm den Zuschauern das Jammern durch ihre Hochherzigkeit und ihren Mut, wodurch sie am meisten den Vespasianus reizte; denn als sie die Hoffnung auf Rettung aufgab, ließ sie ihm melden: das Leben im Dunkeln und unter der Erde sei für sie süßer gewesen, als für ihn das Regieren." Vorberger.]

Cinnadon.

„Cinnadon, ein junger Spartaner, und dessen Verschwörung gegen die Ephores, aus bloßem Ehrgeize, keinen über sich zu wissen. Arist. Polit., Lib. V. cap. 7; Xenophon, Hellen., Lib. III."

Komische Süjets.

Außer den eben mitgeteilten Aufzeichnungen Lessings über Tragische Süjets finden sich in den Kollektaneen auch die nachfolgenden Notizen über Komische Süjets:

Der Traurige.*)

„Aus der Stelle des Cicero von der Traurigkeit, die ich in dem zweiten Bande der Dramaturgie angeführt habe.“

[In seiner Ausgabe der Kollektaneen bemerkt Eschenburg: „Lessing redet im 87. und 88. Stücke seiner Hamburgischen Dramaturgie ... von der einem komischen Charakter notwendigen Allgemeinheit und rechtfertigt den Terenz über seinen Charakter des Heautontimorumenos gegen eine Kritik Diderots, der demselben zu viel Sonderlichkeit und Einzelnheit vorwirft. Hier sagt er unter andern: „Cicero hatte auf die Natur der Betrübnis genauer gemerkt; er sah daher in dem Betragen des Heautontimorumenos nichts mehr, als was alle Betrübte, nicht bloß von dem Affekte hingerissen, thun, sondern auch bei kälterm Geblüte fortsetzen zu müssen glauben: (Tusc. Quaest., L. III. c. 27.) Haec omnia recta, vera, debita putantes, faciunt in dolore, maximeque declaratur, hoc quasi officii judicio fieri, quod si qui forte, cum se in luctu esse vellent, aliquid fecerunt humanius, aut si hilarius locuti essent, revocant se rursus ad moestitiam, peccatique se insimulant, quod dolere intermiserint: pueros vero matres et magistri castigare etiam solent, nec verbis solum, sed etiam verberibus, si quid in domestico luctu hilarius ab iis factum est aut dictum, plorare cogunt. .... Quid ille Terentianus ipse se puniens? u. s. w. — Schade, daß Lessing die Idee nicht ausführte, diese so wahre

*) Zuerst gedruckt in: J. J. Eschenburg, „G. E. Lessings Kollektaneen zur Litteratur“.

Bemerkung zum Anlaß eines Charakterstücks zu nutzen, in welchem der Traurige mit andern Personen in solche Situationen versetzt wäre, worin er diesen Hang, alles in seine Laune und Gemütsstimmung mit hineinzuziehen, vielfach geäußert hätte.“]

Mylord Roß.

„Mylord Roß zu Dublin, von dem das Journal Encyc. 1762, p. 105, würde ein gutes Subjekt zu einem neuen „Don Pedro“ sein.“

[In seiner Ausgabe der „Kollektaneen“ teilt Eschenburg über den Helden dieses Entwurfs folgendes mit:

„In dem angeführten Stücke des Journal Encyclopédique (1er Janv. 1762, p. 97 sq.) wird die im J. 1761 erschienene englische Schrift: „The Life of John Cartaret Pilkington, written by himself, 2. Vols. 12mo.,“ recensiert. Der ganze Artikel ist, wie das gewöhnlich bei den Anzeigen englischer Bücher in diesem Journale der Fall ist, aus dem Monthly Review gezogen, in welchem man Vol. XXIV, p. 11 ff. einen umständlichen Auszug jenes Buchs findet. Unter den daraus zur Probe mitgeteilten Anekdoten ist auch die von dem damals in London wegen seiner seltsamen Aufführung sehr bekannten Grafen von Roß befindlich, dessen Charakter mit dem noch bekanntern des Grafen von Rochester sehr viel Aehnlichkeit hatte. Auch er besaß sehr viel Witz und gute Anlage des Herzens, verbunden mit einem herrschenden Hange zu wilden Ergötzlichkeiten, wodurch er gar bald sein Vermögen und seine Gesundheit zu Grunde richtete. Zu Dublin, wo er sich aufhielt, sah man ihn nicht nur als den Ausbund aller Laster an, sondern glaubte sogar, er habe ein Bündnis mit dem Teufel. Auf seinem Todbette hielt sein Nachbar, der Dechant Madden, ein sehr frommer und rechtschaffener Geistlicher, es für Pflicht, einen sehr nachdrücklichen Brief an ihn zu schreiben, worin er ihm alle seine Ausschweifungen umständlich zu Gemüte führte und ihn zur Bekehrung vor seinem Ende vermahnte. Lord Roß, der seiner Possenreißerei noch immer treu blieb, legte den Brief, nachdem er ihn gelesen, in einen andern Umschlag und adressierte ihn an den Grafen von K..e, der ein sehr exemplarischer Mann und das gerade Widerspiel von jenem war. Der Be-

diente des Geistlichen mußte ihn als von seinem Herrn überbringen, wozu er ihn durch ein paar Guineen bewog. Lord K. war ein ziemlich ängstlicher und engherziger Mann und in so hohem Grade pedantisch, daß man von ihm erzählte, er habe bei seiner Vermählung mit einem der schönsten Mädchen in England beim Schlafengehen seine Bräutigamshandschuhe nicht ausziehen wollen. Und nun kann man leicht erraten, was dieser Brief des Dechants für Eindruck auf ihn gemacht haben muß. Voll Unwillens ließ er anspannen und fuhr selbst damit zum Erzbischof von Dublin. Diesem war der Ton des Briefes unbegreiflich; er ließ sogleich den Dechant rufen und den Lord K. unterdes in ein Nebenzimmer gehen. Jenem legte er den Brief vor, und da er ihn als den seinigen anerkannte, machte er ihm die bittersten Vorwürfe darüber, ohne ihm jedoch den zu nennen, der ihm den Brief gebracht hatte. Der Geistliche rechtfertigte sich darüber und erklärte sich, was er geschrieben habe, wolle er vor jedermann verantworten. Lord K. war im Begriff, die Sache klagbar zu machen. Unterdes ließ der Erzbischof den Geistlichen noch einmal rufen und stellte ihm vor, er würde den unangenehmen Folgen am besten vorbeugen, wenn er dem Grafen förmlich Abbitte thäte. „Ich ihm Abbitte thun?“ versetzte der Dechant; „er ist ja tot!“ — „Wie? Lord K. tot?“ — „Nicht doch, Lord Roß!“ — Hier enträtselte sich nun das ganze Mißverständnis; und der Dechant sah daraus zu seinem Leidwesen, daß Lord Roß ebenso leichtsinnig, wie er lebte, gestorben war.“]

Der Projektmacher.

„Von einem außerordentlichen Projektmacher, den Weiße zum Muster hätte nehmen sollen, oder den jemand noch nehmen könnte, der einen bessern Projektmacher machen wollte als Weiße! Dieses war Kapitän Pockrich in London, von dem das Journal Encyc. 1762, p. 103. Seine Gläsermusik; sein Geheimnis, unsterblich zu werden. Ein gewisser Newburgh hat diesen zweiten Don Quichotte in einem besondern Gedichte, The Pockriad, besungen.“

[Eschenburg bemerkt dazu:

„Die Anekdote von dem seltsamen Projektmacher Pockrich ist gleichfalls aus Pilkingtons Lebensbeschreibung genommen und im gedachten Bande des Monthly Review, p. 14 ff. der

Länge nach ausgehoben worden. Pilkington lernte diesen Pockrich in seiner frühen Jugend selbst kennen und vernahm die Erzählung seiner Abenteuer aus seinem eignen Munde, die der Leser dort selbst aufsuchen mag, weil sie hier zu viel Raum einnehmen würde. Seine wahre Geschichte war kürzlich folgende. Er hatte ein ganz ansehnliches Vermögen geerbt, welches er aber in kurzer Zeit durchbrachte, ohne daß irgend einem davon etwas zu gute kam. Auch konnte niemand begreifen, auf welche Weise er es durchgebracht hätte. Als ihn Pilkington kennen lernte, lebte er in der äußersten Armut, ob er gleich den Anschein derselben sehr sorgfältig zu vermeiden und sich alle Bedürfnisse wegzuphilosophieren suchte. Eins seiner ärgsten Projekte ging auf nichts Geringers als auf die Erfindung, nicht zu sterben; und dies glaubte er durch Abzapfung des Bluts und Uebertragung desselben aus den Adern eines gesunden Bauermädchens in den Körper eines abgelebten Mannes vermittelst eines beiderseitigen Aderlasses zu bewirken. Freilich kein neues Projekt! Außerdem glaubte er eine Harmonika von zwiefacher Art erfunden zu haben. Die eine war ungefähr das, was man jetzt eine Harmonika à clous de fer nennt. Er schlug nämlich sechzehn große Stifte in ein Brett und spielte vermittelst eines Eisendrahtes ein ganzes Stück darauf. Die andre bestand aus Trinkgläsern, die er verschiedentlich mit Wasser füllte und auf deren Rande er spielte. Diese letztere hatte er auch im Großen aus gläsernen Glocken verfertigt; und da der junge Pilkington sehr hübsch sang, so schlug er ihm vor, mit ihm gemeinschaftlich in den vornehmsten Städten Englands Konzerte zu geben. Das erste derselben wurde in dem Saale des Schneiders veranstaltet, bei dem er wohnte. Der Saal wurde schön erleuchtet; man hatte das Konzert auf der Engels-Orgel (angelic organ) in allen Zeitungen angekündigt; alles war dazu in Bereitschaft; zum Unglück aber kam kurz vorher eine große ungeschliffene Sau in das Zimmer gelaufen und stürzte die ganze Maschine um, so daß alle Gläser zerbrachen und nicht nur das Publikum in seiner hohen Erwartung, sondern auch die beiden armen Virtuosen in ihren noch höher gespannten Hoffnungen getäuscht wurden. Pockrich faßte sich indes mit allem möglichen Heldenmute, ließ die Zuhörer wieder zurückweisen und verkroch sich in sein armseliges Dachstübchen. Nicht lange hernach nahm er ein sehr trauriges Ende. Bei einer schrecklichen Feuersbrunst in Cornhill, welche

den 10. Nov. 1759 in Hamlins Kaffeehause entstand, wo P. damals wohnte, kam er in den Flammen um, die in seinem Zimmer sollen ausgebrochen sein. Vor seinem Tode soll er doch neun Wochen hindurch täglich nicht weniger als sechs Pfund Sterling mit seiner Gläsermusik verdient haben. — Ein gewisser Newburgh von Ballyhaise, in der Grafschaft Cavan, besang ihn in verschiednen launigen Gedichten, besonders in einer Pockiade, worin er alle seine vielen unglücklichen und meistens unausführbaren Projekte erzählt."]

Nachspiele mit Hanswurst.*)

§. 1.

Vom Charakter des Hanswursts.

Es ist falsch, daß dieser Charakter die Erfindung eines Wiener Schauspielers, namens Stranitzky, gewesen, wie Löwe in seiner „Geschichte des deutschen Theaters“ versichert. Es ist falsch, wie eben derselbe uns bereden will, daß die lustige Person, welche die Stelle des Hanswursts vor Stranitzky auf unsrer vaterländischen Bühne vertreten, Wurst-Hans geheißen.

Der ehrliche Hanswurst ist eines weit höhern Alters; denn Luther hat ihn schon recht gut gekannt.

Luther hatte sich dieses Namens verschiedentlich bedient, und der Herzog Heinrich von Braunschweig-Wolfenbüttel beschuldigte Luthern, daß er unter andern seinen eignen Herrn, den Kurfürsten von Sachsen, so genannt habe: „welchen Martinus Luther seinen lieben andächtigen Hanswurst nennet“.

In der Replik gegen den Kurfürsten von Sachsen vom 2. Nov. 1540 beim Hortleder, Tom. I. Lib. IV. cap. 16. Diese Beschuldigung verdroß Luthern gewaltig, und da er in der Replik des Herzog Heinrichs noch so manches andre fand, was er nicht verdauen konnte, so nahm er daher Gelegenheit, dem Herzog Heinrich diesen Ehrentitel zu geben und ihm in einer eignen Schrift zu antworten, deren Titel ist: Wider Hanswurst. D. Mart. Luther. Gedr. zu Wittenberg 1541 durch Hans Luft. In 4. 16 Bogen.

Ich sage aber, Luther hat nicht des Hanswursts allein erwähnet, sondern auch seinen eigentlichen Charakter gekannt und in wenig Worten so genau beschrieben, daß man nicht allein deutlich siehet, was der Hanswurst damals gewesen,

*) Zuerst gedruckt im „Theatralischen Nachlaß“.

sondern auch was er noch sein muß, wenn er als ein ursprünglich deutscher Charakter auf unserer Bühne wieder erscheinen soll. So schreibt Luther:

„Du zorniges Geistlein (den Teufel meinend) weißest wohl, dein besessener Heintz auch sampt ewren Tichtern und Schreibern, daß dis Wort, Hansworst, nicht mein ist, noch von mir erfunden, sondern von andern Leuten gebraucht wider die groben Tölpel, so klug sein wollen, doch ungereimbt und ungeschickt zur Sache reden und thun. Also hab' ich's auch oft gebraucht, sonderlich und allermeist in der Predigt. Und weiß mich nicht zu erinnern in meinem Gewissen, daß ich jemals eine Person insonderheit gemeinet hätte, weder Feind noch Freund. Sondern wie die Sachen sich zugetragen, so hab' ich's gebraucht."

Aus einer andern Stelle ist zu schließen, daß man ihn, den Hanswurst, gern stark, fett und völliges Leibes gewählt habe. Bei seiner Tölpelei also auch noch ein Fresser, und zwar ein Fresser, dem es bekömmt. Harlekin ist auch ein Fresser, aber dem es nicht so ansetzt, damit er schlank, leicht und geschmeidig bleibt, welches sich zu seinem Charakter ebenso wohl schickt als der fette Wanst zum Charakter des Hanswursts.

§. 2.

Vom Nutzen solcher Nachspiele

§. 3.

Worte, Einfälle, Stoff, Entwürfe zu dergleichen Nachspielen.

Das Koboldchen.*)

Gleich die erste Erzählung beim Poggius könnte eine vortreffliche Hanswurstszene geben. Hanswurst ist vier bis fünf Jahr verreiset und von seiner Frau entfernt gewesen, die sich indes von einem reichen Manne unterhalten lassen. Er kömmt endlich wieder, da sie es am wenigsten vermutet, und wundert sich, sie so reinlich und galant und sein Häuschen so wohl ausgerüstet und mit allen Notwendigkeiten und Be-

*) Zuerst gedruckt im „Theatralischen Nachlaß".

quemlichkeiten versehen zu finden. Er fragt, wo das, wo jenes her sei, und sie antwortet jedesmal, daß sie es Gottes Segen zu danken habe. Bis endlich ein kleiner Knabe zum Vorschein kömmt. „Was ist das?“ — „O, ein allerliebstes Kind“ — „Ich seh' wohl“ — „Es heißt Fritzchen“ — „Aber wem ist es denn?“ — „Es wird eben heut vier Jahr noch alt“ — „Wem ist es denn?“ — „O, Mann, du mußt ihm zum Angebinde etwas schenken“ — „Aber wem ist es denn?“ — „Meine ist es.“ — „Deine? Und wie bist du denn dazu gekommen?“ — „Durch Gottes Segen;“ oder wenn man diesen Ausdruck nicht brauchen wollte: — „Mein gutes Glück“ — oder: „Das Koboldchen.“ Denn man könnte fingieren, daß sie dieses dem Mann beredt; und da er böse wird, daß ihn das Koboldchen auch damit versehen, so kann sie ihn bereden, daß dieses Knäbchen das Koboldchen selber wäre. Und sonach könnte das ganze Stück Das Koboldchen heißen.

Der Stadtrichter.*)

Die 109. unter den Facetiis des Poggius gäbe gleichfalls eine gute Hanswurstszene, wenn man den Hanswurst zum Stadtrichter eines kleinen Städtchens machte. Er gibt dem Kläger und dem Beklagten recht und ist immer auf der Seite dessen, der zuletzt spricht.

*) Zuerst gedruckt im „Theatralischen Nachlaß“.

Das Horoskop.*)

Petrus Opalinski, Palatin von Podolien.
Lukas Opalinski, dessen Sohn, Kastellan von Cressici.
Anna Massalska.

Unter dem Petrus Opalinski waren die Tartaren in Podolien eingefallen, die Lukas bei Cressici schlug. Bei der Verfolgung derselben befreite Petrus die Anna Massalska, welche die Tartaren aus Lemberg mit weggeschleppt hatten. Oder vielmehr Anna Massalska war einem tartarischen Mursen nicht ungern gefolgt, welcher sich mit gutem Willen selbst gefangen nehmen ließ, um seine geliebte Massalska, die in der Polen Hände wieder gefallen war, nicht aus den Augen zu verlieren. Sobald Petrus die Massalska sahe, ward er sterblich in sie verliebt, welche Liebe er in jedem Blicke, den er auf sie warf, verriet. Auch auf den Lukas hatte Massalska Eindruck gemacht, und er wünschte sehr, daß ihm diese Beute geworden wäre.

Nun war dem Petrus, dem Vater, von einem Astrologen, den er über das Schicksal seines einzigen Sohnes um Rat fragte, vorhergesagt worden, daß dieser Sohn, dieser Lukas, zwar ein braver Mann werden und sich um sein Vaterland höchst verdient machen, hierauf aber auch an ihm selbst, dem Vater, zum Mörder werden würde. Die Worte, in welchen der Astrolog das Horoskop abgefaßt hatte, waren: „Hoc temporis momento natus vir fortis futurus est, deinde parricida", die der Vater dem Sohne bis auf das deinde oft selbst vorgesagt hatte, um ihn mit Zuversicht auf sich selbst in allen seinen kriegerischen Unternehmungen zu erfüllen.

So lange sich Lukas noch eben durch keine sonderbare Thaten hervorthun können, schwebte ihm nur die erste Hälfte seines Horoskops, vir fortis futurus est, vor den Augen. Kaum aber schien er sich durch den Sieg über die Tartaren auf die höchste Stufe seines Ruhmes gestiegen zu sein, kaum schien ihm von dieser Seite die erste Hälfte seines Horoskops

---

*) Zuerst gedruckt im „Theatralischen Nachlaß".

erfüllt, als ihm das deinde einfiel, bei welchem sein Vater sich allezeit unterbrochen. Er sehnte sich unendlich, nun auch den übrigen Rest seines Horoskops zu erfahren, und weil er aus dem, daß ihm sein Vater denselben beständig verschwieg, schließen zu müssen glaubte, daß er höchst nachteilig sein müsse, so fehlte nicht viel, daß er äußerst tiefsinnig darüber geworden wäre.

Indes hatte Peters Gemahlin und Lukas' Mutter, Marina Opalinska, wohl bemerkt, welchen Eindruck Anna auf Petern gemacht habe, ob er schon nichts anders dabei dachte, als wie er sie seinem Sohne zufreien möge. Sie fürchtete, sein ganzes Herz darüber zu verlieren, und war also auf den Einfall gekommen, dieser ihr, wie sie glaubte, so gefährlichen Liebe alle mögliche Hinderung in den Weg zu legen, in welcher Absicht sie ihrem Sohne selbst die Anna gewaltig anpries und ihm unter den Fuß gab, sie als die einzige annehmliche Belohnung für seine Heldenthaten von dem geretteten Königreiche zu verlangen. Ja, als Lukas kein Gehör dazu zu haben scheinet und in seiner ganzen Seele der einzige Gedanke des verschwiegenen deinde herrscht, verspricht ihm die Mutter das vollständige Horoskop zu schaffen, um ihn hierüber zu beruhigen.

Die Mutter hält auch wirklich Wort, und er lieset das schreckliche parricida. Was bei diesem Worte in ihm vorgeht, ist zu ermessen, sowie in dem Stücke selbst der weitere Erfolg davon zu vernehmen.

Personen.

Peter Opalinski, Palatin von Podolien.
Arete Opalinska, seine Gemahlin.
Lukas Opalinski, deren Sohn und Kastellan von Cressici.
Anna Massalska.
Zuzi, Sultan-Galga.
Amru, ein Murse.
Connor, ein englischer Arzt.

Act. I.

Sc. I.

Vor dem Palaste der Opalinski.

Zuzi und Amru.

Amru erkennt den Zuzi, der sich freiwillig gefangen nehmen lassen und sich für keinen Tartar, sondern für einen

wieder befreiten Polen ausgibt. Zuzi entdeckt sich ihm endlich, und Amru sagt ihm, daß er in der Teilung dem Leibarzte des Opalinski zugefallen, der bei dem allgemeinen Aufgebote Mut genug gehabt, die Waffen mit zu ergreifen. Dieses gibt Gelegenheit, auf den jungen Opalinski zu kommen. Indem kömmt der Arzt Connor

Sc. II.

aus dem Palaste, und Zuzi entfernt sich. Amru und Connor. Man erfährt, wie es um den kranken Lukas steht; daß er beständig deinceps im Munde habe und melancholisch zu sein scheine. Connor geht ab nach andern Patienten.

Sc. III.

Worauf Zuzi wieder kömmt und das Gespräch zwischen Zuzi und Amru fortfährt.

Sc. IV.

Im Palast der Opalinski und in einem Zimmer des kranken Opalinski.

Peter und Lukas.

Lukas, der seinem Vater mit aller Gewalt das Geheimnis ablocken oder abdringen will. Der Vater geht ab, um diesem Anhalten nicht länger ausgesetzt zu sein.

Sc. V.

Lukas. Arete Opalinska.

Der Vater beugt der kommenden Arete aus. Arete preiset ihrem Sohne die Anna an und sähe gern, daß er sich näher mit ihr verbinde, es sei auf die eine oder auf die andre Art. Lukas weigert sich. Arete, die verschiedne Ursachen davon vermutet, berührt verschiedne nach der Reihe, z. E. daß sie in den Händen der Tartaren gewesen. Lukas leugnet diese alle ab. Und da er ihr doch nur wenigstens die Ursache gestehen soll, sagt er, daß seine Besorgung wegen des deinceps ihn unfähig mache, auf etwas anders zu denken. Sie versichert, ihn darüber zu beruhigen und ihm das versiegelte Horoskop, von dem sie wisse, wo es liege, zu schicken.

Act. II.

Sc. I.

Lukas

bekömmt das versiegelte Horoskop, erbricht und liest es und erschrickt.

Sc. II.

Der Arzt. Lukas.

Jener findet seinen Kranken äußerst alteriert. Lukas leitet das Gespräch auf die Prophezeiungen, und was ihm der Arzt darüber sagt, macht den Lukas noch unruhiger. Er rät ihm, sich zur Ader zu lassen, und führt den Lukas ab.

Sc. III.

In einem Zimmer des Peter Opalinski.

Peter und Anna.

Anna ist in beständiger Schwermut, und Peter sucht sie aufzuheitern. Man erfährt, daß sie für ihren Vater und ihre Brüder in Sorgen steht, nachdem sie ihrem Zuzi entrissen worden.

Sc. IV.

Der Arzt und die Vorigen.

Der Arzt hinterbringt dem Vater, daß er um den Kranken immer bekümmerter werde. Seine Schwermut nehme zu, und er rate, daß man ihn so wenig als möglich allein lasse. Der Vater geht ab, um selbst ein Auge auf ihn zu haben.

Sc. V.

Der Arzt sagt Annen, was er von seinem Gefangenen, dieser von einem eben itzt erst eingebrachten Tartar gehört: daß die Ihrigen noch alle wohl und am Leben. Sie ist begierig, diesen Tartar zu sprechen, und der Arzt verspricht, ihn zu schicken.

Act. III.

Sc. I.

Amru und Zuzi.

Vorzimmer der Anna. Anna kömmt, und Amru entfernt sich.

Sc. II.

Zuzi und Anna.

Er erinnert sie an ihr gegebenes Wort und an die Pfänder ihrer Treue, die er in Händen habe. Die freie Anna wiederholt ihm das Versprechen, das ihm die gefangne Anna wider Willen gegeben zu haben scheinen könnte. (Gehen ab.)

Sc. III.

In dem Zimmer des Lukas.

Peter. Der Arzt und Bediente des Lukas.

Peter erkundiget sich bei dem Arzt und den Bedienten nach Lukas, der in dem Kabinette sitzt, wo er sich zur Ader

gelassen. Peter erinnert sich, daß man dieses Kabinett von einer andern Seite beobachten könne, wohin er sich begibt.

Sc. IV.

Lukas,

der sich die Adern aufreißen und sich verbluten will. Indem erinnert er sich an sein Feuerrohr, das in dieser Zeit erfunden war. Er weiß es geladen und will sich erschießen.

Sc. V.

Hierüber bricht plötzlich sein Vater aus dem Gemach und will es ihm aus den Händen reißen. Das Gewehr geht los und trifft den Vater. Der Vater fällt, und das ganze Haus kömmt zu Hilfe.

Act. IV.

Sc. I.

Der Arzt. Lukas.

Der Arzt will den Lukas beruhigen und freut sich, ihn so beruhiget zu finden. Sie gehn zu dem verwundeten Vater, dessen Umstände ihm der Arzt sehr erfreulich schildert.

Sc. II.

Das Zimmer des alten Opalinski.

Arete und Peter.

Er will Areten keine Vorwürfe machen, daß sie dem Lukas das Horoskop gegeben. Er empfiehlt ihr Annen und entdeckt ihr, was für Absichten er mit ihr und seinem Sohne gehabt habe.

Sc. III.

Lukas und die Vorigen.

Um dem verwundeten Vater das Reden zu ersparen, sagt er selbst alles, was ihm jener vielleicht sagen könnte. Er versichert ihn, daß er ruhig und gelassen sei, auch selbst wenn mit dem Vater das Aeußerste geschehen sollte.

Sc. IV.

Amru und Zuzi.

Alles ist in dem Palaste in der äußersten Bestürzung, und sie glauben, sich dem Zimmer der Anna nahen zu dürfen.

Sc. V.

Anna kömmt, von der sich alles entfernt hat, und will sich selbst nach dem Alten erkundigen. Sie erblickt den Zuzi, dem sie mit kurzen Worten ihre Zusage wiederholt und ihn fortschickt.

Sc. VI.

Lukas. Anna.

Sc. VII.

Zu ihnen Arete, die nun schon gegen Annen ganz anders gesinnt ist und gern verhüten möchte, daß sich Lukas mit Annen nicht zu vertraut mache.

Sc. VIII.

Arete und Lukas.

Arete sagt ihm kurz und gut, was man von ihm argwohnen würde, wenn der Vater stürbe und er um Annen werbe: daß er seinen Vater vorsätzlich aus dem Wege geschafft.

Sc. IX.

Dieses fällt dem Lukas auf, und er bleibt bei seinem Vorsatze, zu sterben.

Act. V.

Sc. I.

(Vorher ein paar Szenen im Palast, wo man den Tod des Peter erfährt.)
Lukas in einer bergichten Gegend.

Er ist früh aufgestanden und sucht den Abgrund, in welchem er bei der Schlacht sein Leben verloren mitsamt seinem Pferde, wenn es noch einen einzigen Sprung gethan hätte.

Sc. II.

Zuzi und Anna, die entflohen sind.

Sc. III.

Zu ihnen Lukas. Lukas erkennt Annen, erregt dem Zuzi Händel und fällt in sein Schwert und stirbt.

Sc. I.

Amru und Zuzi.

Die Szene ist vor dem Palaste der Opalinski. Jener von der einen und dieser von der andern Seite.

Amru (indem er den Zuzi erblickt, erstaunt).

Der nämliche! Vollkommen, wie er gestern
Hier ebenfalls herum sich trieb! Er ist's,
Er ist's gewiß! Ich ruf' ihn an. — Zuzi! —
Er thut, als hör' er nicht! — Zuzi! Er kehrt
Sich von der Stimme, wirft zerstreute Blick'
Ins Weite, fängt die Feueressen an
Zu zählen. Recht! So macht man's allerdings,

Wenn man nicht hören will. — Er soll, er muß
Mich aber hören.

(Er geht auf ihn zu, und Zuzi, der ihn nicht anders als sehen kann, blickt ihm fremd und gleichgültig ins Gesicht.)

Zuzi.

Nu?

Amru.

Ja, wenn er mich
Im Ernst nicht hört, nicht hören will, so hab'
Ich freilich mich betrogen. Nur nicht erst
Seit heut und gestern — (sachte) Zuzi! Sultan-Golga!

Zuzi.

Nu? Gilt das mir?

Amru.

Nicht? wahrlich nicht? So nehmt's
Nicht übel! (Kehrt ihm nochmals den Rücken.)

Zuzi.

Freund, Ihr seid — ja wohl ein Tartar?

Amru.

Ihr nicht? Ihr nicht? — Sonach, als Zuzi jüngst
Im Treffen blieb, stahl sich ein böser Geist
In seinen Leichnam, warf ein polnisches
Gewand um die zerfetzten Glieder und
Will Freund und Feind zum besten haben?

Zuzi.

Ich
Versteh' Euch nicht.

Amru.

Was also plaudern wir?
Lebt wohl! (Will gehn.)

Zuzi.

Bleib, Amru! — Denn der bist du doch? —

Amru (ärgerlich).

Ich sagte lieber Nein!

Zuzi.

So? Dich zu rächen?
Das kannst du doppelt, wenn du deinerseits
Nun mich nicht kennen willst, sobald du mein
Geschäft an diesem Ort, in dieser Tracht
Vernimmst.

Amru.

Das ist? — Was kann es anders sein,
Als unsre Schande wieder gut zu machen?
Als abzusehen, wie am sichersten
Den stolzen Polen wieder beizukommen?

Zuzi.

Das sollt' es freilich sein, mein itziges
Geschäft —

Amru.

Und ist?

Zuzi.

Und ist ein Mädchen.

Amru.

Dacht'
Ich's doch!

Spartacus.*)

Aus der Erzählung des Florus (Lib. III. cap. 20) kann ich wenig oder nichts brauchen. Er spricht mit einer Verachtung von meinem Helden, die fast lächerlich ist, und hält den Krieg, den die Römer gegen ihn führen müssen, noch für weit unrühmlicher als die vorhergehenden Kriege mit den Sklaven. Denn Sklaven, sagt er, sind doch wenigstens eine zweite Gattung von Menschen, quasi secundum hominum genus sunt. Aber Fechter! zu blutigen Spektakeln Verdammte! Auch macht er von dem Spartacus eine schlechte Idee, wenn es wahr ist, daß er auf diese Art zum Fechter verdammt worden: de stipendiario Thrace miles, de milite desertor, inde latro, deinde in honore virium gladiator.

Mein Spartacus muß das nicht selbst gethan haben, was Florus von ihm sagt: defunctorum praelio ducum funera imperatoriis celebravit exequiis, captivosque circa rogum jussit armis depugnare. Er muß es nur nicht haben verhindern können. Crixus muß es veranstaltet und gewollt haben.

Die insignia und fasces, die er von den Prätoren erbeutet und die ihm seine Soldaten übertragen, kann ich ihm brauchen lassen. Aber nicht sowohl aus Stolz und Verhöhnung der Römer, sondern zu Schützung und Heiligung seiner Person in Steurung der Ausschweifungen und Grausamkeiten des gemeinen Mannes. Er kann sogar damit in dem Lager des Crassus erscheinen und Crasso, der darüber empfindlich ist, mit wenigem sagen, welchen heilsamen Gebrauch er für die Römer selbst oft davon gemacht.

Crassus. Ich bewundere deine Bescheidenheit, Spartacus — doch einen Liktor weniger als ich —

Spartacus. Weil wir ein Beil weniger von dem Cajus Cassius erbeutet — nicht weil ich bescheiden bin. — Hätten wir ein Beil mehr erbeutet 2c. — Doch dieses ist vielmehr geringern Personen in den Mund zu legen. —

Crassus. Man kann annehmen, daß er sich zum Kriege gegen den Spartacus aus einer eigenen Ursache drang. Bei seinem schändlichen Geize hielt er seine Sklaven für seinen

*) Zuerst gedruckt im „Theatralischen Nachlaß".

größten Reichtum und wußte mit ihnen mehr wie mit allem andern zu wuchern. Er hatte, wie Plutarch sagt, unter ihnen so viele und so vortreffliche, τοσουτους και τοιουτους,

ἀναγνωστας, lectores,
ὑπογραφεις, amanuenses,
ἀργυρογνωμονας, argentarios,
διοικητας, dispensatores,
τραπεζοκομους, structores,

die er zum Teil selbst abgerichtet hatte. Er wußte also am besten, was ein Sklave wert war, und wie viel die Römer durch sie verlören.

Dieses kann ich zugleich für die Ursache angeben, warum er sich in keinen Vergleich mit dem Spartacus einlassen wollen. Denn Appianus sagt ausdrücklich, daß Spartacus ἐς συνθηκας τον Κρασσον προυκαλειτο, und man kann annehmen, daß die Bedingung ihre gänzliche Freiheit gewesen. Diese verwarf er, ob ihm gleich Spartacus versichert, daß er sich nicht Rechnung machen dürfe, viele gefangen zu bekommen.

Crassus hat einen Waffenstillstand mit dem Spartacus gemacht unter dem Vorwande, Verhaltungsbefehle von Rom über seine Vorschläge einzuholen. Aber er greift ihn an, ehe dieser zu Ende, um dem Pompejus zuvorzukommen.

Ich erdichte, daß Crassus ehedem eine Frau aus Lucanien gehabt, von der er sich aber scheiden lassen, um eine reichere zu heiraten. Die Geschiedene hat von ihm eine Tochter, welche in den Händen des Spartacus ist.

De Gladiatoribus,

ex Sermonibus Saturnalibus Lipsii.

Duplex genus fuisse inter gladiatores, *coactos* et *voluntarios*. Coacti servi, damnati, captivi. Voluntarii liberi, qui pretio se addicebant. Hi postremi proprie *auctorati* dicti. — Auctoramentum pretium ipsum et merces.

Auctoratio liberi juramento solenni interposito fiebat. Quod juramentum est apud Petronium — uri, vinciri, verberari, ferroque necari —

Das letzte entscheidende Treffen zwischen dem Spartacus und Crassus war in Lucanien, ad caput Silari, welcher Fluß ohngefähr bei Potentia (itzt Potenza) entspringt. Andere an dem Flusse und da herum liegende Städte sind Aternum . . . . .

Der Silarus fließt in das Tyrrhenische Meer. Von der

andern Seite fließt der Bradanus in den Tarentinischen Meerbusen.

Pompejus kann bereits am Vultur, dem Gebirge in Apulien, angelangt sein, und Crassus kann ein Teil seines Heeres über den Bradanus geschickt haben, um den Spartacus von Tarentum und Brundisium, das ist von Kalabrien, abzuschneiden, so daß Spartacus gezwungen ist, zu schlagen.

Bei den Göttern — bei Gott! Du bist
Ein außerordentlicher Mann! Das bist du, Spartacus!

Spartacus.

Da seht, wie weit ihr seid, ihr Römer, daß
Ihr einen schlichten, simpeln Menschen müßt
Für einen außerordentlichen Mann erkennen
Ich bin sehr stolz und dennoch überzeugt,
Daß ich kein beßrer Mensch bin, als wie sie die Natur
Zu hundert — täglich, stündlich, aus den Händen wirft.

Spartacus. Sollte sich der Mensch nicht einer Freiheit schämen, die es verlangt, daß er Menschen zu Sklaven habe?

Der Konsul. Ich höre, du philosophierst, Spartacus.

Spartacus. Was ist das: du philosophierst? — Doch ich erinnre mich — Ihr habt den Menschenverstand in die Schule verwiesen, um ihn lächerlich machen zu können — Wo du nicht willst, daß ich philosophieren soll — philosophieren — es macht mich lachen — Nun gut, — wir wollen fechten! — Lebe wohl! — Auf Wiedersehen — wo der Kampf am hitzigsten wird sein!

Des Spartacus gewesener Herr (welcher den Konsul unterbricht, um nachdrücklicher, wie er glaubt, zu reden). Du kennst mich?

Spartacus. Wer bist du?

Der Herr. Wie? Deinen Herrn verleugnest du? willst du nicht kennen?

Spartacus. Laß es gut sein, Pompejus, daß ich dich nicht kennen will!

Der Herr. Räuber!

Spartacus. Räuber?

Der Herr. Des Kostbarsten, was ich gehabt.

Spartacus. Der Punkt betrifft nur uns zwei! davon unter uns allein, hernach — Laß itzt den Konsul sprechen —

Der Galeerensklave.*)

I. Im Wirtshause.

1. Georg Cooper und seine Tochter. 2. Dieselbe und der Kapitän. Alles fertig, Bezahlung der Arbeiter, welche Le Fevre verrichten soll, weil der Kapitän Geschäfte hat. 3. Georg Cooper und seine Tochter, die den Vater bittet, diesem etwas mehr als seinen verdienten Lohn zu geben. 4. G. Cooper, seine Tochter und Le Fevre. Aeußerung seines Charakters. Cooper gibt ihm die ganze ungezählte Börse, die Arbeiter zu bezahlen, womit Le Fevre abgeht. 5. Betrachtung über den Le Fevre und ab. Cooper will nach dem Hafen gehen.

II. Am Hafen.

1. Le Fevre kömmt und hat bezahlt und ihm entgegen Cooper. Cooper läßt ihm, was noch in dem Beutel ist, für seinen Lohn. Le Fevres Dank und Antrag, es auf dem Wege nach Paris an einen gewissen Mann abzugeben. „Verlaß dich darauf! Zähle, wie viel du hast!“ „Sechsunddreißig Livres“ (? Louisdor). „Die will ich ihm geben.“ Cooper schickt ihn weg. 2. Cooper erst allein, nachher der alte Le Fevre, der bei ihm Erkundigung einzuziehen (?) sucht. Cooper ab. 3. Der Alte mit verschiedenen Galeerensklaven, die er fragt. 4. Der Alte voller Betrübnis. Le Fevre dazu. Sie erkennen sich. Der Sohn beschwört ihn, sich nicht zu entdecken. Der Alte wird schwach, der Sohn führt ihn in ein kleines Wirtshaus und verspricht, ihn zu besuchen.

III.

Der Vater ist wieder zu sich selbst gekommen und will seinen Sohn aufsuchen.

---

*) Zuerst gedruckt in: Danzel, Lessing, unter dem Titel: „Ein Blatt aus später Zeit.“

Die Gebrüder Dürer

oder

Die Großmütigen.*)

Der Graf von Karlstadt. Andreas Dürer.
Cölestine. Ein Colonna.

I. Aufzug. Sz. I. Cölestine an dem Rahmen und wechselt ihre Arbeit mit Lesen ab. Sie hört eine Karosse kommen und tritt ans Fenster. „Was? vor unserm Hause tritt der vornehme Herr aus? Was für ein ehrwürdiger Mann! Husch mit den Büchern weg! Die Mannsleute lachen uns doch nur aus, wenn wir armen Mädchens ihnen zu Gefallen gern ein wenig klüger sein möchten." — Sz. II. Ein Bedienter meldet den Grafen an, welcher ihm sogleich nachfolgt. Er wolle den Herrn Andreas Dürer sprechen. Sie will, wie sie sagt, ihren Vater sogleich suchen. Sie läßt ihn allein. — Sz. III. Der Graf allein. Er bewundert Cölestinens ungekünstelte Artigkeit. „Was für ein sanft reizendes Auge! Welche holdselige Bescheidenheit! Ach, wenn sie es selbst wäre, die ich suchte! Doch sie nannte ihn ja Vater. Meine Tochter soll nicht bei Herrn Dürer sein; er soll mir nur Nachricht von ihr zu geben wissen. Wer weiß, wo sie ist? Wer weiß, zu welchem Pöbel sie ihr Unglück verschlagen hat? Ich suchte sie mit dem väterlichsten Verlangen und zittre, sie anzutreffen. Wie leicht, wie leicht kann sie mir unwürdig geworden sein, daß ich sie für meine Tochter nicht erkennen kann, und daß ich ihr nichts als ihre Niedrigkeit durch kleine Wohlthaten erträglich machen kann! Er sieht den Rahmen und bewundert ihre Arbeit. Er findet das Buch und legt Geld hinein. — Sz. IV. Andreas Dürer und

---

*) Zuerst gedruckt in: Danzel, Lessing.

der Graf. Dieser sagt jenem, er habe gehört, daß er ihm von einem jungen Frauenzimmer Nachricht geben könne, welches in — — in Pension gewesen, wo er ehemals selbst gewohnt habe. Der Alte sagt ihm, daß er dieses kenne. Er fragt aber vorher, warum er sich danach erkundige. Der Graf thut verschiedene verfängliche Fragen und verlangt endlich, da er hört, daß es Cölestine gewesen, daß er sie ihm solle abfolgen lassen. Dürer wird darüber verdrießlich und glaubt, daß sie der Graf zu einer Maitresse ausgesehen habe, und verläßt ihn. Der Graf muß sich also auch wieder wegbegeben.

II. Aufzug. Sz. I. Dürer. Colonna. Cölestine. Dürer gibt beiden von dem Anliegen des fremden Herrn Nachricht. — Sz. II. Colonna. Cölestine. Anfangs ein verliebtes Gespräch. Wie Colonna das Geld aber in dem Buche findet, wird er eifersüchtig und rasend. — Sz. III. Der Graf kömmt dazu. Cölestine fährt auf ihn los, schmäht auf seine Geschenke, und Colonna legt sich auf sehr heftige Art darein. Er entdeckt dadurch, daß seine Tochter einen Liebsten hat, und geht voller Betrübnis und Verdruß.

Werther der Bessere.*)

Act. I.

Sc. I.

Es ist Nacht, und er liegt noch im Bette, aber wach und voller Grillen und Verzweiflung. Er springt auf und will Licht anschlagen, zündet auch endlich seine Lampe an. Diese drohet bald zu verlöschen, weil es ihr an Oel gebricht. Er will Oel aufgießen, und es ist keins in der Flasche. Er will geschwind noch eine Pfeife Tabak anzünden und so rauchend der aufgehenden Sonne am Fenster harren. Aber sein Tabaksbeutel ist leer. Selbst in seinem Meißnerkruge ist kein Trunk mehr, und er getraut sich nicht, dem Mädchen im Hause zu rufen. Er glaubt zwar gehört zu haben, daß sie schon auf sei, er fürchtet aber, daß sie es endlich müde werden müßte, ihm für null und nichts aufzuwarten. Die Lampe erlischt, und er wirft sich wieder aufs Bette.

Sc. II.

Marthchen und Werther.

---

*) Zuerst gedruckt in der Lachmannschen Ausgabe von Lessing.

Komische Einfälle und Züge.*)

I.

Sie hat ja nur ein Auge — —

O, desto eher wird sie sterben, da sie nur eins zuzuthun hat!

II.

Kurz, ich hab' es beschlossen, kann ich Angeliken nicht erhalten, so soll mich bald dieser Degen von meinem traurigen Schicksale befreien.

Die Thorheit werden Sie doch nicht begehen. Das Ding ist von übeln Folgen.

Wie so?

Ja, ja, ich versichere Sie, es ist von sehr übeln Folgen.

Wie denn so?

Ich habe von einem sehr geschickten Medico gehört, daß der Gesundheit nichts nachteiliger wäre, als sich einen Degen durch den Leib stoßen — — —

Ah, das muß ein geschickter Medicus gewesen sein — —

Das versichere ich Sie, ein rechter geschickter. Er sagte auch noch dazu, es wäre der nächste Weg in jene Welt.

III.

Der Untreue, der Gottlose, der Nichtswürdige — — sprach sie.

Laß nur itzt diese Beinamen weg — —

Ach, ich bin ein gewissenhafter Historikus — — — Seine Flucht bringt mich ums Leben. Sie stand in vollem Eifer auf, ergriff ihr Porzellan, warf es zur Erde, zerriß ihre Bilder, schmiß ihre ganze Möbeln zum Fenster hinaus, und sich selbst warf sie — —

Sich selbst — — Wohin? wohin?

In Großvaterstuhl.

*) Zuerst gedruckt im „Theatralischen Nachlaß".

IV.

Der Herr und Peter.

Peter! Peter!

Nu, wer ruft — —

Ich.

Ei, Ihr — — — —

Komm raus!

Nein, nein — — ich kann nicht. Mein Herr möchte mich rufen. Ich muß drinnen bleiben, daß ich da bin —

Komm raus!

Kommt rein, wenn Ihr was mit mir zu reden habt 2c.

V.

Hast du wohl Lust zu reisen?

O ja — — wenn die Schenken nicht weit voneinander liegen.

VI.

Den Medicum um Verzeihung zu bitten, daß man so lange nicht krank gewesen.

VII.

Octave. Peter.

Peter. Nu, Herr, habe ich Euch nicht einen rechten kurzen Weg geführt? Hier seid Ihr nu, wo Ihr habt sein wollen. Da ist Herr Anselmos Haus. Adieu!

Octave. Nu, das ist gut. Ich bedanke mich. Adieu!

Peter. Ich will immer gehen; adieu, Herr, adieu!

Octave. Adieu, guter Freund, adieu!

Peter. Haben Sie mir sonst nichts zu sagen? Ich will nun gehen.

Octave. Nein. Geht nur, geht! Adieu!

Peter. Ah, bei Gelegenheit, Herr Octave, nehmen Sie mir's doch nicht übel: Meine Frau sagte, wenn Sie mir etwa was geben wollten, ich sollte ja nichts nehmen — — —

Octave. Haha! Ich versteh' das Deutsch. Da hast du einen halben Gulden zu vertrinken.

Peter. Ah, großen Dank, mein Herr, großen Dank!

Octave. Ich dachte, deine Frau hätte dir befohlen, nichts zu nehmen — —

Peter. Ja, mit der linken Hand — — Adieu! Adieu!

VIII.

Die Weiber müssen über die Kinder zu befehlen haben und nicht die Männer; denn sonst würden die Männer oft

über was disponieren, was ihnen doch nicht zugehörte. Das Gesetz ist ganz deutlich: Mater certa, pater vero incertus.

IX.

Ich kenne ihn nicht. Aber ich habe einen guten Freund, der einen andern guten Freund hat, und der ein guter Freund von einem guten Freunde des Pierrot ist.

X.

Verdrießen dich diese Verweise nicht?

Ah — was verdrießen? Die Pillen muß man verschlucken und nicht kauen.

XI.

Wer ein alt Haus reparieren und eine junge Frau befriedigen will, der muß immer wieder von vorne anfangen.

XII.

Lisette. Johann.

Johann. Ja so, daß ich's nicht vergesse! Da hier, Lisette, von meinem Herrn — — —

Lisette. Was? Hält mich dein Herr für so ein interessiert Mädchen?

Johann. Greif nur zu und nimm's! Wer wird sich so schämen?

Lisette. Nein! Nein, ich diene deinem Herrn aus bloßer Großmut. Wie viel ist in dem Beutel?

Johann. Zwölf Dukaten. Greif zu, ich kriege sonst Gescholtenes — —

Lisette. Sind sie neu?

Johann. O, wenn du nicht willst, so stecke ich sie wieder ein.

Lisette. Nu, gib sie nur her, gib sie! Dein Herr möchte dich ausschelten. Und ich mag nicht gern daran schuld sein.

XIII.

Es sind doch rechte uncivilisierte Leute in der Stadt. Wenn man etwa einmal einen galanten Fluch von sich hören läßt, so erschrecken die Narren, als wenn ein Stücke losginge. Wenn man sich etwa mit einem Mädchen ohne Beihilfe des Priesters einläßt und ihr ein kleines Merkmal der Zärtlichkeit hinterläßt, so ist gleich allerorten so ein Aufruhr, daß ein ehrlicher Mann davonlaufen muß. Das Trinken ist noch das einzige, was kein Aufsehen macht, aber das Getränke ist auch

so schlecht, daß man es durchaus verbieten sollte, aus Furcht, ein rechtschaffner Kerl möchte einen Ekel für alles Trinken bekommen.

XIV.

Die Trauungen sind in der That nichts anders als Erfindungen der Priester, dann und wann einen kleinen Profit zu haben. Aber die Narren, wenn sie mir nur folgen wollten, so schafften sie die Trauungen ab: ich weiß gewiß, was sie hiebei einbüßten, käm' ihnen an den Kindtaufen zehnmal wieder ein.

XV.

Lucinde (verliebt in Erasten). Marton.

Lucinde. Ist er ausgegangen?

Marton. Wer denn?

Lucinde. Ob er ausgegangen ist?

Marton. Euer Bruder?

Lucinde. Nein.

Marton. Euer Bedienter?

Lucinde. Wer redt von meinem Bedienten? ist Erast ausgegangen?

Marton. Ich glaube nicht. Aber wie habe ich's sollen raten, daß Sie von dem reden?

XVI.

Marton. Pasquin.

Marton. Wen suchst du denn, Pasquin?

Pasquin. Ich suchte eine Närrin. Ich habe dich gefunden, und nun suche ich niemanden mehr.

XVII.

Wenn der Teufel und ein Eremite lange beisammen leben, so wird entweder der Teufel ein Eremite oder der Eremite ein Teufel werden.

XVIII.

Monsade. Pasquin.

Pasquin. Die Zeit, wo Sie gar nichts machen, ist bei Sie noch am besten angewandt.

Monsade. Und du bist am witzigsten, wenn du gar schweigst.